This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

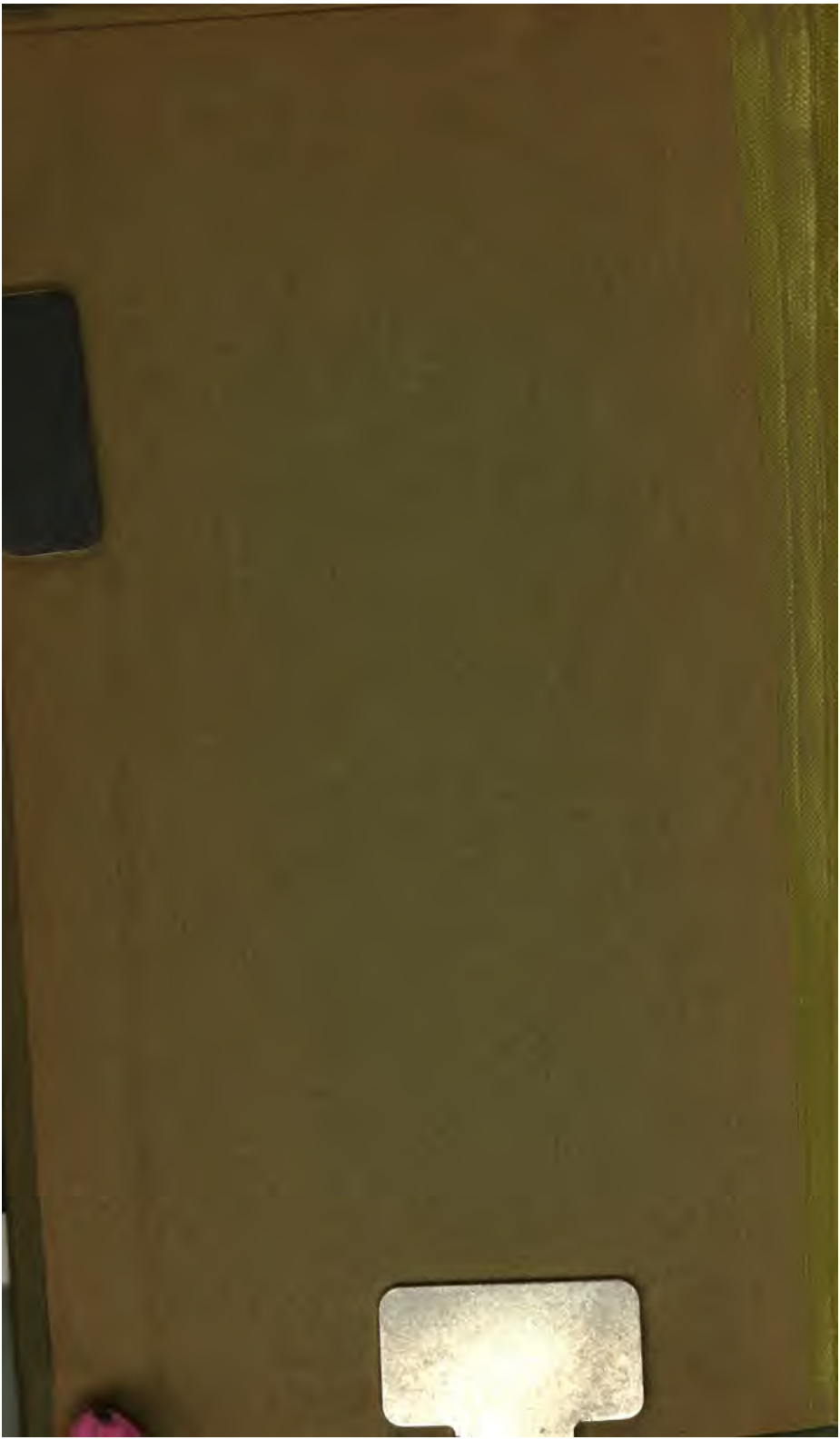
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

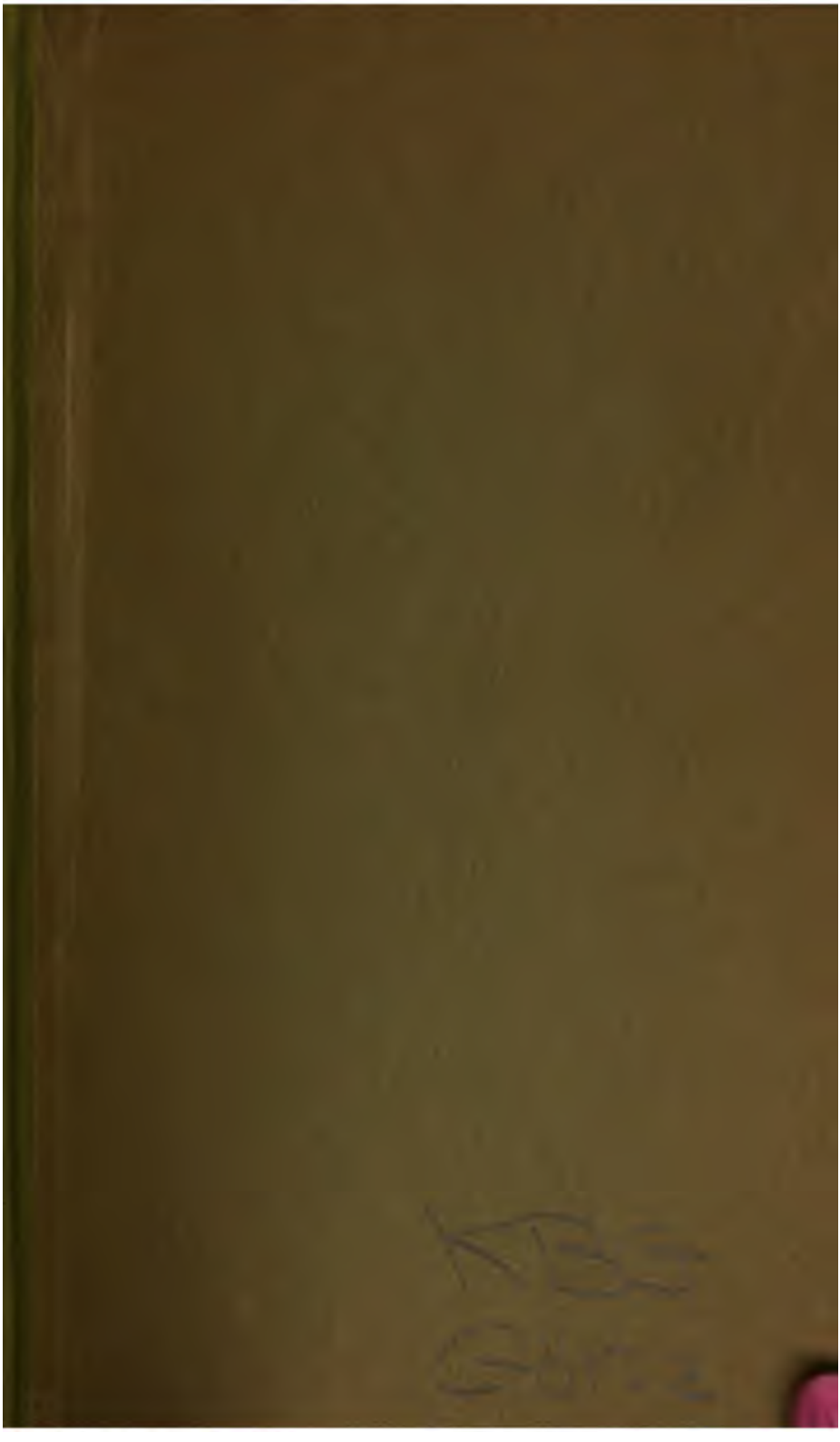
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

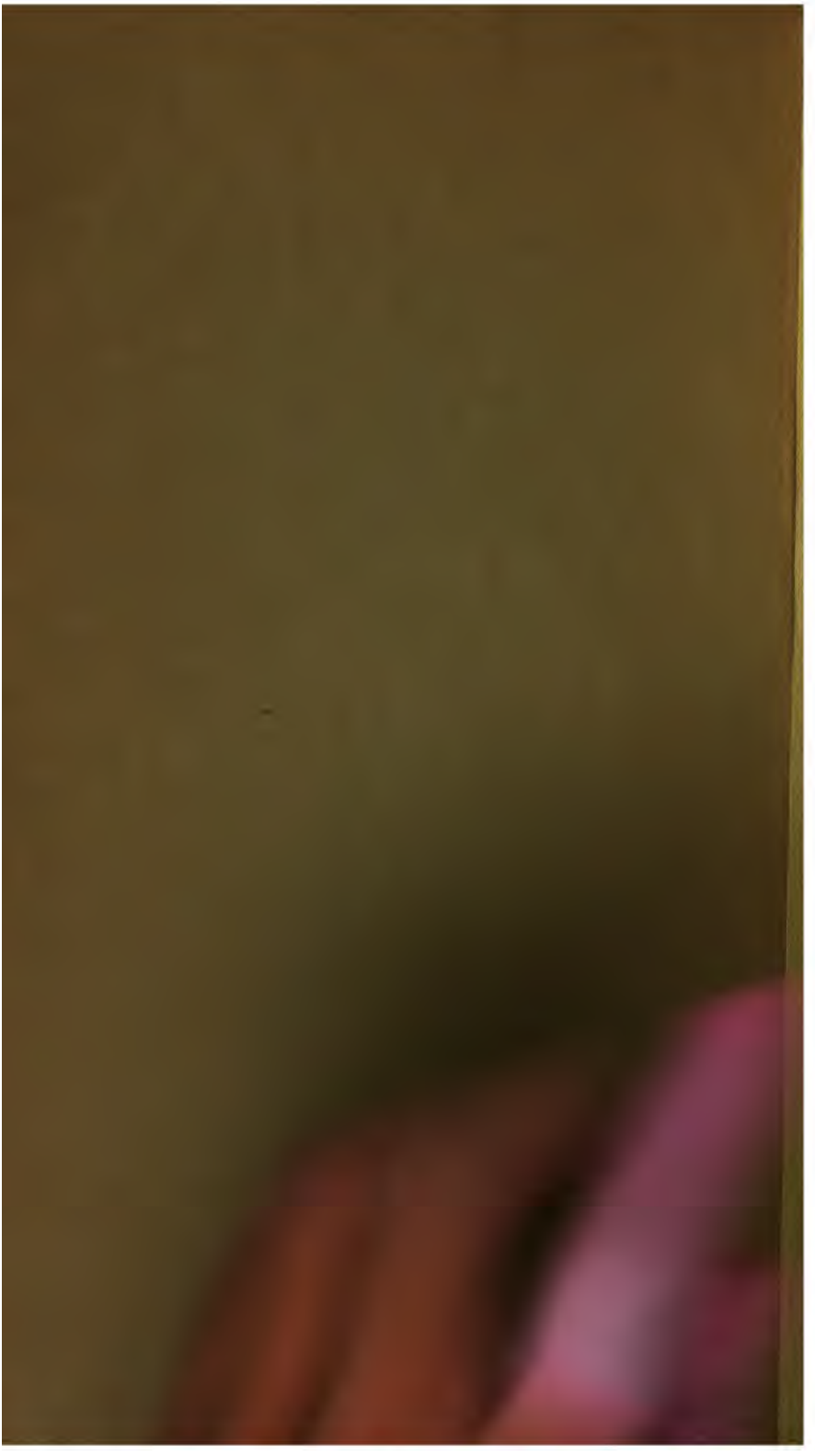
About Google Book Search

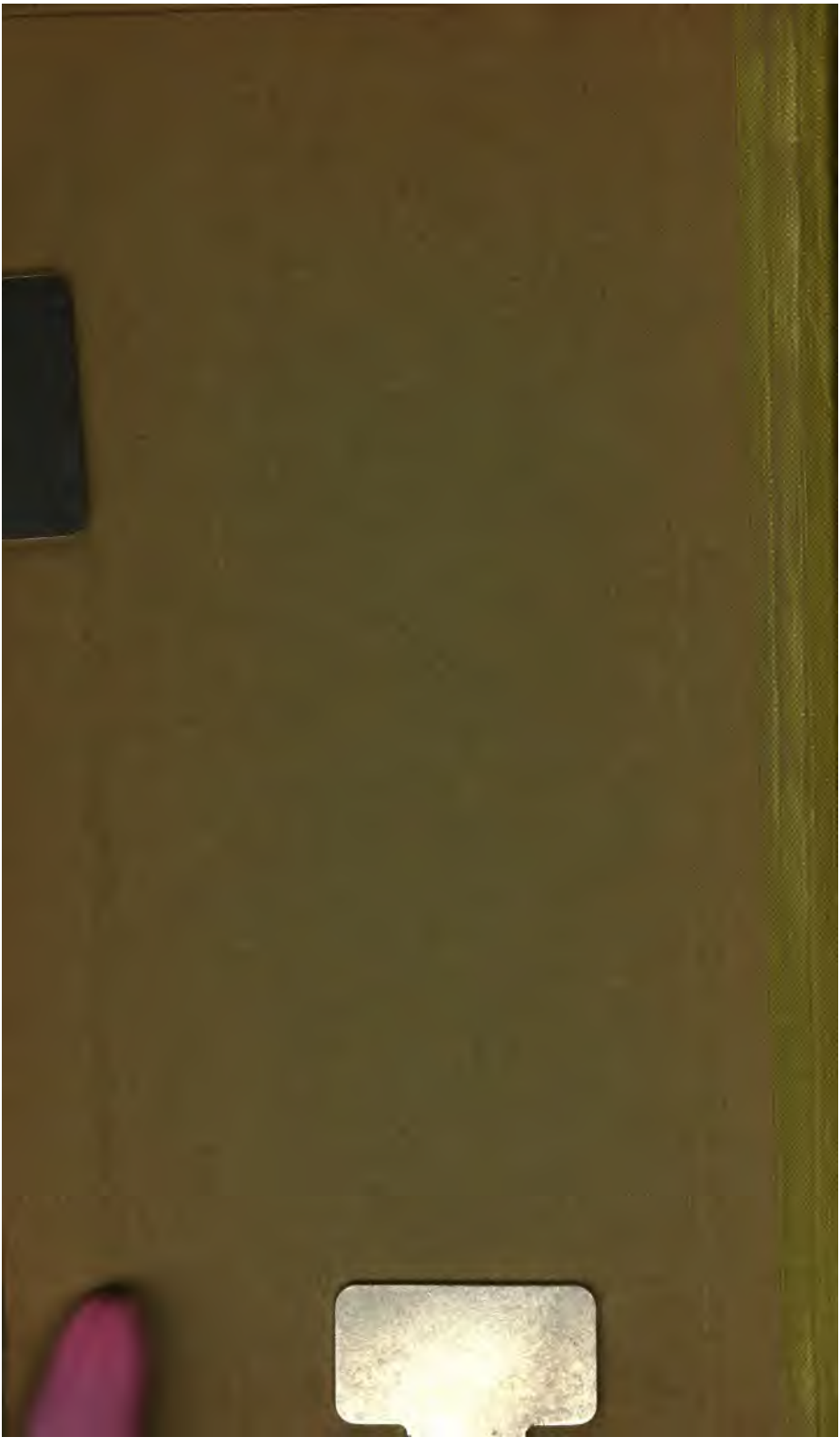
Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 00330392 6









Reiſe um die Welt

in den Jahren 1844—1847.

Von

Carl Grafen von Görtz.

2

Zweiter Band.

Reiſe in Weſtindien und Südamerika.

Mit einer Karte.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

1853.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Erſter Abſchnitt. Ankunft in Habana — Palmen — Klima — Leben in den Straßen — Spaziergänge — Mordthaten — Tacon — Amerikaniſche Angriffe — Negerverſchwörung — Corvette vom Stapel — Stiergefechte — Teatro de Tacon — Tabakfabrikation. Seite 1—29.

Zweiter Abſchnitt. Angerona — Garten von Cuba — Don André — Kaffee- und Zuckerbau — Negercharakter — Butts' Reiſe in Guinea — Sklavenhandel — Behandlung — Creolen — Hahnenkämpfe — Waſſerjagd — Hirſchjagd zu Pferd — Tropiſche Natur — Von Habana nach der Südküſte — Batabanó — Santiago de Cuba. Seite 30—93.

Dritter Abſchnitt. Jacmel auf Haiti — Militäriſche Carrikaturen — Ritt nach Port-au-Prince — Waffenwacht — Geſchichtliches — Rivière's Aufſtand — Volkscharakter — Weiße — Farbige — Miniſter — Schulen — Finanzen — Zuckerpflanzung — Armee — Leichenfeier — Pierrot's Einzug — Rückkehr nach Jacmel — Fauſtin Soulouque. Seite 94—164.

Vierter Abſchnitt. Ueber Puerto-Rico nach St. Thomas — Lage — Miliz — Santa Cruz — Anbau — Lotophagen — Generalgouverneur von Scholten — Sklaverei — Pflanzerleben — Albino — Zitteraal — Krankheit — Tropiſches Klima — Mond — Südlicher Himmel. Seite 165—203.

Fünfter Abſchnitt. Die kleinen Antillen — Weſtindiſche Dampfſchiffe — Tortola — St. Kitts — Nevis — Montſerrat — Antigua — Guadaloupe — Dominica — Martinique — Landung — St. Pierre — Lanzenſchlange — Experimente — Franzöſiſche Creolen — Grenada — Beehive — Gaſtfreiheit — Folgen der Emancipation — Freie Neger — Kolibri — Regenzeit — Nach Barbadoes — Seekrankheit — Tobago — Engliſche Kirche — Seite 204—258.

Sechster Abſchnitt. Britiſch-Guiana. — Georgetown in Demerara. — Musquitos — Geſundheitszuſtand — Holländer — Neger-Emancipation — John Bull — Kriſis — Einwanderung — Warnung für Deutſche — Coolies — Portugieſen — Demagogen und Abolitioniſten — Engliſche Tafelfreuden — Pfefferfreſſer — Negerbevölkerung. Seite 259—304.

Siebenter Abſchnitt. Eſſequibo — Eldorado — Fahrt auf dem Eſſequibo und Supiname — Anſiedlung Indiana — Leben im Urwald — Indianer — Natur — Palmyra — Schotten — Strafcolonie — Lebensmittel in den Tropen — Der Mazaruni und Cuyuni — Ausſätzige — Miſſionen — Wechſelfieber — Rückkehr nach Georgetown. Seite 305—349.

Achter Abſchnitt. Ueber Grenada nach Jamaica — Port

Royal — Kingston — Maroon-Neger — Lootsen — Santa Marta — Cartagena — Chagres — Reise auf dem Fluß — Bevölkerung — Cruces — Ritt nach Panama — Plan der Durchstechung — Alexander von Humboldt. Seite 350—383.

Neunter Abschnitt. Panama — Volksvergnügen — Kirchen — Die Brig Mazeppa — Seeleuchten — Sturm — St. Elmsfeuer — Die Linie passirt — Payta — Wüste von Sechura — Wallfischfänger — Krankheiten der Seeleute — Reinigungsproceß — Callao — Quarantäne. Seite 384—420.

Zehnter Abschnitt. Landung in Callao — San Lorenzo — Fahrt nach Lima — Gastfreiheit — Deutsche Kaufherren — Leben in den Straßen — Saya y manto — Kirchen und Klöster — Museum — Theater — Stiergefechte — Corso — Weihnachten — Creolen — Politische Wirren — Armee — Indianer — Europäer — Klima — Warnung für Auswanderer — Chorillos — Lurin — Ruinen von Pachacamac — Ausgrabungen — Cajamarquilla. Seite 421—469.

Eilfter Abschnitt. Reise in die Andes — Cocachacra — Matucanas — Maulthiere — Flora — Pöppig — San Mateo — Yaulyaca — Die Beta — Wasserscheide von Antarangra — Morococha — Klima — Bergwerkbetrieb — Indianer — Leibeigenschaft — Verschlossener Haß — Llama — Ausflug nach dem Plateau — Die zwei Cordilleras — Jagd — Puipui — Condor — Stärke des Schalls — Rückkehr nach Lima. Seite 470—500.

Zwölfter Abschnitt. Entschluß zur Reise nach China — Rückblick auf Amerika — Die Vereinigten Staaten — Spanisches

Amerika — Weſtindien — Zukunft — Chineſen — England — Leben an Bord — Malayiſche Mannſchaft — Thierwelt — Paſſatwinde — Die Linie paſſirt — Meridian der Antipoden — Magellan'ſche Wolken — Rodewald Island — Saypan und Tinian — Baſhee-Inſeln — Sturm im chineſiſchen Meer — Ankunft des Lootſen. Seite 501—530.

Erſter Abſchnitt.

Habana.

Wir erreichten Habana, das Ziel einer kurzen aber ſtürmiſchen Ueberfahrt von der Mündung des Miſſiſſippi her, am 9. Januar 1845 in der Nacht. Mit höchſter Ungeduld erwartete ich den Anbruch des Tages, an welchem mir der Eintritt in die Herrlichkeit der Tropen beſchieden ſein ſollte, und dieſe letzte Nacht die wir noch an Bord im Hafen zubringen mußten, war wohl für manchen von uns, wie für mich ſelbſt eine ſchlafloſe. Der erſte Blick auf Stadt und Hafen iſt weniger prächtig, als ſchön und charakteriſtiſch, und da er auf Palmen fällt, poetiſch genug: hohe, theils felſige Ufer ſind von gewaltigen Befeſtigungen gekrönt, welche die enge Einfahrt wie das weite Becken dieſes wegen ſeiner Größe und Sicherheit weltberühmten Hafens beherrſchen; öſtlich auf einer grünen Hügelreihe erheben ſich die Caſtelle des Morro und nach innen der Cabaña, an

deren Fuße mein glückliches Auge die ersten Palmen erblickte; gegenüber die Stadt, ziemlich flach gelegen, deren Thürme hinter dem Mastenwald zahlreicher Schiffe hervorragen; die Kirchen, ehrwürdig aussehende Kolosse von alterthümlichem Charakter, dann die Häuser mit flachen Dächern, bald hoch bald niedrig, mit Arkaden und Gallerien versehen, und in den lebhaftesten Farben, blau, gelb und grün angestrichen, erfreuen den Blick, dem nach den schmuck- und ausdruckloſen Backsteinmassen der Vereinigten Staaten ein solches Bild doppelt willkommen ist. Ein prächtiger reiner Himmel und eine weiche Wärme der Luft, die in dieser Jahreszeit noch nicht drückend ist, vollenden den Eindruck.

Man hatte uns alsbald nach einem Gasthof gewiesen, der unter der Leitung eines Nordamerikaners nordischen Comfort mit den Vorzügen, welche die Bauart der Wohnungen in heißen Ländern gewährt, zu vereinigen versprach. In der That bestand Mansion House, das war der Name, mehr aus offenen Gallerien als aus geschlossenen Räumen; weite offene Gänge umgeben von allen Seiten den inneren Hof, für den Genuß der frischen Luft wie des Schattens gleich zweckmäßig, und hier war nicht nur jede Bequemlichkeit des Aufenthalts, sondern auch der Speisetisch hergerichtet, während nur eine geringe Zahl von Kammern nach außen zu zum nothdürftigen Unterkommen der Bewohner diente. Hier

mußte denn die Abwesenheit jeder Wohnlichkeit, der geplättete Fußboden, die Läden welche die Fenster ersetzten, für einen erfreulichen Beleg des glücklichen Klima's gelten, das jede Fürsorge in welcher der arme Nordländer seinen Comfort sucht, entbehrlich machte.

Dieser Gasthof war der Sammelplatz einer Zahl von Deutschen, welche theils fremd wie ich und Gäste im Haus, theils schon länger ansässig, sich Mittags und sonst dort zu vereinigen pflegten. Ich fand vielen angenehmen Umgang unter ihnen, und wir genoßen so doppelt die größeren und kleineren Ausflüge in der neuen, so reizenden Umgebung. Wenn der Fremde in einer europäischen Stadt es sich meist angelegen sein läßt, die Sehenswürdigkeiten in ungemüthlicher Hast abzufertigen, so lädt das tropische Klima dagegen zum trägen Genuß aller Eindrücke ein, ja es verbietet jede Uebermüdung, die, in der Sonnenhitze namentlich, gefährlich werden würde.

Ein erster Ausgang in den Straßen von Habana ist höchst anziehend und an neuen, erotischen Bildern reich. Durch die engen und winkeligen Straßen, die nach südlicher Art den Anwohnern wie ein Vorplatz ihrer Häuser dienen, treibt sich eine bunte Menge; neben den stattlichen Figuren der Spanier die Neger in abenteuerlichem, dem Klima entsprechendem Aufzuge; Reiter auf Pferden und Maulthieren die meist in raschem Galopp daher sprengen bedrängen unabläßig den Fußgänger,

und gar das landesübliche Fuhrwerk der Volante, welches auf den Fremden einen großen Eindruck zu machen pflegt: die Volante ist zweisitzig mit Verdeck, hat zwei Räder von sechs Fuß und eine unmäßig lange Gabeldeichsel, dergestalt daß das Pferd wohl zehn Fuß von der Achse entfernt ist; das Auffallendste aber ist daß der Sitzkasten nicht über der Achse, sondern in der Gabeldeichsel hängt und gleichmäßig auf Achse und Pferd lastet; dieses ist meist ein Pony, mit kurz abrasirter Mähne, den Schweif in einen Zopf geflochten der an den Sattel gebunden ist; auf dem armen Thier, das so ganz gegen die Regeln des Gleichgewichts seine Last ziehen muß, sitzt obendrein der Calesero, ein Neger in Jockeyjacke und ungeheuren Lederkamaschen, meist der Sporen an den nackten Fuß geschnallt. Man sitzt bequem in diesem seltsamen Fuhrwerke, und ist durch das Verdeck und ein noch davor gespanntes blaues Tuch gegen die Sonne geschützt; hoch und niedrig bedient sich der Volante, die das Wahrzeichen von Habana und oft sehr elegant geschmückt ist, ja als theuerster Besitz bei mangelndem Raume nicht selten im Wohnzimmer ihren Platz findet. So originell und hübsch die Volante sich in der Straße ausnimmt, so verderblich ist sie dem Fußgänger und Reiter, der oft von den hohen breitspurigen Rädern noch erreicht wird, wenn er dem Pferde längst ausgewichen ist. In den ungepflasterten Straßen fehlt es an Staub

und Schmutz nicht, desto angenehmer aber ist es, daß dieselben ganze Strecken hindurch mit Leinwanddächern von Haus zu Haus überspannt sind.

Man pflegt den Fremden zuerst auf die Plaza de armas, den Haupt- und Paradeplatz, der in keiner spanischen Stadt fehlt, zu führen, und der Eindruck ist allerdings ein schöner und mir unvergeßlicher. Die Statue des Königs Ferdinand VII., beschattet von vier herrlich gewachsenen Königspalmen, nimmt die Mitte des ansehnlich großen Platzes ein, den auf einer Seite der Palast des Generalcapitains, in maurischen Formen, und andere ansehnliche Gebäude begrenzen, sämmtlich in den lebhaftesten Farben angestrichen, die sich an dem tief blauen, immer klaren Himmel gar schön abzeichnen; bei uns würden solche Farben sich geradezu abgeschmackt ausnehmen. In einem bescheidenen Winkel steht die Kapelle des Columbus, auf der Stelle errichtet, wo er die erste Messe auf dem neu entdeckten Cuba lesen ließ. Allabendlich versammelt sich auf der Plaza die schöne Welt, um in der Kühle sich zu ergehen und die treffliche Militärmusik zu hören, für den Reisenden der aus Nordamerika kommt ein lang entbehrter Genuß. Diese Musik und die südliche Umgebung in einer unendlich klaren Mondbeleuchtung vereinigen sich zu einem wahrhaft zauberischen Effekt, und die Plaza de armas von Habana gehört zu den Reiseerinnerungen, die eine

ſchmerzliche und leidenſchaftliche Sehnſucht in mir erwecken können; das ſchöne Wort Goethe's, daß wer Neapel geſehen, nie ganz unglücklich werden könne, läßt ſich recht eigentlich auch auf die Tropen anwenden; aber umgekehrt möchte ich auch ſagen, daß wer ſolche Herrlichkeit geſchaut, jenen Stachel der Sehnſucht lebenslang fühlen, und in dieſem Sinne auch nie ganz glücklich wieder werden wird.

Neben dieſer Plaza beſitzt die Stadt wenige Schönheiten, die ausgenommen welche ſie dem hochverdienten Generalcapitain Tacon verdankt; das Preſidio de Tacon (Gefängniß) iſt vielleicht das ſchönſte Gebäude von Habana, nicht minder großartig iſt das von ihm erbaute Theater, und die von ihm angelegten Spazierwege. Der Paſeo de Tacon und de Iſabel ſegunda ſind unſchätzbar für die Bewohner der Stadt; auf letzterem beſonders pflegen die Damen in ihren Volanten einen Corſo in unabſehbarer Reihe zu halten, während ſchöne Promenaden für Fußgänger daneben angelegt ſind; eine Statue der Königin, als Kind dargeſtellt, iſt freilich ein Muſter einer unkünſtleriſchen Idee, weiterhin verewigt eine Marmorgruppe die indianiſche Königin Habana, von der die Stadt ihren Namen, vollſtändig San Criſtobal de la Habana* herleitet. Die Stadt verläuft

* Ich ſchreibe Habana, nicht Havana od er gar Havannah weil die Spanier ſelbſt der Regel nach ſo ſchreiben. Im Spaniſchen,

weithin in Vorſtädte mit ſehr unanſehnlichen Gebäuden, während die innere Stadt meiſt große, weitläufige Häuſer enthält, nach Nürnberger Art um einen großen Hof herumgebaut, aber freilich weit luftiger. Glasfenſter gehören zu den Seltenheiten, und es ſind nur hie und da als beſonderer Luxus Scheiben in die Läden eingelaſſen, oft reichen die Fenſteröffnungen bis auf den Boden des Zimmers, und ſind nur vergittert. So zeichnet ſich auch das Innere durch große Einfachheit der Ausſtattung, ſelbſt bei den Reichſten aus, vor Allem ſind weite luftige Räume geſchätzt, die man durch Tapeten, Teppiche oder ſchwere Möbel nicht beengen mag; dieſe letztern beſonders ſind auf Kühlung berechnet, und der Ehrenplatz den man dem Beſucher anweist, iſt der Seſſel der am meiſten im Zuge ſteht.

Die winterliche Kühle, auf der Nordküſte Cuba's noch ſehr bemerklich, welche das Thermometer kaum über 21° ſteigen ließ, war dem Genuß der Umgegend ſehr förderlich, und obwohl die nächſte Umgebung der Stadt ſich durch armen Boden und geringe Fruchtbarkeit auszeichnet, hat man doch überall den ſchönen Blick auf Stadt und See, und auf prächtige Palmengruppen; eine wirklich tropiſche Landſchaft muß man aber erſt im

gehen indeß b und v ſo in einander über, daß ich z. B. Billard einmal Viliar geſchrieben geſehen habe, auf einem Wirthshausſchild freilich, nicht in der Grammatik. Der Titel Habana's iſt außerdem siempre fidelisima, und auch Cuba trägt den wohlverdienten Namen la siempre fiel (fidèle) isla de Cuba.

Innern ſuchen. Die immer maleriſchen und in ihren Umriſſen graziöſen Befeſtigungen, an denen die nächſte Umgegend Habana's ſo reich iſt, zieren dieſelbe ungemein; nach dem Fort Principe, weſtlich am Seeufer gelegen, führt jener Paſeo de Tacon, ein mit ſchönen Anlagen gezierter Spaziergang; öſtlich von dem Hafen und über die Citadelle Cabaña hinaus machte ich intereſſante Ausflüge an der Seeküſte, welche durch ihren Muſchelreichthum beſonders lohnten, aber ſonſt das Bild einer traurigen Einöde gaben: dort ſah ich zum erſtenmal den Cactus in ſeiner Naturwüchſigkeit, bis zu äſtigen Bäumen von 10—15 Fuß Höhe emporgeſchoſſen, und beobachtete wie dieſe Pflanze ganz und gar als die Diſtel der Tropen beſonders an ſteinigen und unfruchtbaren Stellen zu gedeihen pflegt. Wenn ich Muſcheln eingetragen hatte, ſo wurde ich nicht ſelten überraſcht meine Ausbeute am nächſten Tag auf der Flucht zu finden, denn faſt jedes der ans Ufer geſpülten Gehäuſe pflegte jenen merkwürdigen Bernhardskrebs zu beherbergen, der mit dem ſchuppenloſen Schwanz ſich in ſolchen geborgten Wohnungen befeſtigt und ſich ganz in ihnen verkriecht, dieſelben auch wieder aufſucht wenn man ihn gewaltſam daraus entfernt.

Unſer Lieblingsſpaziergang pflegte nach der Punta, einem Caſtell an der weſtlichen Spitze des Hafens zu führen, wo beim Nordwind eine heftige Brandung

ſtattfindet; dieſes Vergnügen wurde uns indeß ſehr verleidet, ſeit wir von einem Detachement Soldaten überraſcht wurden, die gerade dort eine greuliche Prügelexecution an einem Neger vornahmen, wenige Tage darauf wurden an derſelben Stelle gar ein paar Soldaten erſchoſſen, und da war es mit unſerer Vorliebe für den Ort vorbei. Allerdings war gerade der Fall dieſer zwei Verbrecher eben ſo haarſträubend, als belehrend für die Sittengeſchichte Habana's: es waren dies zwei Soldaten, Catalanen von Geburt, welche in einem der ſpaniſchen Regimenter auf Cuba* dienten, und Streit mit einander bekommen hatten, den ſie nach Landesſitte mit Meſſern auszufechten beabſichtigten; ſie gehen hin, ſich bei demſelben Händler ein paar Meſſer von gleicher Größe auszuſuchen, als dem Einen Bedenken kommen, daß ſie als Landsleute im fremden Lande einander doch nicht feindlich ſein ſollten; er theilt ſeine verſöhnlichen Gedanken dem Andern mit, der ſie willig aufnimmt, aber fragt: „Was ſollen wir nun mit den Meſſern anfangen?“ Da antwortet der Erſte: „Laſſ' uns einen paisano (Eingebornen, Creolen) umbringen.“ Geſagt gethan, ſie ſtoßen dem Erſten Beſten dem ſie begegnen, einem jungen allgemein geachteten Mann von guter Familie, ihre Meſſer in die Bruſt, ſchlitzen noch einem Neger der ſich dazwiſchen wirft, den Bauch auf, werden aber dann, und

* Die Regierung pflegt Cuba als Strafſtation zu benutzen.

[redacted]

begonnen hatte das Hazardſpiel, als die Wurzel alles Uebels zu verbieten, und als er ſeinen Befehlen mit eiſerner Strenge Folge verſchaffte, auch einige angeſehene Uebelthäter ſchonungslos hinrichten ließ, erlebte die Colonie bald die Früchte ſeiner heilſamen Maaßregeln, und ſeine Verdienſte finden in bleibender dankbarer Anerkennung den ſchönſten Lohn. Dermalen war Habana nicht nur wirklich ſicher, ſondern die Gefahren denen der Fremde etwa ausgeſetzt war, drohten eher von den Dienern der öffentlichen Sicherheit als von Uebelthätern. Es war eine ſprüchwörtliche Warnung geworden, welche Jeder den ſpäter Angekommenen mit großem Eifer mitzutheilen pflegte — vor den Schildwachen und Nachtwächtern, und vor dem Vieh in den Straßen. Erſtere nämlich pflegten Jeden der auf Anrufen nicht alsbald, und zwar auf gut caſtilianiſch antwortete, ohne Umſtände niederzuſchießen, und man citirte wirkliche beklagenswerthe Folgen bloßer Mißverſtändniſſe; beſonders waren die Serenos* oder Nachtwächter mit ihren Lanzen von uns gefürchtet, und das Loſungswort España, und auf weiteres Anrufen paisano, pflegte mit großer Willigkeit zu erfolgen. Was die Warnung vor den Maul-

* Sie haben auch das Wetter jede Stunde auszurufen, und da unter dieſem glücklichen Himmelsſtrich das heitere Wetter die Regel bildet, iſt dieſer Name, der glaube ich auch in ſpaniſchen Städten üblich iſt, entſtanden.

thieren und Rindern betrifft, so war sie ebenso nützlich, denn diese Thiere pflegen sehr übel behandelt, und dadurch tückisch selbst gegen Vorübergehende zu werden.

Wie die Ueppigkeit tropischer Länder von den Schattenseiten feindlichen Klima's und gefährlicher Thiere begleitet ist, so hat in ähnlicher Weise der köstliche Besitz der Insel Cuba solche Schattenseiten in den höchst ernsten und gefährlichen politischen und socialen Verhältnissen. Ein militärischer Despotismus wie er dort besteht, ist mehr denn irgendwo gerechtfertigt, und wenn auch in den Distrikten wo die großen Pflanzungen sind, schroffe Aeußerungen der Autorität wenig oder nicht vorkommen, so erfordert eine Stadt von 180,000 Einwohnern mit ihrer gemischten Bevölkerung die sie zu einer Art Weltstadt macht, schon an sich ein energisches Auftreten, von den eigenthümlichen Schwierigkeiten ganz abgesehen welche hier vorliegen. Cuba als letzter größerer Rest des einst unermeßlichen spanisch-indischen Reiches, aber immer noch „ein Königreich werth", reizt um so mehr die Habgier und die Vergrößerungssucht der Nachbarn, und wenn England durch die Durchführung der Negeremancipation factisch darauf verzichtet hat, Reichthum und Macht aus Westindien zu schöpfen, also auch auf Cuba nur einen bedingten Werth legen kann, so ist dessen Erwerbung desto lockender für nordamerikanischen Unternehmungsgeist, und schon strategisch sehr werthvoll, da

Cuba den Golf von Mexico in einer den Anliegern sehr bedenklichen Weise beherrscht. Nicht minder reizt der unendliche Reichthum der Natur, die großen noch unbebauten Strecken, und die Lage dicht am Wendekreise, sowie die Frische des gebirgigen Theils welche die Einwanderung von Weißen, freilich nicht zur Feldarbeit, erleichtert. Erwägt man dabei die ansehnliche Menge von Amerikanern welche sich in den verschiedensten Berufsarten bereits dort angesiedelt, sowie das Vorhandensein einer mißvergnügten Partei unter den Colonisten, die nirgends fehlt, so bedarf es kaum noch des Hinblicks auf die jüngsten Anfälle auf Cuba, um die scharfe Wachsamkeit der spanischen Regierung gerechtfertigt zu finden. Allerdings macht dieselbe im Contrast zu der laxen Regierungsform der Vereinigten Staaten einen eigenthümlichen Eindruck; zehntausend Mann spanischer Truppen bildeten schon damals die Besatzung von Habana, und weitere zehntausend waren in andere Garnisonen vertheilt; die martialische Haltung dieser eingebornen spanischen Mannschaft die von drei zu drei Jahren wechselt, fällt neben dem schlaffen, weichlichen Wesen des Creolen* hinlänglich in die Augen, um es begreiflich

* Creole ist jeder in einer tropischen Colonie von weißen Eltern Geborne, im engern Sinne namentlich der Abkömmling der romanischen Völkerstämme, Franzosen, Spanier, Portugiesen. So sprechen die Yankees von Creolen in New-Orleans, unter denen sie die Abkömmlinge der ursprünglichen französischen Ansiedler verstehen.

zu finden, daß die Regierung Jenen lieber als den Letzteren die Sicherheit eines so beneideten Besitzes anvertraut; sie folgt dabei ihren alten Traditionen, welche die Autorität in den Colonien stets in die Hände von Angehörigen des Mutterlandes gelegt, die eingebornen Creolen aber von wirklichem Machtbesitz ausgeschlossen erblicken läßt; wir werden dem creolischen Charakter fortan noch öfter begegnen und die Auffassung begreifen lernen, daß der Creole, sinnlich und indolent, mehr zum Beherrschtwerden als zum Herrschen geschaffen sei. Daß aber ein Stand welchen man systematisch vom Antheil an der Herrschaft ausschließt, damit ein Herd der Unzufriedenheit wird, ist natürlich genug. Verhängnißvoll ist darum die Phrase die neulich im Senat der Vereinigten Staaten fiel: „wir achten die Rechte Spaniens, aber wir wissen daß die Frucht wenn sie reif ist, uns von selbst in den Schooß fallen wird." Wird England es wagen, den Ruf seiner Unbezwinglichkeit zur See in einem verzweifelten Kampf um Cuba auf's Spiel zu setzen, wenn es so weit ist?

Nicht minder ernst fordern die Sklaverei-Verhältnisse zur Wachsamkeit auf. Die Schwarzen in einer Bevölkerungszahl von 550,000 stehen nur 450,000 Weißen gegenüber, die Neger auf Cuba sind überdies im Durchschnitt um mehrere Generationen der afrikanischen Abstammung näher als in Nordamerika, und der

noch lange nicht vollständig unterdrückte Sklavenhandel und Schmuggel führt dieſer ſchwarzen Bevölkerung alljährlich Elemente zu, die Wildheit und Thatkraft in ihr lebendig erhalten. Eine Negerverſchwörung der gefährlichſten Art im Frühjahr 1844 wurde nur durch einen Zufall unmittelbar vor dem Ausbruch entdeckt: es war nichts Geringeres im Werke, als ſämmtliche Soldaten an Einem Tage zu vergiften; die ſchwarzen Arbeiter in allen Bäckereien waren gewonnen, und für den Fall des Gelingens war ſchon ein Präſident von ſchwarzem Blute beſtellt, der nach der Ermordung aller Weißen das Regiment wie in Haiti übernehmen ſollte. Der Präſident und viele Rädelsführer wurden hingerichtet, die meiſten freien Neger von der Inſel verbannt, und unter den aufgeſtandenen Schwarzen ein furchtbares Blutbad angerichtet. Die Unterſuchungscommiſſion von Matanzas bezeichnete rückhaltslos den ehemaligen engliſchen Conſul Turnbull als den Urheber und Leiter dieſes verdammlichen Unternehmens. Wenn ein Engländer in dieſem Fall ſich in ſeine Philanthropie zu hüllen vermag, ſo leuchtet doch ein, daß auch ein anderer Feind der ſpaniſchen Macht auf Cuba ſich der furchtbaren, aber freilich zweiſchneidigen Waffe mit Erfolg bedienen würde können, die Neger gegen ihre Unterdrücker zu bewaffnen.

Der Generalcapitain, in deſſen Hand eine faſt

königliche Gewalt und die ſchwere Verantwortlichkeit dieſer Herrſchaft gelegt iſt, tritt überall mit entſprechenden Ehren und Glanze auf; nicht leicht ſah ich eine ſchönere Männergeſtalt mit ſtolzerem Anſtand, als den damaligen Generalcapitain O' Donnell, einen Mann der übrigens, und zwar gerade bei Anlaß jener Negerverſchwörung, leiſtete was ſein Aeußeres verſprach. Ich konnte ihn und ſein volles glänzendes Gefolge, ſowie die ganze vornehme Welt von Habana bei einem feſtlichen Anlaß in aller Muße betrachten, als am Geburtstag der Infantin Luiſa eine neu erbaute Corvette, die den Namen der Prinzeſſin tragen ſollte, vom Stapel lief. Nichts fehlte zu einem vollkommenen militäriſch-monarchiſchen Pomp, auch die hohe Geiſtlichkeit war zugegen und beſprengte Schiff und Gerüſt mit Weihwaſſer, bevor die Stützen weggeſchlagen wurden; eine ungeſchickte Inconſequenz aber war es, daß man dieſe gefahrvolle Arbeit trotz des erflehten Segens Galeerenſträflingen übertrug, die in ihren Ketten einen höchſt ſeltſamen Contraſt zu der glänzenden, feſtlichen Geſellſchaft bildeten. Es iſt ein intereſſanter Anblick, wenn der Koloß des Schiffrumpfes in's Waſſer hinabſchießt, und wie eine Nußſchale auf- und niedertaucht, ehe er eine ruhige Lage gewinnt. — Während ich ſchon zuvor Gelegenheit gehabt hatte die gefeierten Schönen Habana's bei Kerzenlicht zu bewundern, überraſchte mich hier der olivenfarbene Teint den ſie am

Tage zeigen; frische Farben gedeihen nicht in den Tropen, und auch die Dauer der weiblichen Schönheit ist nur kurz, da die meisten schon vor dreißig Jahren verblüht sind, und der unerfreulichen Alternative von unschöner Corpulenz oder trauriger Magerkeit unfehlbar entgegen gehen sollen. Die Gesellschaft glänzte von Orden, und das spanische Gouvernement beurtheilt den creolischen Charakter gewiß richtig, wenn es mit diesen freigebig ist; aber selbst halbwüchsige Knaben sah ich mit Decorationen geziert, und man kann wohl sagen, daß für einen solchen ein Orden moralisch ein Stein um den Hals ist, der jeden Versuch ihn zu ernstem Streben und Thatkraft zu erziehen rettungslos ersäuft.

Ein Schauspiel ganz anderer Art waren die Stiergefechte, welche in dem Circus des nahen Dorfes Regla, an der Bai gelegen, stattfinden; mit einer Dampffähre setzt man über, unter gewaltigem Andrang der Bevölkerung von Habana. Dieses Schauspiel ist hier nicht fashionable, Damen besuchen es gar nicht, und auch von Männern mehr die niedere und Mittelklasse, also eine starke Abweichung von der nationalen Sitte Spaniens und auch andrer spanisch-amerikanischer Länder; in Lima manövriren sogar Soldaten zur Erhöhung des Festes im Circus, und in Mexico sollen die angesehensten jungen Leute als Dilettanten auftreten. Wir Deutsche, hier wie in Lima, pflegten jedesmal gewaltig auf

das Rohe und Entſittlichende dieſes Schauſpiels zu ſchelten, und gingen hernach, wie unwiderſtehlich angezogen, doch ſämmtlich hin; es liegt eben in jedem Menſchen der Hang zum Abenteuerlichen, Romantiſchen, und das Wilde und Gefährliche reizt um ſo mehr, je zahmer ſonſt unſere Geſetze und Zuſtände ſind. Ganz analog iſt das Intereſſe an Hinrichtungen, zu denen freilich viel Pöbel, aber doch nicht bloß Pöbel läuft. Ich übergehe die Beſchreibung der Einzelheiten, da ſie mit den bekannten Einrichtungen und Vorgängen bei den ſpaniſchen Stiergefechten übereinſtimmen. Die Theilnahme des Publikums war die leidenſchaftlichſte und lauteſte im Beifall wie im Mißfallen, und es konnte nicht fehlen daß auch wir wie Beſeſſene mitſchrieen, wenn etwa ein tapferer Stier ein Pferd ſammt dem Reiter niederrannte, oder ein verwegener Kämpfer den Hörnern ſeines Feindes mit knapper Noth entwiſchte; am brillanteſten war der Anblick, wenn einer der Fechter mit unglaublicher Keckheit und Gewandtheit dem anſtürmenden Stier mit einem Fuß zwiſchen die Hörner trat, und in einem Sprung über ihn hinweg war. Ein einarmiger Matador pflegte ſtets mit einem ſichern Stoß hinter das Schulterblatt den Stier faſt augenblicklich niederzuſtrecken, und wie die zu dieſem Zweck bereit gehaltenen Maulthiere das getödtete Thier im Galopp wegſchleiften, begrüßte ungeheurer Lärm und Jubel den Sieger; die Nächſtſitzenden

schüttelten ihm glückwünschend die Hand, während Andere Geldstücke herunterwarfen und die Hüte schwenkten. Desto größer war das Geschrei und Trommeln des Unwillens, wenn der Stoß eines minder geschickten Matadors fehl ging, oder gar das arme Thier, mit dem Degen in der Schulter steckend, brüllend weiter rannte. Dann wurden Neger abgesandt, die dem Stier auf unehrliche Weise ein Ende machen mußten, indem sie ihm erst hinterrücks die Sehnen abhieben; die eigentlichen Kämpfer waren alle Altspanier. Zuletzt wurde ein Stier der sich durch Feigheit verächtlich gemacht hatte, auf allgemeines brüllendes Verlangen von Bluthunden niedergerissen: es waren deren sechs, die sich sofort auf ihr Opfer warfen und es an Ohren, Schnauze, Kehle und überhaupt an den empfindlichsten Theilen packten; es war ein widriges Schauspiel, schon deßhalb weil sechs dieser großen, kühnen Hunde in dem engen Circus offenbar viel zu stark für den Stier waren; erzählte man sich doch in Habana von dem kleinen Hunde (terrier) eines Engländers, der es allein mit einem Stier aufnahm, indem er sich regelmäßig in dessen Schnauze verbiß und das Thier durch den Schmerz förmlich betäubte und wehrlos machte.

Der Zuschauer beim Stiergefecht fühlt sich so begeistert und erhitzt, daß er alle Gefahr vergißt und keinen sehnlicheren Wunsch kennt, als in die Arena hinab

zu ſpringen und ſeine Gewandtheit neben der der geſchulten Kämpfer zu verſuchen. Die Sympathie iſt aber unwillkürlich immer auf Seite des Stiers, und der größte Jubel erſchallt, wenn dieſer eine Großthat ausführt. Daß ſolche Schauſpiele die Rohheit der Sitten ſteigern, und zu den oben citirten blutigen Thaten in Habana in einem Cauſalverhältniß ſtehen, wird ſich nicht beſtreiten laſſen. Uebrigens ſind die Stiergefechte hier ſehr zahm und unblutig, da bei den zwei Vorſtellungen denen ich beiwohnte kein Menſch erheblich verletzt, und nur einem Pferd der Bauch aufgeſchlitzt wurde. Nicht nur der ſpaniſche Stier, ſondern auch der in Mexico ſollen ungleich wilder und gefährlicher ſein.

Einen Maskenball im Teatro de Tacon verfehlten wir nicht zu beſuchen; dieſes prachtvolle Haus wird der Größe nach als drittes in der Welt neben San Carlo und der Scala claſſificirt, und imponirt durch ſeine Größe und edle Einfachheit; die Zurichtung für den Ball ließ die Weite der Räume noch ſichtlicher werden. Alles iſt ſehr luftig und die Logen ſind nach hinten nur durch Jalouſien von den Foyers geſchieden, in denen man ſich aufhält um ſeine Cigarre rauchen und zugleich die Vorſtellung durch die Jalouſien hindurch ſehen zu können. Die Kirche und die innern Räume des Theaters ſind in der That die einzigen Orte in Habana wo man nicht raucht. Was jenen

Ball anlangt, so mußte ich, mit der spanischen Sprache unvertraut, darauf verzichten meinen Witz im Gespräch mit den schönen Masken zu versuchen, und ich trug nur die dürre Frucht der Beobachtung davon, daß der Habanero wie alle Tropenbewohner die langsamen Tänze, als dem Klima angemessen, vorzieht. Darum hatte auch jener Hindu recht, als er beim Anblick eines englischen Balls in Indien verwundert fragte, warum die Herrschaften die beschwerliche Aufführung der Darstellung denn nicht ihren Dienstboten auftrügen.

Ich darf die zahlreichen Beweise von Zuvorkommenheit und Gastfreiheit nicht unerwähnt lassen, welche die Deutschen in Habana, besonders Herr Ulrich Zellweger, Mitglied des großen Hauses Drake Brothers und Co., der preußische Consul Herr Puttfarcken und Andere mir erwiesen; ihrer Belehrung verdankte ich außerdem manche werthvolle Aufschlüsse über Land und Leute. Hier wie in ganz Amerika stehen die deutschen Kaufleute hoch angesehen da, und zählen meist als die ersten an kaufmännischer Geltung; so einträglich aber die überseeischen Geschäfte in den Colonien sein mögen, so große Opfer und Entsagungen erlegt doch das Leben in denselben gerade dem gemüthlichen Deutschen auf; in Habana war es fast der einzige Genuß in der Vorstadt des Cerro für theures Geld ein Bauernhaus, oft gar ohne Garten gemiethet zu haben, und in diesem einige ruhige Stunden des Sonntags zuzubringen.

Bevor ich nun den Leser ersuche mich auf einen Ausflug in's Innere zu begleiten, wird er mit Recht zuvor Einiges über Habana-Tabak und Cigarren zu hören verlangen; so sehr ist in der Phantasie des Europäers das Bild der schönen Habana von bläulichen duftenden Wolken des edlen Krautes umhüllt, daß man darnach eben am ersten fragt.

Der eigentliche Tabaksdistrikt, die Vuelta de abajo beginnt zwanzig Stunden westlich von Habana, hält an zwanzig Stunden im Quadrat, und ist durch kleine Küstenflüsse sehr wasserreich; ursprünglich wurden nur die Niederungen an diesen mit Tabak bebaut, seitdem der Bedarf aber gestiegen, auch die anliegenden Strecken; die Pflanzungen, welche im Ganzen 60 bis 70,000 Menschen beschäftigen, pflegen selten mehr als 100 Morgen zu halten, und die Besitzer sind mehrentheils kleine Landwirthe, die sämmtlich ihre festen Kunden in Habana haben, so daß es für den einzelnen sich neu etablirenden Fabrikanten schwer oder unmöglich ist, sich ächten Tabak zu verschaffen. Die Vuelta de abajo erzeugte im Jahr 1836 — 90,000 Ballen zu 120 bis 140 Pfund, 1837 — 60,000, 1838 — 75,000, 1839 — 100,000, 1840 — 120,000, 1841 — 130,000, 1842 — 50,000, 1843 — 130,000 Ballen. Davon pflegen in guten Jahren 1% der ersten Blätterforte, libra oder calidad zu gehören, die sehr gesuchten ganz schwarzen

Blätter; 8% injuriada de primera, 12% segunda, 20% tercera, 59% cuarta. Im Jahr 1811 war kein einziges Blatt zu brauchen, obwohl die Ernte reichlich ausfiel. Zu dem Vuelta de abajo-Tabak, der im März zu Markte gebracht wird, kommen nun noch die andern Sorten: Partido, aus der Umgegend von Habana, wird früher geerntet und ist darum theurer, aber geringer; der Cuba-Tabak aus dem südöstlichen und mittleren Theil der Insel, der Principe-Tabak, unansehnlich grau aber wohlschmeckend, aus der Gegend von Manzanillo, aber in Principe verarbeitet. Die ganze Production betrug jährlich 400,000 Ballen, in einem Werth von 7—8 Millionen Dollars, wovon jedoch die größere Hälfte in der Colonie bleibt, da man auf den Kopf täglich 5 Cigarren (oder deren Gewicht in Cigarretten) rechnet. Die ganze Ausfuhr betrug 100,000 Ballen und 200 Millionen Cigarren, wovon auf die Vuelta de abajo 15,000 Ballen und 160 Millionen Cigarren kommen.

Die obigen Angaben, natürlich für die Zeit meiner Anwesenheit in Cuba geltend, sind bewährten Quellen entnommen, aber doch wieder unsicher durch die oft unwahren Angaben der Pflanzer und durch den Schmuggel; auf dem Ballen oder dem Tausend Cigarren liegt ein kleiner Ausfuhrzoll von 5 Realen, $^5/_8$ Dollar, aber auch eingeschmuggelt wurde schon damals viel Tabak, namentlich aus Kentucky. Es liegt hierin und im Obigen

hinreichender Stoff einen leidenschaftlichen Raucher nachdenklich zu machen, da er die traurige Gewißheit erlangen muß, daß es nur wenig ächten Tabak, und sehr viel unächten in der Welt gibt, und daß er selbst in Habana mit Kentucky-Tabak abgespeist werden kann. Bei der reißenden Zunahme des Cigarrenrauchens wird dieses Uebel noch gestiegen sein; aber auch damals schon machte man an Ort und Stelle einen großen Unterschied zwischen den Erzeugnissen der verschiedenen Fabrikanten, und einzelne Firmen von altem Ruf, wie Cabañas y Carbajal, die erste von allen, hatten gar nichts feil, so daß ich von diesen nur durch besondere List eines deutschen Freundes, der doch Bestellungen von ein paar hunderttausend bei ihnen liegen hatte, zweitausend für schweres Geld erlangen konnte. Unter den übrigen Fabrikanten hatte auch an Ort und Stelle der bekannte Deutsche Upmann einen vortrefflichen Ruf, dagegen habe ich auch in Habana selbst einzelne schmählich schlechte Cigarren zu rauchen bekommen.

Die Blätter werden wenn sie reif sind abgeschnitten und getrocknet, sodann vor dem Verpacken mit einer Lauge von alten Blättern angespritzt; diese Behandlung ist ein Geheimniß, die besagte Lauge soll jedoch keine fremden Bestandtheile enthalten. Nun werden die Blätter in die Fabrik geliefert und sortirt; die größten und schönsten geben die Deckblätter zu den Regalias, und

solche recht vollkommene Blätter fühlen sich so weich und nachgiebig wie Leder an; es werden die Rippen entfernt, und wohl sechs Deckblätter daraus genommen; die schlechtesten Blätter dienen nur zur Füllung. Ich habe eine solche Fabrik gesehen, die wohl hundert Menschen beschäftigte, weiße und schwarze Arbeiter durcheinander; das Wickeln von 1000 Stück wird mit 3—4 Dollars bezahlt, und mancher liefert mehr als das den Tag, von den Regalias freilich kaum 500. Das Märchen daß die Neger die Cigarren auf dem nackten Schenkel rollen, ist glücklicherweise nicht begründet, vielmehr geschieht dies auf saubern Mahagonibretchen; dagegen befeuchtet der Arbeiter, ehe er die Spitze dreht, die Fingerspitzen mit Speichel.* Die Kleisterkleberei unserer deutschen Fabrikanten weiß der dortige Arbeiter ganz zu vermeiden, sowie auch die ächte Habana-Cigarre sich durch feste Wicklung stets sehr vortheilhaft unterscheidet.

Zu den Irrthümern über die Cigarrenfabrikation gehört, daß man glaubt die drei Farben colorado, colorado claro und amarillo (brown, light brown und yellow) mit ihren weiteren feinen Nuancen repräsentirten

* Dieses und die Beobachtung, daß die Chinesen den Thee mit bloßen Füßen in die Kisten stampfen, sind zwei meiner entsetzlichsten Reiseerfahrungen. Sie meinen Nebenmenschen mitzutheilen, gereicht mir zur innigen Schadenfreude, damit ich diese Kenntniß nicht allein in meine Seele zu verschließen brauche, sondern mir Leidensgenossen in der Verkümmerung der liebsten Genüsse erwerbe.

verſchiedene Tabakſorten und würden apart gemacht oder gar gefärbt: vielmehr werden die Cigarren erſt nachdem ſie fertig ſind nach der Farbe ſortirt; die dunkelſten bleiben größtentheils in der Colonie, da der Spanier ſie ebenſo ſchätzt als der europäiſche Raucher ſie ſcheut; indeß darf dieſe Farbe ſo wenig als überhaupt eine ächte Habana dem Geſchmack anders als mild erſcheinen, ſowie auch das ſie charakteriſirt, daß man ſie friſch aus der Hand des Wicklers weg rauchen kann. Großer Irrthum herrſcht auch hinſichtlich der Namen, in denen ſie im Handel vorkommen: comunes oder regulares ſind die gewöhnlichen, die Namen regalias (Accent beileibe auf dem i), medias regalias, panatelas, trabucos u. ſ. w. bezeichnen gewiſſe hergebrachte Formen der Verfertigung, dagegen Namen wie Norma, Victoria, dos Hermanas, dos Amigos die verſchiedenen Firmen der Fabriken. Zu meiner Zeit koſteten die comunes 10 bis 15 Dollars, regalias 26 — 30 Dollars, und vorzüglich große und ſchöne Sorten 40 Dollars; capriciöſen und vornehmen Liebhabern zu Gefallen verſtand man ſich indeß auch dazu, durch noch höhere Preiſe einzelne Sorten werthvoller erſcheinen zu laſſen. Inzwiſchen ſind die Preiſe wohl bei größerem Bedarf geſtiegen, und einzelne renommirte Fabriken, wie eben Cabañas, ſtellten jederzeit die ihrigen willkürlich höher; im Allgemeinen wird man aber entnehmen, wie unmäßig die Preiſe

ſind, welche in Deutſchland dem Raucher abverlangt werden. Eine ganz beſondere Delicateſſe, die früher gar nicht in den regelmäßigen Handel kam und mit Gold aufgewogen wurde, ſind die Vegueros oder Plantation Cigars; es pflegen nämlich die Tabakpflanzer bei Uebergabe ihrer Ernte ihren ſtändigen Kunden ein Päckchen Cigarren, aus ausgeſucht vollkommenen Blättern auf der Pflanzung ſelbſt gefertigt, zum Präſent zu machen; ſie ſind ſehr ungeſchickt gewickelt und brennen deßhalb ſchlecht, aber der Geſchmack iſt köſtlich. Jetzt wird auch mit Cigarren, die eigens in dieſer Form gefertigt und in Palmblätter gepackt ſind, Handel getrieben, es iſt aber nicht jene werthvolle und für den Raucher unſchätzbare Waare.

Es bleibt jetzt noch die große Frage zu erörtern, ob in europäiſchen Fabriken aus Habana-Blättern eine eben ſo vorzügliche Cigarre herzuſtellen ſei, wie an Ort und Stelle. Sehr praktiſch iſt dieſe Frage nicht, da wohl wenige ſolche Cigarren ohne Zuſatz einer unedleren Füllung gemacht werden; ich habe indeß das Für und Wider öfters mit Weitläufigkeit erörtern hören. Viele geben einen Unterſchied nicht zu, und meinen daß die Lauge welche vor der Fabrikation zur Erweichung angewendet werde, und welche notoriſch immer nur aus andern Tabakblättern gemacht ſei, in ihrer Zuſammenſetzung auch bei uns müſſe nachzumachen ſein; andre

meinen, der Umstand daß man nach der Verschiffung die unterdeß wieder trocken gewordenen Ballen von neuem anfeuchten müsse, alterire die Blätter in bedenklicher Weise, welcher Meinung die Thatsache jedoch widerspricht, daß auch die besseren Fabriken in Habana nur zweijährige, also wieder anzufeuchtende Blätter verarbeiten; so viel steht fest, daß auch die Seereise den Cigarren leicht nachtheilig wird, wenn sie vor der Feuchtigkeit nicht sehr sorgfältig bewahrt werden.

Man hat den Habana-Tabak oft in andere Gegenden zu verpflanzen gesucht, aber wenn schon der Unterschied zwischen der Vuelta de abajo und dem übrigen Cuba nicht auszugleichen ist, so sind solche Versuche noch weniger geglückt. In Florida zum Beispiel, dessen Lage und Klima Cuba sehr nahe ist, hat man zwar von Ansehen genau dieselbe Pflanze, aber ein Blatt das wie Stroh schmeckt, erzielt. Ich selbst hatte etwas Tabaksamen mitgebracht und im Garten angesäet, wo die Pflanze sich zwar vollständig entwickelte, auch wieder Samen trug, aber rauchen mochte Niemand davon.

In Habana raucht Alt und Jung, Mann und Weib, wiewohl das Rauchen unter den vornehmen Damen, in Gesellschaft wenigstens, etwas aus der Mode gekommen ist; besucht man aber eine Dame, so ist das Erste daß sie einen Negerjungen mit Cigarren für den Gast und einer silbernen Kohlpfanne, die auf den Tisch

gestellt wird, herbei ruft. Viele Herren aber vertrauen ein so kostbares Gut den genäschigen Negern nicht an, sondern führen den Schlüssel zum Cigarrenkästchen stets bei sich, an einer Schnur um den Hals hängend. Es gibt Raucher die 30—40 Cigarren täglich consumiren, und in Habana selbst habe ich es öfters auf 20 gebracht; es erklärt sich daraus, daß dort eben kein Ort ist wo man nicht raucht. Im Allgemeinen raucht der Spanier mehr Cigarretten (cigarros), die er selbst kunstreich in Papier wickelt, als Cigarren wie wir es nennen (tabacos).

Sowie Feuer und Wasser in der ganzen Welt als erste Lebensbedürfnisse jedem Mitmenschen freigebig geboten werden, so ist in Habana besonders die Verpflichtung dem Ersten Besten Feuer zu geben heiliges Gesetz, und wer die Ansprache: »Su candela« (Ihr Feuer) überhören oder gar ablehnend beantworten wollte, würde sich Insulten aussetzen, als ein ganz barbarischer Mensch. Vielmehr sucht der Spanier mit einer gewissen Coquetterie der Höflichkeit etwas darin, auch dem zerlumptesten Menschen der ihn in der Straße anhält, vorausgesetzt daß er ein Weißer ist, die Cigarre willig zu überlassen.

Zweiter Abſchnitt.

Angerona — Santiago de Cuba.

Nachdem ich mir einen vollen Monat lang das behagliche und einigermaaßen träge Leben von Habana hatte gefallen laſſen, ergriff ich mit Eifer die dargebotene Gelegenheit, auf dem Beſitzthum eines deutſchen Pflanzers, an den man mir Empfehlungen freundlichſt zukommen ließ, das Plantagenleben und die ländliche Natur Cuba's kennen zu lernen. Bis San Antonio benutzte ich die nach dem Hafen Batabanó auf der Südküſte quer durch die Inſel führende Eiſenbahn,* eine Anſtalt die ganz im amerikaniſchen Stil, doch mit ſoliden Schienen und mit Wagen verſchiedener Klaſſen ausgeſtattet war; auch wachten Bahnwärter, mit tüchtigen

* Es war damals die einzige Bahn außerhalb Europa und Nordamerika, und ich bin oft weitgereisten Leuten die ſchon länger in der Fremde waren, begegnet, welche noch nie eine Eiſenbahn geſehen hatten, und ſich auf den Anblick dieſes Wunders bei der Heimkehr freuten.

Lanzenſpitzen an ihren Fähnchen, über die Sicherheit der Bahn. Von San Antonio aus hatte ich eine Strecke von 9 Leguas (Wegſtunden) zu Pferde zurückzulegen, eine bei Staub und Mittagshitze etwas beſchwerliche, aber doch wieder anziehende Tour, denn man durchſchneidet jenen prächtigen Theil der Inſel, welcher der Garten von Cuba genannt wird, und in ſeinem reichen Grün, mit den Palmenalleen welche die Landſtraße und die anliegenden Pflanzungen begrenzen, Auge und Herz des Nordländers mit Entzücken erfüllt. Gegen dieſen Garten iſt freilich die Umgegend von Habana eine Einöde; die Kaffeegärten welche links und rechts des Weges einer neben dem andern ſich hinziehen, bieten die anmuthigſte Abwechslung zwiſchen friſchem dunkelgrünem Gebüſch und hohen nervigen Stämmen, an denen üppige Schlingpflanzen, nebſt den Palmen das charakteriſtiſchſte Merkmal der tropiſchen Natur ſich auf und nieder winden. Die Königspalme, wirklich die Königin ihrer Gattung, iſt der majeſtätiſchſte Baum für eine Allee; auf dem glatten, einige Fuß über der Wurzel ausgebuchteten ſäulenförmigen Schaft erhebt ſich die Krone der Blätter aus einer grünen, den Stamm fortſetzenden Blattſcheide, in der Mitte die pfeilähnliche Spitze des jüngſten noch unentwickelten Blattes tragend,* und Stamm für Stamm

* Dieſer Spitze halber gilt ſie auf einigen weſtindiſchen Inſeln wohl mit Recht für einen guten Blitzableiter.

derſelbe regelmäßige ſchlanke Wuchs. Wie man ſich Angerona nähert, erblickt man als ſchönen Hintergrund der bis dahin flachen Gegend die Gebirge, Las lomas del Cusco, welche ſich hoch und in den kühnſten Formen aufthürmen. Eine vierfache, wohl zehn Minuten lange Säulenreihe von Königspalmen bildet die unvergleichlich ſchöne Avenue von Angerona, eine Avenue wie kein europäiſcher Palaſt eine ähnliche beſitzt. Die gaſtlichſte Aufnahme harrte meiner, obgleich ich durch Hitze und Staub ſchier zum Landſtreicher von Geſtalt umgewandelt, mit ſehr geringem Selbſtvertrauen eintrat, und meinen Empfehlungsbrief meinem freundlichen Wirth ſo weit als möglich entgegenzuſtrecken für nöthig fand.

Herr Andreas Souchay, oder wie wir ihn nach ſpaniſcher Weiſe ſtets nannten, Don André, der Beſitzer dieſer herrlichen Pflanzung, iſt ein liebenswürdiger, behaglicher, gebildeter Mann, wohl faſt allen Deutſchen die Cuba bereist haben in angenehmer und dankbarer Erinnerung. Während ſein alter Onkel, ein Sonderling von dem er dies Beſitzthum geerbt hat, jene Avenue mit Dornen verwachſen ließ, und ſchon durch den gewählten Namen Angerona und die vor dem Haus aufgeſtellte Göttin des Schweigens den Beſucher wegſcheuchte, war ihm ein Gaſt um ſo willkommener, und die ſteinerne Angerona mit dem Finger auf dem Mund war oft die einzige Schweigſame in Mitte unſerer fröhlichen

Geſelligkeit. Neben dem Reiz welchen eine gaſtfreie deutſche Häuslichkeit und der Genuß eines paradieſiſch ſchönen Landes dem Reiſenden bot, gewährte der Anblick einer durch deutſchen Fleiß in höchſte Blüte gebrachten Beſitzung, und die Art wie ein ehrenfeſter und ſtetiger Charakter die Sklavenfrage zu bemeiſtern wußte, das höchſte Intereſſe.

Die Pflanzung Angerona, eine der ſchönſten der Inſel, enthält an 1900 Morgen Landes, davon 800 Morgen Kaffeefeld, mit wohl 200,000 Bäumen, 250 Morgen Zuckerfeld, welche erſt in letzteren Jahren aus Kaffeefeld in ſolches umgewandelt waren; es ſollte ſich dieſe Umwandlung auch auf weitere 400 Morgen erſtrecken, da die immer mehr ſinkenden Kaffeepreiſe dringend dazu aufforderten; der Ertrag war jährlich 2000—3000 Centner Kaffee und 2000—2500 Centner Zucker. Dazu kommen noch 550 Morgen Weide- und Wieſenland, 150 Morgen Wald und an 150 Morgen für Gebäude und nächſte Umgebung derſelben. Das Ganze iſt einem Parke vergleichbar, prächtige Palmenalleen durchziehen es und begrenzen die einzelnen Kulturabtheilungen, hier zunächſt kommen die Palmen aber wegen des proſaiſchen Zweckes in Betracht, den die beerenartigen Früchte, beſonders der Königspalme als Schweinemaſt haben. Von Cocospalmen, die die ſalzreiche Meeresküſte lieben, war nur wenig da.

Ich gebe nun, genau nach Don André's werthvollen Mittheilungen, einige Notizen über die vor Allem in Betracht kommende Kaffee- und Zuckerkultur, und werde gelegentlich der Beschreibung andrer Colonien die lokalen Abweichungen auf diesen nachtragen. Der Kaffeebaum wird in Reihen zu 6 Fuß von einander gepflanzt, und durch jährliches Beschneiden in der Höhe von nur 5 Fuß und einem Umfang von 3 Fuß Durchmesser erhalten; er wird mit 3 Jahren tragbar, und dauert bei guter Pflege und auf einem nicht zu sehr geschwächten Boden bis zu 30 Jahren, das Erdreich wird deßhalb häufig von Unkraut gesäubert, und nur Mais und Bananen dazwischen geduldet; der eigentliche Kaffeeboden ist ein röthlicher, diesem Theil Cuba's eigenthümlicher Kalkboden. Nachdem in den ersten Frühlingstagen die weißen Blüthen hervorgetreten, und im Lauf des Sommers die hellrothen der Corneliuskirsche ähnlichen Beeren gereift sind, wird vom September bis Januar, hauptsächlich aber im November und December die Ernte gehalten, indem während dieser Zeit die ganze Pflanzung wohl achtmal durchgepflückt wird. Die Beeren werden nun auf großen Tennen unter freiem Himmel einen Monat lang getrocknet, dann in einer Stoße oder von einem schweren hölzernen Rade gequetscht, und die so abgehülsten Bohnen in einer Fegemühle vollends von der Schale gereinigt. Dann werden sie von Negerinnen

an langen Tiſchen Bohne für Bohne ſortirt, eine langwierige Arbeit, und endlich zum Verkauf centnerweis in Säcke von Aloebaſt geſchüttet, was nicht zu lange verſchoben werden darf, damit die Bohnen nicht die Farbe verlieren. Die erſte und zweite Sorte ſind wenig verſchieden, die dritte aber enthält den Ausſchuß, verkrüppelte und mißfarbige Bohnen. Früher ſtand der Preis des Centners auf 12 Dollars und mehr, jetzt kaum 6—7, und die ſchlechte Sorte nur 4—5 Dollars; man ſchiebt dieſen ungeheuren, den ganzen Wohlſtand der Colonie erſchütternden Abfall beſonders dem Emporblühen der braſilianiſchen Kaffeepflanzungen zu. Wer kann, verwandelt deßhalb ſeine Kaffeefelder in Zuckerpflanzungen. Das Zuckerrohr gedeiht auf jedem Boden, und bedarf der Näſſe durchaus nicht; man ſteckt wurzelloſe Stecklinge in die Erde, welche ſchon im nächſten Jahre geſchnitten werden können; dann läßt man den Nachwuchs wieder aufſchießen, und es dauert dieſe ergiebige Gewinnung bis zu zwanzig Jahren auf gutem Boden. Die einzige Arbeit iſt das Jäten, drei bis viermal im Jahre, und das Schneiden vom December bis Mai; während letzterer Zeit iſt die Zuckerpreſſe Tag und Nacht im Gang um die Rohre zu verarbeiten, die jedoch vier bis fünf Tage im Nothfall liegen dürfen, ehe der Saft verdirbt. Die Preſſe, aus drei vertikal ſtehenden Walzen beſtehend, wird durch acht Ochſen

getrieben, die alle vier Stunden wechseln, um erst am nächsten Tag wieder zu arbeiten; Andere benutzen Wasserkraft oder Dampfmaschinen, und dann liegen die Walzen, was wohl zweckmäßiger ist, horizontal. Bei dem Reichthum an Viehweide sind indeß die Ochsenmühlen in vieler Hinsicht vorzuziehen, und Don André pflegte scherzhaft zu Gunsten der seinigen anzuführen, daß man die abgenutzten Ochsen noch mästen könne, eine alte Dampfmaschine aber nicht. Die Rohre werden von den Negern zwischen die Walzen gesteckt, eine Manipulation die manchen Unvorsichtigen ein Glied gekostet hat; die saftlosen Stengel werden zum Viehfutter und zum Brennen benutzt, während der Zuckersaft, noch roh und schmutzig, nach dem Siedehause abfließt. Hier geht er nun in Zeit von fünf Stunden bis zur völligen Reinigung durch vier Kessel, dabei wird er fortwährend abgeschäumt, welches Geschäft jahrelange Uebung erfordern soll; durch eine so einfache als sinnreiche Vorrichtung fließt aller Abschaum in einen fünften Kessel, von dem aus er dann zu dem übrigen Syrop geschüttet wird. Der gereinigte Zuckersaft aber wird in thönerne Formen von der Gestalt der Zuckerhüte gefüllt, wo er sich verdichtet; ist dies geschehen, so wird die obere Fläche mit feuchtem Lehm bedeckt, und die nach unten gerichtete Spitze des Huts geöffnet, so daß die Feuchtigkeit durchsickert und die letzten unreinen Stoffe mitnimmt. Der

Syrop fließt nun durch Rinnen von Palmrinde in ein großes Gefäß, ein wahres Meer von Süßigkeit, und wird etwa alle halben Jahre an die Branntweinbrennereien verkauft. In den Vereinigten Staaten dient dieſe ſüße, und wie man ſagt gar nicht üble Speiſe zur Koſt der Sklaven und Gefangenen. Die Zuckerhüte werden aus der Form herausgeſchlagen, der Lehm abgelöst, die beſſere obere Hälfte von der unteren, gelben, noch Syrop-haltigen getrennt, und an der Sonne getrocknet, worauf der Zucker in Kiſten geſchlagen und verſandt wird. Jener weiße Zucker iſt ſo rein, daß er ohne weiteres zum Koch- und Tiſchgebrauch tauglich iſt, und einer deutſchen Hausfrau müßte das Herz aufgehen, wenn ſie ſähe wie im Souchay'ſchen Hauſe, ſo oft der Zucker- und Kaffeevorrath erſchöpft iſt, die leere Büchſe kurzer Hand in die Vorrathshäuſer geſandt wird. Die Zuckerpreiſe betragen zwiſchen ½ und 2½ Dollar für 25 Pfund nach der Qualität, aber auch nach dem Marktbedürfniß; der Preis wechſelt faſt täglich. Der Abſatzort für Zucker und Kaffee iſt Habana.

Man erſieht aus Obigem, daß die landwirthſchaftlichen Arbeiten beim Kaffee bedeutend, beim Zucker höchſt gering ſind, daß aber andrerſeits der geerntete Kaffee faſt gar keine Umſtände erfordert, während es beim Zucker umgekehrt iſt. Darum nennt der Spanier die Kaffeepflanzung ſchlechtweg Cafetal, die Zuckerpflanzung Ingenio.

und es erfordert die Umwandlung der Kaffeeplantagen zum Zuckerbau Kapital und Unternehmungsgeist, was Manchem abgeht und seinen Ruin herbeiführt. Während die Sklaverei und der Reichthum an Weidegrundstücken in Cuba jedoch billige Arbeitskräfte dem Pflanzer an die Hand geben, muß der englisch-westindische Colonist, dem diese fast gänzlich fehlen, sich mit künstlichen und kostspieligen an Ort und Stelle nicht einmal zu reparirenden Maschinen zu helfen suchen, und dort ist der, welcher nicht an eine solche Anlage ein Bedeutendes wagt, geradezu verloren. Don Andrés brauchte für seine neu eingerichtete Zuckerfabrikation nur 6000 Dollars zu verwenden, während ich in Guiana einen Siedeapparat allein für 25,000 Dollars sah.

Ein so werthvoller und großartiger landwirthschaftlicher wie industrieller Betrieb erfordert einen in vieler Hinsicht tüchtigen Vorstand, und die Blüte Angerona's enthält kein geringes Lob für Don Andrés; am bemerkenswertheften aber fand ich die Art und Weise, wie derselbe seine Herrschaft über einen weit bedenklicheren Theil seines Besitzes, über eine Negerbevölkerung von nicht weniger als 320 Köpfen auffaßt und übt. Seit seinem zweiundzwanzigsten Jahre Vorsteher dieser Pflanzung hat er alle Erfahrungen und Einsichten sich angeeignet, die er zur Beherrschung eines Elementes nöthig hat, das ihn zehnmal verderbt hätte, wäre er demselben

nicht vollkommen gewachsen; dafür sind aber auch seine Neger die bestgehaltenen, arbeitsamsten, ruhigsten Sklaven der Insel, seine Autorität steht unerschütterlich fest, wie die eines höheren Wesens, für das die Neger ihn in der That halten, und bei dem großen Aufstande von 1844 war seine Negerfamilie von jeder Ansteckung frei geblieben. Nicht daß er ein sogenannter gütiger Herr wäre, denn er ist unerbittlich streng, aber consequent und gerecht, und seine Leute wissen das. Hören wir die Aussprüche eines Mannes, der von Natur gutherzig und liebenswürdig, gewiß keinen grausamen Zug in seinem Charakter hat, und der, freilich von allen Illusionen des Neulings befreit, sich in seiner langjährigen Erfahrung durch den vollständigsten Succeß bekräftigt findet.

Zehnjährige Erfahrung, sagt Souchay, habe ihn belehrt, daß der Negercharakter so unendlich tief stehe, daß man nach moralischen Antrieben zu seinen Handlungen vergebens sucht: das moralische Gefühl ist vollkommen unentwickelt, vielmehr gehen alle ihre Handlungen aus thierischem Triebe, oder aus schlauer Berechnung des eigenen Vortheils hervor. Edelmuth und Nachsicht des Weißen ist ihnen verächtlich, dagegen sie die Uebermacht respectiren, dafür aber ihren Herrn hassen und ihn zu verderben suchen würden, wenn nicht Gefühl der Ohnmacht und Unkenntniß der eigenen Kraft, sowie

abergläubiſche Furcht ſie zurückhielten. Die vielfachen Verſuche in anderer Weiſe als mit der Peitſche, und mit Vermeidung dieſer wirkſam zu ſtrafen, zu denen der menſchenfreundliche Herr ſich hinleiten ließ, ſind vollkommen fehlgeſchlagen, ebenſo wie alle andern Verſuche auf edlere Triebe als auf die roheſte Sinnlichkeit zu wirken. Es iſt keiner unter den Negern, der nicht ſchon die Peitſche erhalten hat, aber auch keiner der ſie nicht verdient hätte. Von perſönlicher Anhänglichkeit iſt unter hunderten kaum Ein Beiſpiel, ſelbſt bei denen die durch humane Behandlung oder beſondere Vergünſtigungen dazu aufgefordert erſcheinen. Souchay herrſcht durch Ernſt und Conſequenz, und durch die Bethätigung perſönlichen Muthes, ſelbſt mit Oſtentation, ferner durch ein ausgedehntes Spionirſyſtem, wie durch eine genaue Kenntniß der Negerphyſiognomie, wodurch er ſich den Nimbus der Allwiſſenheit erhält: ſie halten den Amo, den Herrn für einen großen Zauberer. Mit größter Schlauheit* wiſſen die Neger die Schwächen der Weißen zu erkennen und zu benützen; ſie ſind die geſchickteſten Heuchler; um die Aufſeher für ſich zu gewinnen, ſich einen Vortheil zuzuwenden, oder dieſelben zur Unachtſamkeit zu verführen, wenden ſie jedes Mittel

* Dieſe Schlauheit des Fuchſes neben moraliſcher Stumpfheit verführt zu dem Citat, das ſich der Leſer von der Univerſität her erinnern wird: „der Fuchs iſt ſchlau, aber er denkt nicht.“

an; ihre größte Freude iſt Zwietracht zwiſchen den Weißen zu ſtiften, was ſie durch Zwiſchenträgereien zu bewerkſtelligen ſuchen, daher ihre Troſtloſigkeit als der Herr der Gevatter des Mayoral (Aufſehers) wird. Ihre Sucht zu ſtehlen überſteigt alle Grenzen, und geht bei einigen ſo weit daß ſie das eigene Eſſen wegwerfen, um das vielleicht ſchlechtere des Nebenmanns ſich anzueignen. Ihre Rache iſt kalt und tückiſch, und wirkſam genug durch ihre feine Kenntniß der Giftpflanzen, an denen alle Tropenländer überaus reich ſind. Sie vergiften die eigenen Kinder, ja wohl ſich ſelbſt, um dem Herrn zu ſchaden.

Das religiöſe Gefühl ſchlummert, obwohl Sitte und Geſetz der Colonie auf Seelſorge Bedacht nehmen, ſelbſt das Sterbebette des Negers zeigt keine ſittliche Erhebung über den habituellen Zuſtand, nur bösartige Neger pflegen dann von Gewiſſensqualen, aber ſehr dumpfer und materieller Art, zu leiden. Fetiſchdienſt und heimliche Gebete ſind beobachtet worden; Amulette und Hexenkram ſtehen im höchſten Anſehen: Scorpionſtachel, Zunge und Kopf des Chamäleon, Vogelſchnäbel, Zangen der Buſchſpinne, Haare von Negern und Weißen, Stücke von alten Meſſern und Zäumen; manches wird verbrannt und gekocht, mit Schießpulver verſetzt, in Ziegenhörner oder Schneckenhäuſer gefüllt, mit Wachs verklebt und mit Knoblauchsknollen, einem großen Schlüſſel

der Zauberkraft, verwahrt. Sie tragen dieſe Dinge verſteckt am Leibe, um zu verhüten daß Spitzbubereien entdeckt werden; anderes wird an der Pforte des Auffehers vergraben um ihn krank zu machen, oder im Pferdeſtall angebracht damit die Pferde lahm werden, oder von Männern, Müttern, Vätern verſteckt, um die Augen der Weißen auf ihre Töchter und Weiber zu lenken; anderes die Weißen zu verblenden, zu verhüten daß ſie nicht zu früh aufwachen, oder um den Hunden Witterung und Beißigkeit zu benehmen. Sie beheren ſich auch untereinander und zaubern dagegen. Manche alte kluge Neger ſtehlen nie ſelber, ſondern verführen junge dazu, unter dem Vorgeben ſie durch ein Amulett vor Entdeckung ſichern zu wollen; der Junge erhält einen kleinen Antheil und verräth höchſt ſelten ſeinen Anſtifter.

Ihre Sinnlichkeit iſt vollkommen thieriſch, und von ehelicher Liebe und Treue iſt keine Spur. Zwar gibt der Herr die Paare nach ihrer eigenen Wahl zuſammen, und beſtraft die Untreue, aber ohne irgend weiteren Erfolg. Entſteht Unfriede wegen Ehebruchs, ſo iſt es nur weil die Bezahlung ausbleibt, welche Gemeingut des Haushalts iſt, oder wenn ſonſt Zank zwiſchen Mann und Liebhaber ſich erhebt; vielmehr ſieht der Mann ein Verhältniß gern, durch das ſein Mittagstiſch beſſer beſtellt iſt, und wenn der Liebhaber ſehr gut bezahlt, ſo iſt er äußerſt eiferſüchtig gegen Dritte, um jenen nicht

zu verſcheuchen. Die Anhänglichkeit zwiſchen Verwandten iſt ziemlich groß, und für den Vater hehlen, ſtehlen und Cigarren betteln iſt eine große Kindespflicht.

Die Afrikaner verachten die Creolneger, die in der Colonie gebornen, und umgekehrt, jedoch iſt dieſe Abneigung nicht ſehr intenſiv; deſto mehr zwiſchen Schwarzen und Farbigen. Farbige Herren gelten für die unmenſchlichſten, und die ſchwarzen Unteraufſeher ſind die grauſamſten, willkürlichſten Deſpoten.

Je untergeordneter die geiſtigen Fähigkeiten, deſto kräftiger und entwickelter der Körper des Negers. Alles verräth Kraft und Geſundheit, jedoch iſt die Stärke nicht unverhältnißmäßig groß. Charakteriſtiſch iſt die Dicke des Schädels und dagegen die Schwächlichkeit der Beine; während ſie erſteren mit Vorliebe als Angriffswaffe gebrauchen, genügt ein verhältnißmäßig ſchwacher Schlag oder Stoß um das Gleichgewicht der letzteren zu erſchüttern; ſie tragen auch Alles auf dem Kopfe. Die Arbeitskraft iſt keiner nervöſen Abſpannung unterworfen, und im Nothfall können ſie ungeheure Mahlzeiten, im Vorrath wie die Raubthiere, zu ſich nehmen; die Zähne ſind ſprüchwörtlich ſchön, im Allgemeinen die Natur geſund und voll Heilkraft: faſt ihr ganzer Arzneibedarf beſchränkt ſich auf das purgirende Ricinusöl (Palma Christi, Castor Oil). Die phyſiſche Reife tritt früh ein; hat man mir doch eine zehnjährige Wittwe

gezeigt; die Fruchtbarkeit ist groß, aber es sterben ungemein viel Neugeborne durch die Brutalität ihrer Mütter, auch wohl wegen der schlechten Säfte besonders der afrikanischen Neger. Die Entbindung erfolgt oft in fünf Minuten Zeit, und ohne große Erschöpfung für die Mutter. Alter und graue Haare treten erst spät ein, und man nimmt an daß unter 900 Negern einer das Alter von hundert Jahren erreicht, während bei Europäern das Verhältniß wie 1 : 4000 angegeben wird. — Besonders geborne Afrikaner werden zuweilen mißmuthig, was bis zum Selbstmord führt; die Sucht zu letzterem wird zuweilen epidemisch, unterstützt durch den Glauben daß sie nach dem Tode nach Afrika zurückkehren; Souchay steuerte diesem Uebel, indem er solche Leichen seciren ließ, spanische Pflanzer ergriffen das grausenhafte Mittel die Hände der Todten auf das Grab zu pflanzen, und ihnen im Glauben der Neger durch diese Verstümmelung die Rückkehr nach dem Heimathland abzuschneiden.

Indem ich in Obigem fast wörtlich die Mittheilungen Don André's wiedergebe, tritt mir selbst die Beobachtung lebhaft entgegen, daß diese Auffassung des Negercharakters in Cuba, obwohl gewiß richtig und reiflich erwogen, doch gegen die weitere Entwicklung und höhere Gesittung der Neger in andern Colonien bei weitem das dunkelste Gemälde gibt. Meine Ansicht

über Bildsamkeit und Fähigkeiten der Negerrace habe ich schon bei Gelegenheit der Sklaverei in Nordamerika ausgesprochen, und ich habe dort bereits gesagt, daß der Neger stets vorwiegend sinnlich und gegen sittliche Eindrücke stumpf sich verhält, in Cuba findet sich aber jedenfalls die niedrigste Stufe der Colonialneger; es liegt dies in der fortwährend starken Zufuhr afrikanischer Neger, die sowohl unmittelbar aus der tiefsten Barbarei als insbesondere aus höchst blutigen und krassen Verhältnissen, wie sie in den afrikanischen Negerstaaten herrschen, dorthin verpflanzt werden. Daher die Wildheit und Energie des Negers auf Cuba, und daher die Erscheinung die in Souchay's Erzählungen am meisten zu überraschen geeignet ist, daß unter diesen Naturmenschen so wenig Anhänglichkeit und Dankbarkeit für gute Behandlung sich entwickelt. Indeß erzählt Don André doch einzelne Beispiele des Gegentheils: Ein riesenhafter, wilder Neger war entflohen und umschlich die Pflanzung mit Mordgedanken gegen die Weißen; ein andrer Neger entdeckt ihn und verfolgt den Flüchtling unter lautem Geschrei, obgleich dieser, bewaffnet, ihn mit dem Tode bedroht und ihm schon mehrere Wunden beigebracht hat; endlich gelingt es ihn zu fangen, und da erst gibt sich der andre zufrieden, und sinkt halb leblos und schwer verwundet nieder. Auch Madame S. sprach von der Anhänglichkeit ihrer Hausnegerinnen; wohl mag

es ſein, daß die Weiblichkeit ſelbſt in dieſer unvollkommenen Form die Negerin an die Weiße ihres Geſchlechtes feſſelt; ich erinnere an die amerikaniſchen Gefängniſſe, wo die Anſtellung von Aufſeherinnen für die weiblichen Gefangenen das Schickſal dieſer erleichterte und von augenſcheinlich wohlthätigem Einfluß war.

Es dürfte hier wohl der Ort ſein Einiges was ich auf meiner Tour durch Weſtindien über den Sklavenhandel und den Zuſtand der Negerſtaaten gehört, einzuſchalten, da es zur richtigen Beurtheilung des afrikaniſchen Negers förderlich iſt. Ich verdanke vieles der Art den Mittheilungen eines Engländers Mr. Butts, den ich in Guiana kennen lernte; von dem dortigen britiſchen Gouvernement nach Guinea geſandt, um der an Arbeitermangel dahin ſiechenden Colonie freie Einwanderer zu gewinnen, hatte er mit der größten Ausdauer an 700 engliſche Meilen zu Fuß, darunter 300 barfuß zurückgelegt, indem er aus Vorſicht gegen Beraubung ſein Schiff mit tauſenderlei Waaren und Geſchenken der Küſte entlang die er bereiste, folgen ließ. Ausgerüſtet mit dieſen Schätzen, die ſein Anſehen als „Mund der Königin Victoria" bekräftigen ſollten, zog er von Stamm zu Stamm, und knüpfte diplomatiſche Relationen mit den kleinen Königen an: Könige nannte er ſie trotz der Kleinheit ihrer Reiche, wegen ihrer abſoluten Gewalt, auch über Leben und Tod. Als

Baumwollmann (Bezeichnung der Weißen wegen ihrer Farbe) überall gut aufgenommen, erlangte er sogar von einem dortigen Oberkönig die Königswürde über mehrere Stämme, mit den Insignien eines elfenbeinernen Armbands. Butts sagt daß es unter diesen Negerstämmen abscheulich zugehe, sie seien zwar gutmüthig, aber allen Lastern der Sinnlichkeit ergeben, dabei in fortwährender Fehde, und diebisch über alle Maaßen;* er bestreitet die sehr verbreitete Ansicht, daß die Kriegsgefangenen der Regel nach verkauft werden, vielmehr sei Sklaverei die Strafe für Verbrechen, freilich auch für sehr geringe Vergehen, zum Beispiel wenn Jemand das Unglück gehabt eine der Frauen des Königs zu erblicken; in der Noth verkaufen sie aber selbst die eigenen Kinder. Da jeder Stamm Sklaven für den eigenen Gebrauch hat, erklärt es sich daß die Neger selbst gar kein Uebel in dem überseeischen Sklavenhandel sehen, im Gegentheil denselben als ein sehr vortheilhaftes, nationalökonomisch wichtiges Ding betrachten. Butts hatte auch deßhalb die größte Mühe den Negerkönigen die Natur seiner Sendung begreiflich zu machen; einst erwiederte man ihm auf seine Frage, ob taugliche Subjekte zur Verschiffung nach Amerika vorhanden seien, es seien

* Dies widerlegt die Doctrin der Abolitionisten, welche nur aus der Sklaverei alle Fehler der Neger, somit auch ihre Diebsgelüste herleiten wollen.

ſo viele da als er nur kaufen wolle, worauf Butts dem König beizubringen ſuchte, daß er die Leute nicht zu kaufen beabſichtige, und daß dieſelben drüben für ihre Arbeit bezahlt werden ſollten; der König fragte: wie viel? Antwort, ein fleißiger Mann könne wohl 10 Dollars den Monat verdienen. Da ſagte der König: „Ihr Engländer müßt entweder große Narren oder große Spitzbuben ſein; wenn ihr mir für jeden Mann ein für allemal 10 Dollars gebt, ſo habt ihr ihn dann umſonſt, und ihr ſagt ihr wollet ihm monatlich ſo viel geben!“ — Der Preis eines Sklaven iſt allerdings nur 10—15 Dollars; rechnet man daß die Verſchiffungskoſten per Kopf etwa 30 Dollars betragen, und daß ein ſolcher Neger in Braſilien oder Cuba um 300—400 Dollars verkauft wird, ſo begreift man daß der Sklavenhandel trotz aller Erſchwerungen immer noch lohnend und verführeriſch bleibt, und daß die übliche Annahme nicht übertrieben iſt, der Sklavenhändler gewinne, und wenn er von fünf Schiffen auch nur eines glücklich hinüber bringe. Butts beſuchte u. A. die Gallinas, ein vorzügliches Emporium dieſes abſcheulichen Handels, und beobachtete dort ein Beiſpiel von der Unzulänglichkeit der Maaßregeln zur Unterdrückung desſelben: vom Deck eines engliſchen Kriegsſchiffs ſah er am Ufer die paarweiſe geketteten Sklaven gehen, die Engländer aber hatten nach einer jener feinen phariſäiſchen Diſtinctionen

mit denen ihre Gesetzgebung geziert ist, kein „Recht“ diesem Uebel zu steuern.

Die Sklavenschiffe beschreibt Butts noch schrecklicher als gewöhnlich; das Zwischendeck sei nur 4½ Fuß hoch, und die Neger liegen nicht, sondern sitzen mit gespreizten ausgestreckten Beinen, jeder dicht zwischen den Beinen seines Hintermanns. Dagegen sei die Behandlung human, und sie würden nur bei schlimmem Wetter unter Deck eingesperrt, ein Loos das bei stürmischer See ja selbst die meisten Auswanderer trifft. Dennoch sei selbst die Ausdünstung eines Negerschiffs so furchtbar, daß man schon beim Eintritt in einen Hafen rieche daß ein solches da vor Anker sich befinde. Sämmtliche Schiffe sind klein, aber vorzügliche Schnellsegler, und darum wenn sie weggenommen werden, stets eine sehr gesuchte Waare; ich habe mehrere solche ehemalige Sklavenschiffe als Paketboote verwendet gesehen.

Nur Ein Stamm, die Kruman's oder Kuman's duldet keine Sklaverei, und die wenigen welche von Sklavenhändlern überrascht und fortgeschleppt werden, pflegen ins Wasser zu springen oder sich den Bauch aufzuschlitzen, um dieser Schmach zu entgehen. Sie sind eine schöne, kräftige Race, kenntlich durch einen gebeizten Strich über die Stirn und den Rücken der Nase. Die jungen Männer, nicht aber die Weiber welche nicht aus dem Lande dürfen, haben die Sitte in

die Fremde zu gehen und Erwerb zu ſuchen, namentlich werden ſie Matroſen an Bord der dort ſtationirten engliſchen Kriegsſchiffe, welche durch dieſe Aushülfe ihre weiße Mannſchaft ſchonen. Sie bleiben oft zehn Jahre aus, und kommen dann beladen mit Schätzen von Schießpulver, Nägeln, Knöpfen, Spiegeln und ähnlichen Herrlichkeiten der civiliſirten Welt, zurück; der ganze Schatz wird indeß ſofort vom König und vom Familienhaupt confiscirt, welche dafür die Verpflichtung übernehmen den ehemaligen Beſitzer zu unterhalten, und ihm ſo viele Weiber zu geben, als er nach dem Maaßſtab des Erworbenen verdient; ſo viele Weiber als möglich zu haben, iſt das große Ziel der Glückſeligkeit. Wenn einer unter ihnen anſcheinend ein großes Vermögen erworben hat, ſo pflegen die Nachbarn zuſammen zu treten und über den möglichen Grund ſolchen Wohlſtandes zu berathſchlagen; regelmäßig endigt eine ſolche Verſammlung mit einem Anfall auf die Habe des Beneideten.

Die Neger ſind nach Butts' Meinung alle Menſchenfreſſer,* wenigſtens insgeheim. Jene Kruman's haben obendrein die Liebhaberei das Fleiſch der Weißen beſonders wohlſchmeckend zu finden, wie ſie Butts ſelbſt geſtanden. So hatten ſie vor einiger Zeit die Mannſchaft

* Die Delicateſſe iſt, auch in Sumatra bei den dortigen Menſchenfreſſern, das Innere der Hände. Schönes Reſultat der vergleichenden Kulturgeſchichte!

von zwei Booten eines Kriegsſchiffs rein ausgefreſſen; in der Regel verzehren ſie jedoch nur Kriegsgefangene und die Leichen der im Kampf gefallenen Feinde. — Die meiſten Stämme ſind Teufelanbeter, da ſie ſagen: „Gott iſt gut, und will uns nichts Uebles, aber den Teufel müſſen wir zu beſänftigen ſuchen.“ Jeder König hat ſeinen Teufelsmann, d. h. Prieſter und Beſchwörer, der Oberprieſter heißt der große Teufel, und wohnt im Teufelsbuſch, der ein großes Heiligthum iſt zu dem die Neger weit und breit wallfahrten. Da gerade während Butts' Anweſenheit ein großer Feſttag und Conſultation des Orakels einfiel, wünſchte Butts ebenfalls dahin zu reiſen, wurde aber durch das ſchlechte Wetter gezwungen einen ſeiner Mitkönige an den großen Teufel abzuſenden. Mit einem wahrhaft königlichen Geſchenk von einem Pfund Tabak und einer großen Flaſche Rum machte ſich die ſchwarze Majeſtät auf den Weg, nachdem Butts vorher in liſtiger Weiſe vorgebeugt hatte, daß der König die Geſchenke nicht ſelbſt aufzehre, indem er ihm einſchärfte dieſelben ausdrücklich in ſeinem, Butts' Namen zu überreichen; werde er ſie berühren oder ſie für ſich ſelbſt opfern, ſo werde der Teufel doch merken von wem ſie kommen, und ihn beſtrafen. Der Teufel war billiger Weiſe ſehr entzückt von ſolcher Freigebigkeit, und gab folgenden gnädigen Beſcheid: „Der König Butts iſt ein großer weißer Teufel, und ein Freund der

Schwarzen. Was er beginnt wird gelingen, und wehe dem, der ihn oder sein Eigenthum beschädigt.“ Von diesem Augenblick an war seine Habe vollkommen sicher, da Niemand mehr sich getraute ihn auch nur um eines Strohhalms Werth zu bestehlen. Während des Orakels ruhen alle Fehden der Stämme; wird dennoch Blut vergossen, so schließt der große Teufel alsbald sein Heiligthum und öffnet es nicht eher wieder, als bis der Kopf des Thäters an einem gewissen heiligen Baum in einem Kübel mit Palmwein zur Sühne aufgehängt ist. — Unter seinen mitgebrachten Curiositäten hatte Butts auch ein mit Wachs verklebtes Ziegenhorn, ganz ähnlich einem Amulett das ich in Angerona gesehen. Das war ein „Teufel“ der Kruman's, den er durch große Bestechungen von einem Priester sich verschafft hatte. Die diabolische Kraft dieses Horns ist so groß, daß ein Neger, damit berührt, vor abergläubischem Schrecken todt hinfallen würde; auch verweigerte Butts, diesen Teufel zur Probe seinem jungen aus Afrika mitgebrachten Burschen zu zeigen: mit dem Ding sei nicht zu spaßen, sagte er.

Das Duell der Neger besteht im Trinken von vergiftetem Wasser; beide bekommen Bauchgrimmen, und „der Lebende hat Recht.“

Höchst originell ist die Art und Weise, wie Neuigkeiten durchs Land gesendet werden: während der König

in der Verſammlung ſitzt, kniet ein Läufer hinter ihm und lauſcht; ſowie der König meint, daß derſelbe für ſeine Faſſungsgabe genug gehört, gibt er ihm einen Fußtritt, und fort ſtürmt dieſer in vollſter Eile, wohl 10 engliſche Meilen weit, bis er erſchöpft hinſinkt und einem andern ſeine Botſchaft vertraut, der ebenſo fortrennt. So geht die Nachricht an Einem Tag bis 180 engliſche Meilen weit, und unterdeß hat der König ſchon wieder einem andern und dritten einen Fußtritt zur Fortſetzung der Depeſche gegeben.

Die Verkehrsverhältniſſe mit dem Binnenlande ſind ſehr unvollkommen, da es die Politik der Küſtenſtämme iſt, allen Handel mit enormem Vortheil nur durch ihre Hände gehen zu laſſen. Butts hatte daher einmal einen Abgeſandten mit Rum und Tabak an die Könige jener Landſtriche abgefertigt, der König an der Küſte fing aber den Boten auf, und Butts der ihn in der Rathsverſammlung deßhalb zur Rede ſetzte, gerieth bei dieſem Anlaß in eine kritiſche Lage. Wie große Affen, mit feindſeligen Mienen und ihre Speere in der Hand, hätten die Häuptlinge da geſeſſen, erzählte er, und der König in der Mitte, offenbar in der Stimmung ihn zu inſultiren, ja wohl gar umzubringen. Ganz gegen die Courtoiſie des Landes ſprach er, obgleich wie alle Könige der Küſte des Engliſchen mächtig, in der Landesſprache zu den Häuptlingen, und

ſtreifte obendrein, wie er ſeinen Mantel um die Schulter ſchlug, Butts abſichtlich mit dem Zipfel desſelben. Dieſer ſah ein daß ſein Leben in Gefahr war, ſowie er ſich ungeſtraft herabwürdigen ließe; er zog alſo den Säbel und drohte den König in Stücken zu hauen, wenn er ihm nicht ſofort Genugthuung gebe. Das wirkte, S. M. gab auf engliſch und in der Negerſprache eine Ehrenerklärung, aber, ſetzte er hinzu, er fordere jeden Anweſenden auf zu bezeugen, daß er gegen ſeine Herrſcherpflicht gehandelt haben würde, hätte er ſolche ungeheure Reichthümer (zwei Flaſchen Rum und ein Bündel Tabak!) ungehindert ins Innere ziehen laſſen.

Von dem Zuſtand des Handelsverkehrs unter dieſen Umſtänden gab Butts folgende Illuſtration aus Sierra Leone: Ein Neger kommt zur Stadt mit etwas Pfeffer oder arrow-root, um ſich ein Hemd einzutauſchen; nach langem Suchen findet er einen Mann der ſeine Produkte brauchen kann, der aber ſagt: „Hemden habe ich nicht, aber ich will dir einen Hut dafür geben.“ Der Aermſte nimmt den Hut, und läuft ein paar Tage mit ihm herum, bis er ihn etwa gegen ein Paar Schuhe vertauſchen kann; wenn er dann endlich dieſe gegen ein Hemd wieder los wird, geht er fröhlich nach Hauſe, ohne zu ahnen daß er in der verlornen Zeit genug hätte erwerben können, um ſich einen Hut, ein Paar Schuhe und ein Hemd zu kaufen.

In Liberia ergötzte sich Butts an der hohen Miene, die die halbgebildeten aus Amerika herübergekommenen Neger gegen ihre Stammgenossen annehmen, indem sie dieselben niggers nennen, sich selbst aber für Weiße ausgeben. „Wir wissen wohl, sagten sie, um Butts Verwunderung zu beschwichtigen, daß wir eben so schwarz sind wie sie, wenn wir es ihnen aber zugäben, so wäre gar nichts mit ihnen anzufangen.“

Der Leser dankt mir wohl diese Abschweifung, welche ich schon deßhalb nicht unterdrücken mochte, weil Mr. Butts meines Wissens nichts über seine Expedition veröffentlicht hat, und die Art wie er mir seine Erlebnisse mittheilte das Gepräge der Wahrheit trug. Weniger wird man den vielen Erzählungen der Sklavenhändler über afrikanische Sitten trauen dürfen, doch citire ich aus einem solchen Bericht, daß ein afrikanischer König an seinem Geburtstage jährlich dreißig Neger enthaupten zu lassen pflege, um seinen Vorfahren ins Jenseits Nachricht von seinem Wohlbefinden zukommen zu lassen, ein andrer König eigene Corps unterhalte, um seine Gefangenen alle auffressen zu lassen. — An die Erzählung des wilden Zustandes in jenen Negerstaaten schließen sich Proben wilder Energie an, wie sie auch in Cuba namentlich bei jener großen Revolte im Jahre 1844 zu Tage kamen. Ein Sklave hieb, als die Verschwörung entdeckt war, wacker auf seine Brüder mit ein, und erklärte

auf Befragen: „ich thue es, weil die Hunde zu früh losgeschlagen haben," und als man ihm ungeachtet dieser trotzigen Antwort die Freiheit anbot, schlug er sie aus, „weil er dann die Gelegenheit verliere seinen Herrn zu ermorden." Ein Anderer stürzte sich von einem Felsen hinab, an den man ihn geführt hatte um ein Versteck von Waffen anzugeben. Negerverschwörungen sind in Cuba so häufig, als in den Vereinigten Staaten selten, und es leuchtet ein, daß diese Vorkommnisse auf die Behandlung der Sklaven zurückwirken müssen. Uebrigens ziehen viele Herren den afrikanischen Neger dem Creolneger vor, und erklären die größere Zahmheit des letzteren vielmehr für Entartung, die mit zahlreichen dem ursprünglichen Negercharakter fremden Fehlern Hand in Hand gehe.

Die gesetzlich verbotene Einfuhr von Sklaven wird schwer ganz zu unterdrücken sein, so lange der Handel so einträglich ist, und es somit dem Händler der Mühe werth ist die Nachsicht der Küstenwächter und Anderer zu erkaufen, so lange insbesondere der dringende Bedarf nach Sklaven die Colonisten wenigstens indirekt in ein Bündniß mit den Sklavenhändlern bringt. Es scheint daß im Allgemeinen die Sklavenbevölkerung der Colonien sich auf natürlichem Wege eher vermindert als vermehrt, und jedenfalls den durch neue Plantagenanlagen gesteigerten Bedarf nicht deckt, während die der freien

Schwarzen in den engliſchen Colonien bei dem behaglichen Zuſtand in dem ſie leben entſchieden im Zunehmen iſt. Zeuge der wenigſtens formellen Fürſorge für Unterdrückung der Sklaveneinfuhr iſt eine abgetakelte engliſche Fregatte im Hafen von Habana, vertragsmäßig dort ſtationirt um den befreiten Negern als vorläufiges Depot zu dienen, zugleich aber ein zweites Gibraltar, oder Helgoland, oder Malta, oder Aden der weitgreifenden Engländer.

Nicht ſelten gelangen Neger fürſtlichen Geblütes nach Cuba, und dieſe pflegen von ihren Stammesgenoſſen mit großer Ehrfurcht behandelt zu werden, dergeſtalt daß ſie ſich vor ihnen ſelbſt niederwerfen. Eine Prinzeſſin wollte durchaus nicht arbeiten, dagegen fand ſich ein alter Prinz in Souchay's Beſitz mit guter Manier in ſeine Lage, ließ ſich auch ſelbſt die Peitſche gefallen, die ihn zuweilen traf, wiewohl er rückſichtsvoll behandelt wurde. Sein Leichenbegängniß wurde durch die Theilnahme der übrigen Afrikaner zu einem ſehr glänzenden.

Kehren wir nun nach Angerona zurück und betrachten die materielle Lage der Sklaven. Der Neger ſteht mit Sonnenaufgang (in den Tropenländern alſo nicht ſehr früh) auf und begibt ſich an ſeine Arbeit; um 8 Uhr erhält er ein Frühſtück und arbeitet bis Mittag, wo ihm eine volle Stunde gegeben wird um in oder vor

seinem Hause das aus gedörrtem Fleisch und Gemüse bestehende Mahl einzunehmen und auszuruhen; dann wird wieder bis Sonnenuntergang gearbeitet, wo dann Alle in dem Negerhof zusammenkommen, sich ihr Abendessen selbst kochen und bis 10 Uhr frei umhergehen dürfen, worauf sie in ihre Häuser eingeschlossen werden. Jedes Ehepaar hat ein hohes luftiges Zimmer, zwei bequeme Betten und so viel Bequemlichkeit als es sich selbst schaffen will; ordentliche Neger haben ihre Häuser besser eingerichtet als mancher deutsche Taglöhner. Sonntags wird blos bis 9 Uhr Morgens gearbeitet, der übrige Tag ist ihnen ganz frei gegeben, sie arbeiten in ihren Gärten, sorgen für ihr Vieh, namentlich ein oder ein paar Schweine* die jeder hat, und es erwächst einem fleißigen Neger daraus ein jährlicher Erwerb von 12—16 Dollars, während die Mehrzahl selbst zur Wahrnehmung des eigenen Vortheils durch Zwang angehalten werden muß. Will er sich freikaufen, so ordnet das Gesetz an, daß der Herr keinen übermäßigen Preis

* Durch ganz Amerika bekannt ist die Vorliebe der Neger für die Schweine, was man witziger Weise aus dem Respekt für ein Wesen herleitet, das allein auf der ganzen Pflanzung nicht zu arbeiten brauche. So legt man einem Neger die Betrachtung in den Mund: der arme Neger müsse sich abarbeiten, selbst der Herr gehe seinen Geschäften nach, Pferde und Rinder müssen tragen und ziehen, der Hund wenigstens Wache halten, nur das Schwein habe nichts zu thun als zu fressen und davon auszuruhen — »him gentleman.«

fordern darf, es kaufen ſich aber gerade die Ordentlichen und ſomit Bemittelten am ſeltenſten los, weil ſie die Laſt der Arbeit und die Strafe nicht ſcheuen, und den ſichern Unterhalt wohl zu ſchätzen wiſſen. So äußerte eine Sklavin Souchay's der die Freiheit angeboten wurde, ihr Bedenken ob ſie dann auch ſatt zu eſſen finden werde; hier habe ſie doch ihr tägliches Brod gehabt, und Schläge nur wenn ſie es verdient. Die Strafen beſtehen in der Peitſche, ſodann in Geldſtrafen bei Vermögenden und Entziehung des Schweins; ſelten reicht aber letzteres ohne erſteres aus. Vor der Revolte durfte der Herr nur 25 Schläge verhängen, welche Beſchränkung dann wegfiel, weniger als das ſtehen jedem weißen Aufſeher zu, den ſchwarzen Unteraufſehern nur 4; bei ſtrengeren Strafen pflegte Don André eine Art Gericht zu halten und auch die Anſichten der übrigen Neger zu vernehmen. Die in Strafe befindlichen müſſen die Nacht im Block, getrennt von ihrer Familie ſchlafen, auch des Sonntags arbeiten. — Für die Kranken iſt ein eigenes Spital vorhanden, die ärztliche Behandlung iſt aber bei dieſen Naturmenſchen ſehr einfach. So wie der Neger alle ſeine Arbeit mit Geſang zu begleiten liebt und eine unverwüſtliche Heiterkeit an den Tag legt, ſo iſt auch die Haupterholung Muſik und Tanz, und zwar letzterer nach der nationalen Trommel, einem Rindsfell über einen Holztopf geſpannt; die Tänze ſind höchſt unanſtändig.

Die religiöse Fürsorge betreffend, die natürlich ausschließlich katholisch ist, so kommt der Geistliche von Zeit zu Zeit die Neugebornen zu taufen, die Uebrigen das Credo, das Vaterunser, das Ave Maria und andre Gebete zu lehren; Sonntags betet einer der Neger vor. Viele spanische Herren sind in dieser Hinsicht sehr sorgfältig und gewissenhaft. Seine Neger trauen zu lassen, mochte sich Don André nie entschließen, denn wie er unverhohlen sagte, heiße das bei dem völligen Mangel einer sittlichen Auffassung der Ehe die Perlen vor die Säue werfen.

Die Mütter werden 1—2 Monate vor der Niederkunft in das „Creolenhaus" gebracht, und bleiben dort bis 40 Tage nach der Geburt von Arbeit verschont; dann bleiben die Kinder in diesem Creolenhaus unter der Aufsicht besonderer Wartfrauen bis sie heranwachsen und arbeitsfähig werden; die erwachsenen Mädchen bleiben bis zum 15. oder 16. Jahr im „Kloster," und werden dann nach eigner Wahl zur Ehe zusammengegeben.

Es ist im Obigen vieles was der Leser von Onkel Tom's Hütte* nicht wird zusammenreimen können,

* Es hat dieser Tendenzroman, welcher erschienen ist seit ich im ersten Band des vorliegenden Werks Anlaß hatte meine Ansicht über die Sklavenfrage auszusprechen, das lesende Publikum in starke Aufregung versetzt, und das Urtheil derer welche dieser Frage fern stehen, nicht wenig getrübt. Die möglichen Folgen welche der von mir

da ich jedoch in Westindien gelernt habe daß es unmöglich ist einen Mohren weiß zu waschen, so will ich nichts weiter hierüber sagen. Allerdings ist Don Andrés Negerhof ein Muster, und die naive Klage seiner Sklaven, daß es bei ihm gar so schwer sei bei der strengen Ordnung etwas zu stehlen, ist wohl die schlimmste Beschwerde die sie vorzubringen haben. Indeß herrscht gerade auf Cuba bei den Pflanzern mehr unzweckmäßige Milde als Strenge, und zumal die Hausneger, welche ein reicher creolischer Pflanzer zu Dutzenden um sich und seine Familie versammelt, sollen oft Muster von Verzogenheit, Unverschämtheit und Nichtsnutzigkeit sein.

Auch der blühende Zustand von Angerona überhaupt ist leider ein von den Creolen unerreichtes Ideal. Während Don Andrés mit seltener Tüchtigkeit, und gestützt auf tüchtige deutsche Untergebene seine Pflanzung mit theoretischer und praktischer Einsicht verwaltet, fehlen dem trägen Creolen die Kenntnisse, welche zu erwerben unter seiner vermeintlichen Würde ist, und die Energie,

wahrlich nicht geläugnete Fluch der Sklaverei haben kann, sind in ergreifender, aber einseitiger und grell übertriebener Weise dargestellt, und wie es bei solchen Produktionen zu gehen pflegt, ist zur praktischen Lösung der Frage auch gar nichts geleistet. Vielmehr wird die praktische Folge eine entschieden schädliche auf die Stimmung der südlichen Staaten sein, und die Sklaven der Verfasserin eben so zu danken haben, wie der Hirtenjunge dem Don Quixote für die Vertretung seines Rechts bei seinem Herrn.

welche Geburt und Klima ihm verſagt haben; da jeder Weiße hier Herr ſein will, und es für unehrlich gilt ſein Brod durch Thätigkeit zu verdienen, ſo muß er ſeine Dienſtſtellen mit elenden Subjekten beſetzen: ſelbſt der eigne Sohn darf ſich nicht erniedrigen unter dem Vater zu dienen. So geben die Sachen ſchlechter und ſchlechter; die Preiſe ſind ungünſtig, das Erdreich ausgeſogen, die Neger verwildern, und der ſprüchwörtliche Reichthum der weſtindiſchen Pflanzer iſt zu der traurigſten, oft nicht einmal mehr verhüllten Dürftigkeit herabgeſunken. Hier iſt eine Pflanzung wo die Neger nichts zu eſſen bekommen, wenn ſie es ſich nicht ſtehlen, dort eine Familie die ihre Thüren verſchließt wenn ſie ſich zu Tiſche ſetzt, damit nicht ein ungebetener Gaſt das ſpärliche Mahl zu theilen komme; — es iſt traurig zu hören, wie der Glanz und die ungemeſſene ſpaniſche Gaſtfreundſchaft, die noch zehn Jahre vorher in voller Blüthe ſtanden, ſich ſo plötzlich vor dem hereingebrochenen Elend haben verkriechen müſſen. Und gerade den Glanz liebt der ſpaniſche Creole über Alles; hat doch vor längeren Jahren ein Reicher in Habana die Achſen und den Radbeſchlag ſeiner Volante von Silber, die übrigen Zierrathen von Gold fertigen laſſen, bis der Gouverneur dieſen Uebermuth unterſagte.

Wenden wir uns lieber zu der freundlicheren Einfachheit des Souchayſchen Hauſes zurück, wo eben ſo

grenzenloſe Gaſtfreiheit, aber ohne Prunkſucht mir einen ſo behaglichen als belehrenden Aufenthalt gewährten. Bei deſſen beſchränkter Dauer konnte man von dem Gefühl unberührt bleiben, daß man auf einem Vulkan ſtand, und es galt mir nur wie eine Curioſität daß die Briefbeſchwerer in dem Hauſe geladene Terzerolen waren. Auch mit der Nähe des Sklavenelends, das dem unbefangenen Deutſchen als ein Elend ſtets erſcheinen muß, verſöhnte die Munterkeit und Luſtigkeit der Neger, jenes köſtliche Geſchenk mit dem die Natur ihnen ihren Zuſtand erleichtert. — Neben der Annehmlichkeit des geſelligen Lebens mit einem liebenswürdigen deutſchen Ehepaar und mit mehreren gebildeten und wackern Landsleuten, gab es täglich intereſſante Ausflüge und Scenen von höchſt willkommener Neuheit. Meinen Jubel über die Herrlichkeit der tropiſchen Vegetation vermochten meine Wirthe mit dem Einwurf, es ſei ja Winter und die Natur ſchlafe, nicht zu dämpfen, und tägliche Spaziergänge in der ausgedehnten Pflanzung waren überreich an Genuß. Einmal galt es aus eigner Erfahrung die Bereitung des Palmenkohls kennen zu lernen, indem wir eine junge Königspalme unbarmherzig umhieben und aus dem oberſten Schößling den Kern der noch unentwickelten Blattkeime herausſchälten, den man uns nachher zu einem wirklich vortrefflichen Gemüſe herrichtete. Ein andermal jagten wir in der

Kaffeeplantage den verwilderten Hühnern nach, die ſich in förmlichen Ketten verſtrichen hatten und aufzubaumen pflegten wenn man ſie jagte, aber ihrer Scheuheit halber kaum zu erlegen waren; nach Don André's Anweiſung war die Hauptſache den Hahn von der Kette wegzuſchießen, worauf die Hennen ſich wieder in die Nähe des Hofs gewöhnten. Manch andrer Vogel mußte ebenfalls den Reiz der Neuheit ſeines Gefieders theuer bezahlen. — Einmal gab man mir das Schauſpiel, wie die Hunde der Pflanzung, eine unendliche Meute von allen Racen, die Fährte eines Negers, der eigens dazu abgeſchickt und auf einen Baum zu klettern angewieſen worden war, verfolgte, und den Menſchen dort ſtellte, bis der Herr herbeikam und ihn erlöste. Man hat die beſondere Race der berüchtigten Bluthunde nicht mehr, und die Klaſſe iſt ſo umfaſſend wie bei uns die der Fleiſcherhunde, aber dieſe Thiere waren zur Verfolgung entflohener Neger beſonders eingeübt, und Don André ließ, nicht ohne Oſtentation, öfters eine ſolche Probe anſtellen; alle Hunde von Haus und Hof, große und kleine laufen mit, Einer führt regelmäßig, und wenn Pero Bruto, Vater Brutus, ein würdevoller alter Köter nicht bei Laune war, ſo war der Erfolg bei allen Unternehmungen der Meute nur halb. So lange der Flüchtling ſich nicht zur Wehr ſetzt, und ſtehen bleibt, thun ſie ihm nichts zu Leide.

Mancherlei größere Ausflüge reihten sich an das an, was die nächste Umgebung bot. Mehrere Pflanzungen der Nachbarschaft wurden besehen, und die spanische Gastfreiheit erprobt; es ist in der That das erste Wort des Spaniers den man besucht, das Haus und alles was sein ist, zur Verfügung des Gastes zu stellen, und man muß sich wohl hüten dies oder jenes zu loben, wenn man nicht will daß es mit den Worten »a su disposicion« Einem zum Geschenk gemacht werden soll. Die spanische Courtoisie berührt überhaupt im geselligen Umgang höchst angenehm, Schade daß sie im Creolen mit so wenigen Eigenschaften der männlichen Thatkraft und Tüchtigkeit gepaart ist. Die jungen Deutschen in Angerona, in jeder Weise der gesellschaftlichen Anerkennung würdig und durch ihre Thätigkeit achtbar, verloren durch eben diese letztere Eigenschaft in den Augen der Creolen, die sie als Leute die für Geld Dienst thaten nicht für voll gelten ließen; man begreift was für unglückliche Folgen eine solche verkehrte Auffassung für Leute haben muß, die sich somit jede Wirksamkeit von vornherein abschneiden. * So verfallen sie in Unthätigkeit und Apathie, und finden ihr Lebensglück nur in der Sinnlichkeit und in der Aufregung des Hazard-

* Es fehlt dann nur noch, daß sie wie die reichen Chinesen, zum sichtbaren Beleg daß sie nicht nöthig haben zu arbeiten, sich die Nägel der rechten Hand zolllang wachsen lassen.

ſpiels dem ſie leidenſchaftlich zugethan ſind; freilich iſt letzteres als das einzige ehrliche Mittel in der Welt ohne Anſtrengung Geld zu erwerben, ganz gemacht für eine ſo indolente Bevölkerung, es wirkt aber auch in dieſer Richtung zurück und verleidet ſeinem Anhänger jede Betriebſamkeit vollends. Es gehören in dieſe Kategorie die in allen ſpaniſchen Colonien leidenſchaftlich geliebten Hahnenkämpfe, welche durch hohe Wetten noch die wahre Würze erhalten; natürlich durfte ich nicht verſäumen dieſes nationelle Vergnügen kennen zu lernen, und dies zu bewerkſtelligen iſt nicht ſchwer, da jeder Ort auf Cuba ſeinen bedeckten Circus hat, an dem ſich beſonders am Sonntag die Liebhaber zu verſammeln pflegen: wir fuhren alſo nach dem benachbarten Städtchen Artemiſa, wo wir bereits den Kampfplatz gedrängt voll fanden. Die Geſellſchaft hätte ein Europäer den Koſtümen nach für höchſt gemiſcht angeſprochen, denn die meiſten Herren trugen die beliebte Tracht von Hemd und Hoſe, erſteres über letztere, meiſt mit einem bunten Schnupftuch maleriſch umgürtet; ein Strohhut und Pantoffeln vollenden den nicht einmal ſehr reinlichen Anzug; der weſtindiſchen Ariſtokratie der Farbe gemäß waren aber alle Anweſenden Caballeros, und ihre geſellſchaftlichen Formen ſtraften den Titel nicht Lügen. Der Eintritt iſt gratis, aber es iſt ſchicklich zu wetten, und da ich die Anweſenden nicht kannte, auch den Werth

der einzelnen Hähne nicht zu unterscheiden wußte, so bediente ich mich nach Landesart des „Kupplers," der eine kleine Vergütung für seinen Rath und seine Mühe erhält. Es wurde fast nur in Gold gewettet, die Leidenschaft und tobende Aufregung der Zuschauer folgte dem Kampf in jedem Stadium seines Verlaufes, und wenn der Sieg entschieden war pflegten die Gewinner sich und uns in ihrer Glückseligkeit zu umarmen. Bevor der Kampf beginnt werden die Hähne gewogen, und dann von den Eigenthümern selbst in die Arena, die etwa 10—12 Fuß Durchmesser halten mag, getragen. Der Aufzug der unglücklichen Kämpfer ist der kläglichste, und von der ritterlichen Figur des Hahns bleibt bei den üblichen Zurüstungen desselben zum Streite wenig übrig: Rücken, Hals und Hintertheil werden kahl gerupft, die Flügel beschnitten und die Enden der Schwungfedern scharf gespitzt, eben so die Sporen. Nun werden die zwei Gegner mit den Köpfen gegeneinander gesetzt und gleichzeitig losgelassen, und es erfolgen zuerst ein paar heftige Sprünge gegen einander, worauf sofort der eine die Flucht ergreift und von dem andern hart gefolgt im Kreise herum läuft. Diese Verfolgung dauert oft mehrere Minuten, sie ist aber nicht sowohl ein Zeichen der Schwäche des einen Hahns, sondern meist Kriegslist, um im rechten Moment wieder die Offensive ergreifen zu können; der Kampf wird aber

dadurch zum Uebermaaß verlängert. Von Zeit zu Zeit nehmen die Herren ihre Hähne auf, lecken ihnen das Blut ab, beſpucken ſie mit Waſſer, und der Kampf beginnt mit neuer Heftigkeit; der mit dem Meſſer ſcharf zugeſpitzte Sporn iſt die gefährlichſte Waffe, und das Ende iſt, daß der eine dem Gegner dieſelbe in die Bruſt oder auch ins Genick ſtößt. Der einzelne Kampf dauert in der Regel über eine halbe Stunde, und wird dem Neuling durch jene Entſtellung der Thiere und durch die Abhetzerei ganz ekelhaft. An jenem Tage wurden fünf Hähne abgeſchlachtet.

Nach Artemiſa pflegten wir überhaupt nicht ſelten zu kutſchiren, und ich vergeſſe nicht leicht eine Rückkehr bei Nacht, als Don Andrés Bruder, der die Zügel führte, mir eine Piſtole zur Vorkehr gegen Räuberanfälle in die Hand gab, und mich erſuchte ſie lieber gleich geſpannt zu halten, denn die Räuber pflegten urplötzlich zu erſcheinen und keinen Spaß zu verſtehen. Man wird begreifen, daß ich unter ſolchen angenehmen Erwartungen, hinter jedem Buſch die angekündigten Feinde erſpähend, von der ſchönen tropiſchen Mondlandſchaft diesmal wenig genoß. Cuba wimmelt von Raubgeſindel, und es geht auch Jedermann bewaffnet auf dem Lande; eine ganz praktiſche Verordnung verbietet das Tragen von Dolchen und Piſtolen die nicht fußlang ſind, bei ſtrengſter Strafe, während größere, nicht verſteckbare Waffen außerhalb der Städte erlaubt ſind.

Auch mehrere Jagdpartien in größerem Maaßſtab wurden durch Don André's Güte veranſtaltet, die eine eine Waſſerjagd in den Sümpfen der Südküſte, zu der wir ſechs Mann hoch, mit Negern, Troß und Hunden ausrückten. Fünf Stunden Weges hatten wir zu reiten, bis wir in die Savanen kamen, wo plötzlich die Gegend einen ganz neuen Charakter annimmt. Eine weite, doch nicht öde Fläche, von den merkwürdigen Fächerpalmen beſchattet, dann wieder ein Wald von treibhausartig duftenden Bäumen, die von den mannichfaltigſten Schlingpflanzen zu einem undurchdringlichen Dickicht verbunden waren, das war eine ganz neue, unbeſchreiblich anziehende Scenerie. Dazwiſchen die Lagunen, die in dieſer Zeit nur ſpärliches Waſſer enthielten, aber doch endloſem Waſſergeflügel zur Zuflucht dienten, den prachtvollen Silberreihern, die ſchneeweiß und von der Größe eines Kranichs und in verſchiedenen kleineren Arten, leider nur zu ſcheu und fern über uns ſchwebten, und im Sonnenlicht einen zauberiſchen Anblick boten, unzähligen Enten, Tauchern, Rohrdommeln und anderem nie geſehenem Wild; beſonders die Entenſchwärme, denen ich im Herbſt auf den großen Flüſſen Nordamerika's begegnet war, fand ich hier am Ziel ihrer Wanderſchaft nach Süden wieder. Unſer Hauptrevier war eine große ſtundenlange Lagune, an deren Ufer wir erſt einen herzhaften Imbiß nahmen. Nun blieb freilich keine Wahl,

wenn wir dem wilden Geflügel ankommen wollten, als getrost in den Sumpf zu waten; die weniger Eifrigen wurden als Strandreiter organisirt, um das wegzuschießen was etwa dem Ufer zufliegen würde, wir andern patschten wohlgemuth wohl eine halbe Stunde weit bis über die Knie durchs Wasser, Einer fiel gar in seinem Schützenenthusiasmus mitten hinein und kühlte seinen Eifer und den Brand seines Gewehrs; dabei stach die Sonne auf uns hernieder, und ich bestand wahre Tantalusqualen des Durstes mitten im Wasser, bis ich mich nicht länger überwinden konnte, und aus der hohlen Hand das Sumpfwasser in unmäßiger Menge schlürfte, — eine sehr große Unvorsichtigkeit besonders in diesem Klima, die ich jedoch nachher durch den trefflichen Gin, den in ganz Westindien unerläßlichen Wachholderschnaps wieder gut zu machen suchte. Unsere Mühe wurde indeß reichlich durch die Ausbeute belohnt; besonders interessirte mich ein in ganzen Ketten vor uns auffliegender Kampfhahn, schön braun und gelb, mit gelben Lappen am Kopf und spitzen gelben Knorpelfortsätzen am Flügelgelenk; im ganzen brachten wir wohl fünfzig Stück, zum Theil eßbaren Geflügels heim, leider keinen von jenen schönen Silberreihern, deren ich später gar manchen erlegt habe, denn sie sind Gemeingut der ganzen heißen Zone, in Amerika wie in Indien. Aber nun die Trockenscene am Ufer! Meine Schuhe und Inexpressibles, welche

ich auf Anrathen wegen des ſchneidenden Schilfes anbehalten, mußten freilich als Opfer der Diana verbleiben, und auch unſere übrige Perſönlichkeit war ſo durchnäßt, daß wir uns ohne weiteres in die Sonne legen und trocknen mußten; am ſchlimmſten waren bemeldete Strandreiter daran, die ſich durch ihren Jagdeifer doch hier und da hatten verleiten laſſen unvorbereitet ins Waſſer zu waten. Als wir ſo da lagen, das getödtete Geflügel neben uns, hatte der Anblick deſſelben unglaublich ſchnell die ſcharfſinnigen Aasgeier herbeigezogen, welche uns nun faſt ohne Scheu umſchwebten; es war ein zu lockendes Ziel, als daß wir uns aus Achtung für die große Nützlichkeit dieſer Thiere hätten enthalten können noch auf ein paar von ihnen zu feuern; einer derſelben hatte eine Flugbreite von 5 Fuß 8 Zoll. Mit dem was an Kleidung uns übrig blieb ſetzten wir uns nun wieder zu Pferde, erlegten auch noch auf dem Heimweg dieſes und jenes: mir wurde noch ein Täubchen, nicht größer als ein Sperling zu Theil, eine der unendlich zahlreichen Arten der amerikaniſchen Tauben. Eine fröhliche Rücktour und ein doppelt freundlicher Empfang für die beutebeladenen Jäger beſchloß den Tag.

In Cuba reitet Alles, mehrentheils mexicaniſche Ponies, die ſehr dauerhaft ſind; aus nördlichen Ländern eingeführte Pferde leiden leicht durch das Klima. Allgemein im ſpaniſchen Amerika ſind die Paßgänger,

welche bei dieſer-ſanften Gangart, wo immer die Beine der einen Seite-gleichzeitig aufgehoben werden, ſehr wenig ermüden und doch ſtark fördern, da weder Reiter noch Pferd das ſchnellere Tempo zu ihrer Erholung durch Schritt zu unterbrechen nöthig haben. Die ſchon beſchriebene häßliche Sitte, dem Pferd die Mähne zu ſcheeren, ſo daß ſie einen förmlichen Kamm auf dem Hals bildet, und den Schweif in einen Zopf geflochten an den Sattel zu binden, iſt auch bei Reitpferden üblich. Eine ähnliche groteske Liebhaberei iſt die für Schecken, die für etwas abſonderlich Schönes gelten und theuer bezahlt werden. Der ſpaniſche Caballero verſchmäht es etwas anderes als einen Hengſt zu reiten, dieſe Thiere ſind aber, obgleich man bei dem Klima das Gegentheil vermuthen ſollte, ſehr ruhig und verträglich.

Auch mir war in Angerona ein Leibpferd, ein ſchöner Brauner, Romeo mit Namen, dem ich das zärtliche ſpaniſche Diminutiv Romeito beilegte, zugetheilt worden, und alſo gut beritten begrüßte ich mit beſondrer Freude die Ausſicht auf eine Hirſchjagd zu Pferde; Cuba enthält, wie ſo viele Inſeln, von Natur keine ſo große vierfüßige Thiere wie Hirſche,* ein ſpaniſcher Conde aber hatte vor etwa 50 Jahren mexicaniſches Wild in dem ſchon erwähnten Gebirge el Cusco angeſetzt, wo es

* Das nicht viel größere Java indeß hat Rhinoceros und Tiger, und Sumatra obendrein Elephanten.

ſich bei der Abweſenheit größerer Raubthiere ſehr ſtark vermehrt hatte. Diesmal ritten wir noch in der Nacht weg, und erfreuten uns an dem prachtvoll glänzenden Sternhimmel, der unter der Breite von 23° ſchon wieder viel Neues für den Nordländer zeigte. Die Landſchaft iſt höchſt maleriſch; hohe, edelgeformte Berge die ſich ſchroff aus der Ebene erheben, einzelne Pflanzungen, die Felder voll der großblätterigen Banane, und dazwiſchen die eben ſo exotiſchen Formen der herrlichen Königspalme, während das Gebirge einen heimathlichen Anſtrich hatte. Von der Höhe überſah man an beiden Enden der hier ſchmalen Inſel, im Norden den Golf von Mexico, im Süden das caraibiſche Meer, ein entzückender Anblick nicht nur wegen ſeiner geographiſchen Merkwürdigkeit, die doch auch ſicher etwas Berauſchendes für den Europäer hat. — Berg auf Berg ab, die Flinte auf dem Rücken ging nun die tolle Jagd, einem aufgeſchreckten Hirſch nach, ich ſelbſt in Entzücken über die herrliche Natur um mich, und über das wilde Treiben verloren, bis mich ein plötzlicher Sturz meines Pferdes, das im raſchen Galopp auf dem thauigen Raſen ausgeglitten war, aus meinen unzeitigen Poeſien weckte. Da lag ich mit dem ehrlichen Romeito, er links, ich rechts; es hatte aber zum Glück keinem von uns etwas geſchadet, obgleich das Gewehr auf das ich ſtürzte mir billig einige Rippen hätte knicken müſſen, und ſo ging's

fröhlich weiter; den von einem der Jagdgenoſſen angeſchoſſenen Hirſch bekamen wir indeß nicht. Im eigentlichen Jagdrevier ſtellten wir uns nun ſyſtematiſch an, die Neger mit den Hunden ſpürten die Schlucht hinauf, die wir umſtellt hatten, und bald ſah ich ein paar der artigen Thierchen mir gegenüber, jedoch außer Schußweite ruhig weiden, bis der Lärm der Treiber ſie aufſchreckte. Don André von ſeinem Schimmelchen herab, das mauerfeſt ſtand, ſchoß eines der Thiere, die einzige Beute die uns dieſen Tag beſchieden war, wiewohl wir bis zum Abend mit großer Ausdauer ſpürten und jagten. Das Anziehendſte war der immer wechſelnde Anblick der Berggegend und die Neuheit einer ſolchen Gebirgsjagd zu Pferde, ſie gewährt den Vortheil daß man ſich einen günſtigen Punkt zum Schießen jeden Augenblick raſch wählen kann, und die Pferde ſtehen vortrefflich im Feuer. Das erlegte Wild war ein Thier, in dem wir leider drei Embryonen fanden; zugleich tröſtete uns aber dieſer Beleg enormer Fruchtbarkeit.

Don André, in der Fauna und Flora Cuba's wohl bewandert, theilte mir darüber viel Intereſſantes mit, wovon ich jedoch nur kurze Auszüge, mit beſonderer Rückſicht auf das was ich ſelbſt geſehen, gebe. Die Bemerkung wird dabei für andere Dilettanten im Reiſefach von Nutzen ſein, daß man ſich doch ja nicht mit der theoretiſchen Kenntniß der europäiſchen Natur

begnügen möge, wenn man eine Reise in tropische Länder unternimmt; obgleich den Naturwissenschaften nicht gerade fremd, fühlte ich mich namentlich gegenüber der tropischen Pflanzenwelt wie vor einem versiegelten Buch, da die hauptsächlichen Familien des natürlichen Systems, die doch durch die Analogie der Formen am sichersten ein Wegweiser zu sein versprechen, für die fraglichen Zonen so ganz verschieden sind. Im Allgemeinen wird der Europäer in der heißen Zone durch die so wenig abweichende Form der Bäume überrascht, die exotischen Formen, insbesondere die Palmen, bilden nur die Ausnahme, ganz eigenthümlich ist freilich das immergrüne Laub, das wir als dunkel und saftgrün glänzend aus unsern Treibhäusern kennen; dem Grün eines Buchenwalds im Mai kommt es aber doch nicht gleich, und der edle Wuchs des Eichenstammes ist auch ohne Gleichen. Während der Urwald Nordamerika's gegenüber unsern kultivirten Wäldern und Gebüschen das Charakteristische hat, daß die Natur fortwährend aus der Verwesung neues Leben hervorruft, und kein Fleckchen leblos läßt, steigert sich diese üppige Naturthätigkeit in den Tropen zu dem Wuchern der Schlingpflanzen, welche das eigentliche Merkmal der tropischen Vegetation abgeben. Sie laufen an den Bäumen hinauf, senken ihre Luftwurzeln aus den Aesten herab, selbst wieder bis auf die Erde, und bilden so Stämme für sich, aber nicht

zufrieden das Lebende noch mehr mit Leben zu bereichern, unternehmen sie es auch als wahre Schmarotzer den Baum durch ihre Umschlingungen zu ersticken, der ihnen den ersten Halt gegeben hat, und oft sieht man nun einen Baum dastehen, der aber nur aus zusammengewundenen Ranken dieser Schmarotzer besteht, die den eigentlichen Stamm des wirklichen Baumes längst erdrückt, und seine verwesende Substanz zur eigenen Nahrung aufgezehrt haben. So wie hier durch ein Spiel die Gestalt eines Baumes hervorgebracht ist, kann man überhaupt die Betrachtung in den Tropen anstellen, wie die Natur in ihrer vollen Entwicklung über ihre gewöhnlichen Regeln und Formen hinaus geht, und spielend neue, der vermessene Sterbliche möchte sagen geistreiche Bildungen schafft: hier ein Säugethier mit einem Schnabel,* dort ein Vogel dem der Gebrauch der Flügel fehlt, wie Strauß und Pinguin; die Palmen sind den Bäumen entsprechende Gewächse aus einer Abtheilung der Pflanzenwelt die sonst nichts Baumartiges und Beständiges kennt, die Farrenkräuter erheben sich wiederum zum Palmenwuchs; bei der Cajou-Nuß gefällt sie sich eine zweifältige Frucht zu erzeugen, den fleischigen wohlschmeckenden Blüthenboden, und die eigentliche Nuß. Solche Betrachtungen, in welchen man die Natur in ihrem Schaffen belauscht zu haben glaubt, ziehen den

* Zumal ist ja in Neuholland „Alles verkehrt."

der ſie macht unwillkürlich an, ſo wie beſchränkte Menſchen die Weisheit der Vorſehung da am meiſten preiſen, wo ihr Walten ihnen recht handgreiflich wird. Als ob der Bau des niederſten Gewürms und des einfachſten Grashalms nicht eben ſo wunderbar wäre, als die Schöpfungen die uns gemeinhin als die ſtolzeſten erſcheinen.

Einen andern Geſichtspunkt für die Anſchauung der Tropen entnehme ich Schuberts Symbolik des Traums, da er die antediluvianiſche Natur mit ihren Pflanzen, die alle den Akotyledonen und Monokotyledonen angehören, mit ihren rieſenhaften aber harmloſen Mammuths als die reine, paradieſiſche bezeichnet, während parallel mit dem der Sünde verfallenen Menſchengeſchlecht erſt das übrige Gethier und Gewächs mit ſeinen giftigen und gefährlichen Eigenſchaften entſtanden ſei. Wenn wir, natürlich genug, die Reſte und die Aehnlichkeit des Paradieſes in den Tropen ſuchen, ſo charakteriſirt allerdings dieſe nichts mehr als die prachtvollen Monokotyledonen: Palmen, Bananen, Aloe, die ungeheuren Rohrarten wie Bambus, und daneben das immerwährende von keinem Winter bedrohte Leben; daß aber gerade hier die Natur die gewaltigſten Gegengewichte angebracht habe, das zeigt ſich durch die Menge der reißenden und giftigen Thiere, den Zerſtörungstrieb der Inſektenwelt, und in den Pflanzen durch die unendlich

große Menge der Gifte welche sie enthalten. Ungeheuer ist die Höhe und Stärke der Bäume, welche alles Maaß der unsrigen übersteigt: so warf der Orkan des Jahres 1844, der die ganze Insel verwüstete, bei Angerona einen Baum von 9 Fuß Durchmesser um, der noch in der Höhe von 30 Fuß Aeste von 4 Fuß Durchmesser hatte; ein anderer ähnlicher Baum schlug bei seinem Sturz einen Mann vier Fuß tief in die Erde! Nervige und gedrungene Stämme sind der tropischen Natur eigen, und besonders in der Bildung der Wurzeln und deren Anschluß an den Stamm gewöhnlich; hierher gehören namentlich jene ganz platten, sehr bezeichnend Bretterwurzeln genannten Bildungen am untern Stamm. Das Holz der Bäume auf Cuba zeichnet sich meist durch seine ungemeine Schwere und Festigkeit wie durch bunte Farben aus, es wächst dort auch das eigentliche Eisenholz; Don André hatte die hübsche Aufmerksamkeit gehabt, Proben der schönsten Hölzer für Billardqueues schneiden zu lassen und mir zu verehren, leider sind sie unterwegs verunglückt. Neben so werthvollen Hölzern spielt die Palme nur eine sehr untergeordnete Rolle der Nützlichkeit; als Monokotyledone ohnehin den Gräsern und Lilien näher verwandt als den Bäumen, dient sie kaum durch ihre poröse Rinde zu Wasserleitungen und Trögen, und eine Kugel fliegt auf hundert Schritt durch eine Königspalme von 2 Fuß Dicke. Ein festeres

Gewebe hat bekanntlich die Cocospalme, aus der die bekannten Stöcke gemacht werden; sie gedeiht hauptsächlich im salzreichen Boden des Meeresstrandes, und es waren ihrer in Angerona nur einige wenige angepflanzt, während die Königspalme überall auch wild üppig emporschoß; letztere hat aber immer etwas Steifes, was sie eben besonders zu Alleen und Avenuen qualificirt, während in dem gebogenen, überhängenden Stamme der Cocospalme, und in der fein gefiederten Blätterkrone etwas sehr Anmuthiges liegt, selbst wo ihrer viele stehen; sonst sind ganze Palmenwälder, z. B. die Dattelhaine Egyptens das Einförmigste was man sehen kann. Neben den Palmen zeigt die Banane, in Java Pisang genannt, mit den bekannten hellgrünen langen und breiten Blättern, oft 10 bis 12 Fuß hoch, die am meisten exotische Form, und wirkt mithin am eindrücklichsten auf den Europäer; dazu kommt, daß sie nordwärts und bergaufwärts am längsten aushält. Neben ihren vortrefflichen Früchten, die ich dann zu beschreiben mir vorbehalte, wo ich im Verlauf meiner Wanderungen in Westindien dahin komme wo ich nichts anderes mehr zu essen hatte, lobte Don André den Nutzen der ganzen saftigen Pflanze bei Feuersbrünsten als sogenannte Löschwische, um das Feuer auszuschlagen: ohnehin fürchtet man auf einer Pflanzung wo so viele Hände zum Löschen bereit sind, diese Gefahr wenig. — Das Bambusrohr, meines Wissens aus dem tropischen

Aſien verpflanzt, wo es jedenfalls weit häufiger iſt, in ſeinen faſt fußdicken und ſchlank emporgeſchoſſenen Stämmen doch immer noch die Grasart darſtellend, iſt ebenfalls maleriſch und exotiſch anzuſehen; der durch Knoten abgetheilte Schoß wird von den Negern zu aller Art Gefäßen benützt, es iſt aber kein Vergleich zu der tauſenderlei Benützung des Bambus in China und Indien. Die Ananas ſah ich ſchon bei Habana auf Feldern, wie unſere Kohlköpfe gepflanzt; faſt übereinſtimmend ſagen alle Europäer aus, daß die tropiſche Frucht zwar größer, ſüßer und feſteren Fleiſches ſei, aber nicht aromatiſcher als das Erzeugniß unſerer Treibhäuſer; ſonderbarer Weiſe trägt die kultivirte Ananas auch hier keinen entwickelten Samen, und ich ſah die kleinen braunen Körner nur einmal bei einer wilden Ananas, die ein Indianer aus dem Innern Guiana's zum Verkauf brachte; man wird ſie ziemlich leicht überdrüſſig, und mir iſt ein Apfel lieber als eine Ananas oder eine Orange, obgleich ich damals nicht ſo dachte. Von Orangen habe ich in ganz Weſtindien keine von der feinen Schale und Güte der von Meſſina gefunden, wohl aber in Guiana und im indiſchen Archipelagus; ganz komiſch kommt es einem vor, ſie grün zu eſſen und doch reif zu finden; die ſehr beliebten großen Arten, Pompelmuſen, ſind ein ſchlechtes Eſſen. — Unter den Aloearten iſt eine ſchmalblätterige, ſo ſcharf gezähnte, daß ſie undurchdringliche Hecken

gibt, auch die Ananas wird in Westindien häufig in die Hecken gepflanzt, und die Cactusarten. Ueberhaupt ist gar nicht zu sagen, was für heillose Stacheln die Tropen allenthalben entwickeln, indem sie auch in dieser Weise dem europäischen Eindringling den Genuß eines Paradieses wehren, das nun der Mensch einmal nicht haben soll; wer wie ich sich einmal, obendrein leicht bekleidet, in ein solches Stachelnest gesetzt hat, weiß davon zu reden. Als etwas sehr Alltägliches zeigte man mir an Mauern hinrankend die Königin der Nacht, in jener Zeit jedoch ohne Blüthe.

An einheimischen Säugethieren ist wie schon gesagt großer Mangel, und Don André wußte mir nur ein nächtliches Nagethier, etwa von der Größe eines Kaninchens, Jutia genannt anzugeben, das auf Bäumen lebe, einen Wickelschwanz habe und eßbar sei. Dafür hat man auf der großen, zu drei Fünftel noch unbebauten Insel zahllose Heerden verwilderter Schweine, Ziegen und besonders Rindvieh; sollen doch allein bei der großen Dürre des Jahrs 1844 davon 400,000 Stück verschmachtet sein. Ein anderer Feind sind die ebenfalls verwilderten Hunde, welche mit bewunderungswürdiger Schlauheit diese Heerden zu umzingeln, ein einzelnes Stück von den übrigen abzutrennen und niederzureißen pflegen; sie leben paarweis, vereinigen sich aber zu ihren Jagdzügen. Um die Katzen vor ähnlicher

Verwilderung zu bewahren hat man hier das sinnreiche Mittel, ihnen die Ohren zu stutzen; der in dieselben tröpfelnde Regen oder Thau soll ihnen alle Wanderungen verleiden. Affen hat man so wenig als die größeren Papageien, und sie fehlen auf den meisten Inseln, während Guiana ihr Paradies ist; Paroquits und Kolibris sind desto häufiger. Von Giftschlangen hört man fast nichts, wahrhaft zahllos sind aber die Eidechsen jeder Art, deren eine unserer gemeinen Lacerta agilis ganz gleich ist, andere sind in der Weise des bekannten Gecko dickköpfig und im Aeußern fast molchartig. Die ganz ungeheure Menge der Eidechsen in beiden Indien läßt sich mit einem Anstrich von Glaublichkeit kaum beschreiben, und pflegt den Europäer sehr zu frappiren; man liebt sie als Vertilger des Ungeziefers, und sieht sie der Musquitos halber sogar in Zimmern und Betten gern. Das Chamäleon ist häufig in den Kaffeepflanzungen und wird bis 1½ Fuß lang. Einen interessanten Kampf zwischen einer Buschspinne und einer großen Horniſſe bekam ich zu sehen; letztere wird Caballito del Diabolo, Teufelspferd genannt, und ist ein Ungethüm von 1½ Zoll langem Leibe, stahlblau von Farbe; zum Glück lebt sie einsam, sie ist der natürliche Feind jener Spinne, welche keine der größten, aber mit scharfen Zangen bewehrt und giftig ist; die Spinne legt sich förmlich auf den Rücken um sich zu wehren, wird aber

doch von dem Stachel der Horniſſe erreicht und umgebracht; der Sieger flog in weitem Kreiſe an der Erde hin um ſeine Beute herum, und ich mochte ſie ihm nicht ſtreitig machen. Dieſe Spinnen machen kein Gewebe. Die ganz große Spinne, von der Größe einer welſchen Nuß, und mit den haarigen Beinen zuſammen faſt wie eine Fauſt groß ausſehend, bekam ich in Weſtindien öfters zu ſehen, einmal in meinem Bett, ein andermal im Rockärmel eines Bekannten; ſie ſoll nicht giftig ſein. Merkwürdig iſt der Reichthum an großen Leuchtkäfern, beſonders Elater; die creoliſchen Damen pflegen die unglücklichen Thiere an Fäden gereiht wie einen Schmuck zu tragen. — Neben Ameiſen finden ſich Termitenarten, mit langem und breitem Hinterleib und ohne die ſchlanke Taille jener; die ſogenannte Comajen macht Neſter von 2—3 Fuß Durchmeſſer aus faulem Holz an den Baumwurzeln, zuweilen auch hoch an den Aeſten; ſie zernagt Alles und thut an Gebäuden und Vorräthen großen Schaden. Man vergiftet ſie, indem man ein kleines Stück Arſenik ihnen in den Weg legt; einige freſſen davon und ſterben, die übrigen freſſen die Leichen der Ihrigen auf, und ſo geht das Gift durch den ganzen Ameiſenſtaat. Die geflügelten Individuen, Männchen, fliegen haufenweiſe ans Licht und werfen durch ein eigenthümliches Schnicken ihre Flügel ab, worauf ſie weiter laufen.

Zum Schluß noch eine meteorologiſche Notiz über die Regenzeit: ſie beginnt nach Don Andrés Angabe auf der Nordküſte von Cuba mit Anfang oder Mitte Mai, dauert durch den Auguſt bis in den September, und iſt im Mai und Anfang Juni am ſchlimmſten; gewöhnlich regnet es den Nachmittag ein paar Stunden, oft dauert der Platzregen ganze Tage, häufig mit Gewitter; im Juli und Auguſt finden oft wochenlange Unterbrechungen ſtatt; ſobald der Regen aufhört iſt der Himmel wieder klar. Es widerlegt ſich ſchon hierdurch der alltägliche Irrthum als ſei die Regenzeit der Winter dieſer Länder, vielmehr ſteht ſie mit der ſommerlichen Sonnenwende in Verbindung, und Gegenden die innerhalb der Wendekreiſe, nicht wie Cuba an der Grenze liegen, haben daher oft zwei Regenzeiten, analog den zwei Zeiten wo die Sonne ſenkrecht über ihnen ſteht. Uebrigens iſt die Regenzeit für jede Inſel eine beſondere, oft ganz verſchieden ſelbſt bei gleicher Breite, und ſo kann man es möglich machen, wie es mir gelungen, zwei volle Jahre innerhalb der Tropen zu reiſen, ohne von der Regenzeit anders als vorübergehend berührt zu werden; am Aequator im indiſchen Archipelagus regnet es freilich mancher Orten, z. B. in Singapore und in einzelnen Theilen Java's jeden Tag.

Beladen mit allen den reichen neuen Erfahrungen, die ich dem Leſer ſo unvollkommen wiedergegeben habe,

nahm ich nach einem dreiwöchentlichen Aufenthalt von den vortrefflichen Souchay's Abſchied, um zunächſt wieder nach Habana zurückzukehren; Staub und Hitze waren aber dort inzwiſchen ſo arg geworden, daß ich meine Abreiſe nach Batabanó, gerade ſüdlich am Meer, möglichſt beſchleunigte, und dieſelbe am 11. März antrat. Dorthin führt die Eiſenbahn, auf der man ſchnell ans Ziel gelangt; unterwegs wird nur gefrühſtückt, und bei dem Anlaß machte ich die ethnographiſche Bemerkung daß man auf Cuba für wildfremde Menſchen die mit am Tiſch geſeſſen haben, bezahlen muß, wenn dieſe etwa ohne Bezahlung davongehen; ein vorſichtiger Mann hat alſo auf ſeine Mitgäſte ein ſcharfes Auge.

In dem Hafenſtädtchen Batabanó erwartete uns das Dampfſchiff, das mich nebſt 100 Paſſagieren der Südküſte entlang nach Santiago de Cuba führen ſollte. Es führte den ſtolzen Namen Cisne (Schwan), eine bittre Ironie auf einen alten ſchwimmenden Kaſten, der ſchon vor 18 Jahren in Baltimore „condemnirt" d. h. für unbrauchbar erklärt, nun aber hierher verkauft worden war; auf dem überfüllten Schiff waren nur zwei Privatkajüten, deren mir zum Glück eine zu Theil wurde, ein Waſchbecken und zwei Handtücher genügten zur Reinigung der Geſellſchaft, und Alles ſtarrte von Schmutz: daß das Schiff geſcheuert, die Betten gemacht oder überhaupt die geringſte Sorgfalt auf Reinlichkeit, die doch

zur See so nöthig und in der That allgemein üblich ist, verwendet worden wäre, davon war keine Rede; das Tischtuch hatte nach einer mäßigen Berechnung drei bis vier Reisen gemacht seit es gewaschen worden, und die Speisen waren, reichlich gewürzt mit Schmutz, Oel und Knoblauch, völlig ungenießbar, auch wenn man den Ekel vor dem garstigen Tischtuch hätte überwinden mögen. Auf Haiti bei den Negern habe ich mehr Sauberkeit gefunden. Es ist ganz eigen wie die Reinlichkeit bei den Völkern zonenweise variirt: bekanntlich ist der Schmutz im hohen Norden und im Gebirge Bedürfniß zum Schutz gegen die Kälte, und als ich in den Cordilleras in einer Höhe von 15,000 Fuß hauste, erschien mir wie Andern die Berührung des kalten Wassers förmlich schmerzhaft; in unserer gemäßigten Zone ist man leidlich reinlich, während diese schöne Tugend nach Südeuropa zu stark abnimmt. Dagegen ist der wirkliche Tropenländer das Ideal von Reinlichkeit, und die Neger, Südindier, Javanesen kennen nichts besseres als das Bad und liegen fortwährend im Wasser. Im spanischen Südamerika, Colombia, ist der Küstenländer äußerst reinlich, der Gebirgsbewohner starrt von Schmutz, und das ist sogar das Kriterium sie zu unterscheiden.

Die Städtchen an der Südküste an denen wir anliefen, sind ohne Interesse; in Santa Cruz war uns der Brodvorrath ausgegangen, und wir hofften uns

dort zu verproviantiren, aber da ergab sich's daß nur Ein Bäcker da war, und den hatten sie wegen Schmuggelns eingesteckt, so daß der ganze Ort und wir mit für sein Vergehen büßen mußten. Ohnehin aufgebracht gegen die schmutzige und armselige Wirthschaft, mußte ich an die weiseren Schildbürger denken, die in einem analogen Fall dem hochweisen Rath vorstellten, sie hätten nur Einen Bäcker, aber zwei Schneider, und man möge doch von diesen einen aufhenken und den Bäcker laufen lassen.

Die ganze Südküste, die erste Strecke ausgenommen, ist sehr romantisch; kolossale, kühne vulkanische Bergformen, die schroff aus dem Meere zu einer Höhe von wohl 3—4000 Fuß aufsteigen. Es leuchtete mir auf dieser Fahrt zum Erstenmal die Struktur der westindischen Inselkette ein, die offenbar ein einziges großes bogenförmiges Felsenriff ist. Die Westseite Cuba's erscheint bloß aufgeschwemmt, aber gegen das Ende hin erheben sich wieder jene Berge des Cusco die ich oben beschrieben habe. Diese vulkanische Form begleitet nun den Reisenden durch die ganze Inselreihe bis zum Orinocco, sie läßt sich lebhaft vergegenwärtigen durch die Formen unseres rheinischen Siebengebirges.

Fünf volle Tage dauerte die Geduldsprobe dieser Fahrt, welche durch die Schlechtigkeit des Schiffs und das Anlegen an den einzelnen Orten so ungebührlich verzögert wurde; so ganz klein wie es auf unsern

Generalkarten von Amerika erſcheint iſt indeß Cuba auch nicht, es iſt an Flächeninhalt größer als Bayern, und in ſeiner fiſchförmigen Geſtalt enorm lang. In der Nacht vom 16. auf den 17. liefen wir in den Hafen von Santiago ein, und am Morgen beim Erwachen lag die herrlichſte Landſchaft vor uns: ein großer keſſelförmiger Hafen, nach außen ganz geſchloſſen, und durch eine enge Einfahrt die zu durchſegeln man wohl eine Stunde braucht, mit der See in Verbindung, iſt rings von hohen vulkaniſchen Gebirgen umgeben, welche nach der See zu ſich in Hügel der verſchiedenſten Form und Größe abdachen; auf einem dieſer Hügel liegt die Stadt, die obgleich 50,000 Einwohner zählend, ſich ſehr dorfartig ländlich ausnimmt. Die Häuſer ſind faſt alle einſtöckig, wegen der Erdbeben,* mit Verandah's und Gallerien umgeben, die Straßen ſo ſteil, daß ſie kaum den Gebrauch von Wagen zulaſſen; aber am Ende jeder dieſer geraden Straßen erblickt man wieder die herrlichſte Fernſicht auf das grüne, wohl bewaldete Gebirge, die letzten Häuſer verlaufen ſich ganz ins Grüne, und was für ein Grün iſt es! Palmen gibt es nur wenige, man vermißt ſie aber nicht. Die Plaza de

* Die Zeitungen melden von einem furchtbaren Erdbeben, das Santiago kürzlich heimgeſucht; zu meiner Zeit gab man ſich dem eigenthümlichen Wahne hin, die neueröffneten großen Kupferminen ſeien ein Ableiter dagegen geworden, und fing an zweiſtöckige Häuſer zu bauen.

armas ist ganz von den üppigsten Blumenbeeten bedeckt, und dient wie in Habana der schönen Welt Abends zum Vereinigungspunkt bei trefflicher Militärmusik, an der einen Seite steht die Kathedrale, freilich plump und geschmacklos, an den andern die Wohnungen der Vornehmen, nicht großartig, aber allerliebst durch bunte Farben und Bogengänge. Alles ist wohnlich und heiter, und die Häuser waren noch vom vorigen Tage, Palmsonntag, mit natürlich ächten Palmzweigen geschmückt.

Man empfahl mir das kleine Logirhaus einer alten farbigen Französin, in welchem ich eine gewählte, nicht zahlreiche Gesellschaft von Pflanzern und Andern vorfand; ein paar Dutzend Hutfutterale auf einem Schranke aufgespeichert bezeichneten das Haus als ein solches, wo die Pflanzer bei ihren Ausflügen in die Stadt einzukehren und jenes Abzeichen städtischer Form aufzubewahren pflegten. Santiago wimmelt von französischen Creolen, deren nach der Katastrophe auf dem nahen Haiti eine Menge hieher geflüchtet waren; als Gesellschafter bei einem kurzen Aufenthalt im Wirthshaus waren sie angenehm genug.

In Santiago machte ich zum erstenmal die Erfahrung, daß der Europäer in jenen Ländern sich resigniren muß den mittleren Theil des Tages im Hause zuzubringen, und sich zu beschäftigen wie er kann; wir hatten bereits 26° R. den Tag über, und diese

Temperatur, welche übrigens förmlich die Regel in Westindien ist, wird zwar im Schatten und in der Ruhe nicht lästig, wehrt aber doch das Ausgehen vollkommen. Diese Stunden gezwungener Trägheit in einem Welttheil wo die Bibliothek selten der best ausgestattete Theil der Häuser ist, bringen anfangs den Reisenden völlig in Verzweiflung, und die Ausführlichkeit der Tagebücher und Reisebriefe, zu der man sich gewöhnt, füllt die Zeit doch nur unvollständig aus, eben weil man nur den kleinsten Theil des Tages über Sehenswürdiges in sich aufnimmt; die Indolenz, welche das erschlaffende Klima nur zu bald lehrt, ist der beste Trost. Dasmal war nun das Stillleben in der kleinen Wirthschaft so ergötzlich, daß ich die Feder in der Hand reichliche Beschäftigung fand, unsere gute alte Wirthin in allem ihrem Thun und Treiben zu verewigen. Voll übergütiger Sorgfalt für ihre Gäste watschelte sie in dem ganzen Häuschen herum, besonders auf die Küche und die Zucht ihrer Neger die größte Aufmerksamkeit verwendend. In der That war die Alte nicht leicht zu bedienen, und der Satz, daß die Farbigen für ihre Stammverwandten eher strenger als gütiger sind, bewährte sich auch hier; wenn sie ihr Mittagsschläfchen hielt, mußte ihr kleiner Neger mit dem Fliegenwedel neben ihr ausharren, und man glaubte eine Fee zu sehen, die einen armen Jungen in ihre Behausung gelockt und verzaubert, und zu schnödem

Dienſt gefangen hält; ihr Zauberſtab aber war die Peitſche, wiewohl ſie uns einmal klagte, dieſe Executionen würden ihr bei ihren 73 Jahren recht beſchwerlich; neulich wollte ſie eine Negerin prügeln, griff ſich dabei aber ſo an, daß die Delinquentin ſelbſt die andern Dienerinnen zu Hülfe rufen und Madame ganz erſchöpft zu Bette bringen mußte. Ein andermal rief man mich mit großem Gelächter herbei, da ſtand ein armer Negerjunge von acht Jahren, bitterlich weinend und wie ein Raſender auf einer beſtimmten Stelle auf- und abhüpfend; unſer Gelächter und unſre Bitten ſetzten der Strafe bald ein Ziel, welche jedenfalls ſinnreich genug war und die Kräfte der Alten ſchonte. Obgleich ganz weiß von Farbe rechnete ſie ſich mit vieler Bonhommie zu den Schwarzen, und ſagte als einmal über geſellſchaftliche Verhältniſſe ſich ein lebhaftes Geſpräch erhob, ſie wiſſe nicht wie »les blancs« darin dächten.

Groß war die Devotion unſerer Alten; jeden Morgen mit Tagesanbruch wanderte ſie zur Meſſe, von ihrem kleinen Neger gefolgt, der ihr ein Stühlchen und einen Teppich nachtrug. In ihrem Zimmer, in das mein profanes Auge einmal drang, hingen wohl 30 Heiligenbilder, das ganze Haus war bekreuzt und mit Zettelchen beklebt, an meiner Thür eins mit der Inſchrift: **Allelujah, ora pro nobis!** Offenbar ein neuer Heiliger. Dabei war ſie indeß nicht bigott, und ſagte uns daß

ihr Geiſtlicher ſie belehrt habe, unſere Religion ſei nicht ſehr verſchieden von der ihrigen. Ueberhaupt iſt man hier ſehr tolerant, in Südamerika dagegen nicht; obgleich auf Cuba ein Erforderniß der Niederlaſſung iſt, daß man ein guter katholiſcher Chriſt ſei, ſo beweist doch die Menge der in Habana anſäſſigen Proteſtanten, daß man es nicht genau nimmt und die Sache ſo oder ſo vertuſcht, wovon ich manche Beiſpiele kenne.

Der Verderb des Familienlebens, welcher in den Colonien beſonders durch die Stellung der farbigen Frauen droht, iſt überall arg, in Santiago ſind aber ſelbſt die wilden Ehen mit Weißen oft von guter Familie und Erziehung an der Tagesordnung und vollkommen recipirt; man ſchließt Contracte auf 5, 10 und mehr Jahre, und die Kinder erben nach Gewohnheitsrecht $\frac{1}{5}$ des Nachlaſſes. Eine wirkliche Heirath erfolgt dann höchſtens auf dem Sterbebette, indem man bis dahin die Befriedigung gehabt hat, ſich durch die Lösbarkeit des Verhältniſſes vor den Tücken der ſchönen Creolinnen ſicher zu ſtellen. Die Deutſchen, die das nicht mitmachen, werden dafür „Beſtien, Hermaphroditen und Gothen“ genannt, und allerdings, zu ihrer Ehre ſei es geſagt, gewöhnen ſich unſere Landsleute nirgends an die unverhüllte Frivolität der meiſten Colonien. Klima und Lebensverhältniſſe fordern allerdings auf, einen andern Maaßſtab anzulegen als in einem deutſchen Landſtädtchen,

wenn aber z. B. auf Cuba die Sitte auf manchen Pflanzungen herrſcht, den Söhnen des Hauſes mit zwölf Jahren eine Sklavin beizugeſellen, ſo überſteigt eine ſolche Verirrung jedes Maaß von Toleranz.

In Santiago erwartete ich das engliſche Dampfſchiff Trent, und beſchränkte mich während des kurzen Aufenthalts auf einige Spazierritte in die ſchöne Umgegend, deren einer mir indeß durch den Fund wilder Paſſionsblumen denkwürdig iſt. Mein Reiſeziel war Haiti, und da zwiſchen dieſer Inſel und Cuba kein Verkehr ſtattfindet, vielmehr von beiden Regierungen völlig unterſagt iſt, ſo mußte ich den Umweg über Jamaica wählen; wir kommen dahin zurück, und auch die prächtigen weſtindiſchen Dampfſchiffe werden wir noch oft benutzen, darum übergehen wir die Beſchreibung von Beidem, und landen ohne weiteres am Morgen des 26. März im Hafen von Jacmel auf Haiti.

Dritter Abſchnitt.

Haiti.

Die Bai von Jacmel, an der Südküſte der Inſel Haiti gelegen, präſentirt ſich gerade ſo wie die Küſten von Jamaica und dem ſüdöſtlichen Cuba, und das Zuſammengehören der ganzen Inſelreihe erweist ſich abermals. Ein Boot des Dampfſchiffs brachte mich die lange Bai hinauf bis zu einem elenden Gerüſt, einer Art Landungsplatz, wo mich ſofort eine ſolche gehäufte Menge abenteuerlicher Scenen überraſchte, daß ich wirklich mit dem Gefühl, von der civiliſirten Welt — zum Erſtenmal auf meiner Reiſe — Abſchied zu nehmen, ans Land ſtieg. Die ewige Angſt der Haitier, daß einer ihrer dutzendweis verjagten Kaiſer, Könige oder Parteihäupter einen Landungsverſuch wagen möchte, war die Veranlaſſung daß an der Landungstreppe ein Spalier von 10—12 Soldaten aufgeſtellt war, abgeſehen von den zahlreichen Officieren, Zoll-

beamten und Hafenmeiſtern, welche alle in Uniform paradirten, und ſich mit ſo lächerlichem Hochmuth in ihren bunten Röcken brüſteten, daß gleich zum Anfang eine unwiderſtehliche Lachluſt mich in ernſtliche Gefahr brachte mir den Volksunwillen zuzuziehen; in der That ſollte Niemand Haiti beſuchen, wer nicht mit Lachen an ſich halten kann. Ein Heer von officiellen und nicht officiellen Fragern beſtürmte nun die angekommenen Paſſagiere um Neuigkeiten von der Reiſe, von dem Dampfſchiffe, von Jamaica, und wie wahre Kinder wußten ſie in ihrer Neugier gar kein Ende zu finden. So ſchleppte man uns, nachdem man zuvor unſere Cigarrendoſen par douce violence rein ausgeplündert, in eine Art Paßbureau, wo man uns Stühle anbot und wo leider das Examen von neuem anging, da einer der Paßbeamten, ein heller Farbiger, unter Napoleon die deutſchen Kriege mitgemacht hatte, und von mir aus jeder Stadt die er in Deutſchland geſehen, die neueſten Neuigkeiten begehrte.

Die Oeffnung des Zollhauſes erwartend ſaßen wir in unſrem Aſyl, und betrachteten die ſeltſamen Bilder vor uns mit möglichſter Unbefangenheit. Zuvörderſt die Heeresmacht, welche ſo eben abgelöst wurde, da man ſich überzeugte daß in keinem der angekommenen Paſſagiere ein verkleideter Exkaiſer verborgen ſei. Der Totaleindruck war ein höchſt mannichfaltiger, da die geſegnete

Liberté und Egalité keinen ſtrengen Dienſt zuzulaſſen ſchien, namentlich ließ ſich über die Grundfarbe der Uniformen von vornherein gar nichts beſtimmen, da ſie theils mit fremdartigem Stoff, zu deutſch Schmutz überzogen, theils völlig zerlumpt waren; ungeheuer roſtige Flinten, Säbel oder Degen nach Belieben, die Säbelkuppel meiſt um die Schulter ſtatt um den Leib, mehr oder minder zerriſſene Hoſen, aber beileibe keine Schuhe und Strümpfe. Den ſeltſamſten Effekt machte die abenteuerliche Mannichfaltigkeit der Kopfbedeckungen mit den darunter ſteckenden kohlſchwarzen rohen und ſtupiden Geſichtern; der eine hatte eine Art Czako mit großen rothen Troddeln, während ſein Nachbar zwar den Czako, nicht aber die Zierde jener Troddeln beſaß; ein dritter hatte den eigentlichen Kopf des Czako's auf einem alten breitrandigen Strohhut befeſtigt, um der Hitze zu begegnen, ein andrer trug einen alten Filzhut, oder gar nur ein buntes Tuch um den Kopf geſchlungen. Den Officier dieſer edlen Truppe zeichnete ein dreieckiger Hut von unſinniger Größe, darauf die blau und rothe Nationalkokarde, ſowie eine dicke goldne Epaulette auf der einen Schulter aus; im übrigen war er barfuß wie die andern, und war ſo eben mit wenig militäriſcher Haltung auf eine Bank niedergeſunken, während ſeine Getreuen das Gewehr vor ihm präſentirten und dabei ihre Waffen nach jeder Richtung hin hielten, nur nicht nach oben.

Nachdem das Gepäck im Zollhaus abgefertigt worden war, zog ich mich in die Wohnung eines gastfreien farbigen Kaufmanns, der einen deutschen Associé hatte, zurück, und hoffte die heiße Zeit des Tages nun in Ruhe verbringen zu können, schon war aber ein neuer Quälgeist erschienen, der die neu angekommenen ausländischen Geschöpfe dem commandirenden General und dem Platzcommandanten vorzeigen sollte, und mich hierzu mit vielen Bücklingen einlud. Der General Geffrard, ein junger heller Farbiger, welcher im Lande großen Einfluß besitzen sollte, war gar nicht übel: er sprach nicht das landesübliche creolische Kauderwelsch, sondern geläufiges Französisch, und der Firniß dieser Sprache ließ ihn wirklich sehr gewandt und artig erscheinen. Ich hörte später, daß er aus Aux Cayes sei, wo die Leute gebildeter zu sein pflegten. Der General beeilte sich in einigen rosenfarb gehaltenen Bemerkungen mich von dem glücklichen Zustande des Landes zu unterrichten und die täglichen Revolutionen, welche in einem jungen Staate etwas Natürliches seien, zu entschuldigen; darauf sagte man sich gegenseitig viel Schönes und ich empfahl mich. Wenn ich bei diesem hochstehenden, von seiner Umgebung mit großer Ehrfurcht behandelten Manne eine gewisse Verlegenheit wahrnahm, mit welcher er dem Weißen gegenüber seine schwarze Heimath repräsentirte, so war der alte Oberst zu dem man mich nun führte, desto behaglicher

und selbstzufriedener in seiner Würde; sein kohlschwarzes Gesicht und sein nach dem wahren Ideal der äthiopischen Race geformter Schädel erregte mir wieder einen kleinen Lachkrampf, den ich möglichst bekämpfte. Man bat mich um meinen Paß, den ein Subalterner dem alten Commandanten hinreichte, bis eine Handbewegung ihn belehrte, daß der Alte mit solchen Dingen wie Lesen nicht behelligt zu sein wünschte; dafür ließ er sich das glücklicherweise französisch abgefaßte Aktenstück zu zweimalen von seinem Schreiber vorlesen. Ich litt unendlich und suchte die Audienz möglichst abzukürzen, um draußen den ersten besten lächerlichen oder nicht lächerlichen Gegenstand zum Vorwand für ein baucherschütterndes Lachen zu nehmen.

Jacmel, ein elender Hafenort von kaum 4000 Einwohnern liegt sehr hübsch am Abhang hoher Berge, welche sich zu beiden Seiten des Orts weit ins Meer erstrecken, und so eine lange, verhältnißmäßig schmale Bai bilden. Die ganze Umgebung ist fruchtbar und reich bewachsen; in französischen Zeiten soll sie schön angebaut gewesen sein, ist aber jetzt so verwildert wie die ganze Insel. Der Hafen ist durch einige Castelle beschützt, die seit der Revolution zerfallen, dennoch von den Behörden mit eifersüchtiger Angst gegen neugierige Besucher bewacht werden. Die Place d'Armes, ein elender Schutthaufen, ist durch eine herrliche Aussicht auf

die untere Stadt und die Umgebung bemerkenswerth; auf ihr sah und hörte ich Abends den Zapfenstreich, abermals eine grelle militärische Carrikatur.

Als ich am nächsten Morgen gegen halb vier Uhr aufstand, um alsbald die Reise nach Port-au-Prince anzutreten, hörte ich in einem Nachbarhause Musik, Gesang und mißtönende Stimmen trunkener Fröhlichkeit, die mich schon den Abend und die Nacht hindurch gestört hatten. Ich dachte, es ist eine Hochzeit, und ergab mich drein, als ich aber an dem vermeintlichen Hause der Freude vorüberritt, sah man durch die offene Hausthür eine geschmückte Leiche stehen, und die tiefbetrübten Verwandten unter der Verandah zechen und jubiliren. Diese würdige Weise der Trauer hatten sie die ganze Nacht hindurch getrieben, und wie ich später hörte ist sie ganz nationell; der Ehrenplatz bei einem solchen Gelag, das schon durch die rasche Verwesung in heißen Ländern widrig werden muß, ist zu Häupten der Leiche.

Man hatte mir von Jacmel einen Führer und Packthiere mitgegeben, und so zogen wir in einer förmlichen Karawane einher; hin und wieder wurde ein Vagabund aufgegriffen, der die Thiere mit dem Prügel eine Strecke antreiben mußte. Als die Sonne allmälig die Spitzen, dann die niedern Regionen der Berge, und endlich auch die Schluchten die wir durchzogen, erhellte,

fand ich mich zu meiner großen Freude in der üppigsten Gegend die ich je gesehen. Unser Weg ging theils den Gebirgsbächen entlang, theils kreuzte er sie, blieb aber den größten Theil dieses Tages in den tiefen und zugleich reichsten Strecken. Die herrlichsten Bäume, mit reichen Schlingpflanzen geziert, die jetzt schon anfingen die schönsten und seltensten Blüthen zu entwickeln, ein Heer von Kolibri's, Paroquits, Schmetterlingen waren die Zierde dieser Tour, die in der Morgenfrische nichts Beschwerliches hatte. Einzelne Hütten, und ihre mit den malerischen Bananen bepflanzten Umgebungen erhöhten den Reiz und die Mannichfaltigkeit; wir selbst kehrten in einem Häuschen ein, das von Kienspänen förmlich geflochten war und einen sehr luftigen Aufenthalt bot. Hier erquickten wir uns an dem mitgenommenen Mundvorrath und an dem was die Negerfamilie mit großer Gutmüthigkeit und Bereitwilligkeit beischleppte. Hier sah ich denn zum Erstenmal in der Nähe eines dieser kleinen Negerbesitzthümer der Insel, welche zerstreut gelegen, durch den Ertrag nur der allernächsten Umgebung die geringen Bedürfnisse der Familie decken, während nebenan die fruchtbarsten Strecken der einst so reichen Insel herrenlos und unbebaut da liegen, ohne den trägen Anwohner zu reizen. Die Bewohner sind die wahren Naturmenschen, und mehrmals begegneten wir am Bach waschenden oder badenden Männern und Weibern in

Mutter Eva's Kostüm, ohne daß ſie über die vorbeiziehenden Wanderer ſonderlich erſchrocken wären.

Bis zum ſpäten Nachmittag durchzogen wir dieſe Thäler und Schluchten; dann endlich fängt man allmälig an zu ſteigen bis an den Fuß des Hauptberges, an welchem ſich der Weg nun ſehr ſteil hinaufwindet. Ein europäiſches Pferd, ſelbſt kaum ein Schweizer Bergpferd würde ſchwerlich das leiſten was unſere elend ausſehenden Thiere, die obendrein auf ebner Erde fortwährend ſtolperten. Bald hatten wir die reiche Gegend tief unter uns; neben der Königspalme ſteht hier die Kiefer, und auch die Aloe, welche wie der Cactus die dürren Vegetationsſtrecken der Tropenwelt charakteriſirt; es war empfindlich kühl, als wir den wohl zwiſchen 4—5000 Fuß hohen Paß des Gros Morne überſchritten. Tief unten erblickt man die See in einer entzückenden Fernſicht, und näher die Schluchten durch die wir heraufgelangt waren, mit den zerſtreuten Häuschen. Mit ſinkender Sonne näherten wir uns dem Nachtquartier am Abhange des Bergs, vor uns lag nun die wegen ihrer Schönheit hochberühmte Bai von Port-au-Prince, von der wir indeß nur die äußere Hälfte, noch nicht die Gegend der Stadt überſahen. Nach einer ſtarken Tour, während der ich über 12 Stunden zu Pferde zugebracht hatte, langten wir bei einer Negerhütte, La belle fortune, an die von einem

jungen ſehr rohen, aber gutmüthigen Paar Schwarzer bewohnt wurde. Der Name mochte von einer früher etwa dort gelegenen Pflanzung herrühren. Ein Abendeſſen aus den einfachſten Erzeugniſſen des kleinen Beſitzthums, Eiern, Bananen und Yamswurzel, ohne Brod, aber reinlich bereitet und aufgetragen, war meinen Anſprüchen, zumal auf Haiti, reichlich genug; ich gedachte des Schmutzes auf Cuba, und ſtellte Vergleichungen an die den Creolen eben nicht zur Ehre gereichten.

Ich habe ſpäter zur Genüge erfahren daß der Reiſende in einer ſolchen Lage vollkommen ſicher iſt, daß das Negervolk Kleinigkeiten zwar ſtiehlt wie die Raben, aber einen bedeutenden Diebſtahl oder gar Raub nie unternimmt, überhaupt daß der Weiße in Haiti nie die geringſte Gefahr läuft. Nun war ich aber bis dahin mit der Art des Landes ganz unbekannt, kannte nur im Allgemeinen den verworrenen Zuſtand des Staats und konnte am Ende eine beſondere Zärtlichkeit der Haitier für die Weißen auch nicht vorausſetzen; da denn mein Führer, ein Soldat der einem Marodeur ſo ähnlich ſah wie ein Ei dem andern, den Morgen mit einem gewaltigen Säbel ausgerückt war, ſo hatte auch ich mich bis an die Zähne bewaffnet, und hielt hier in der einſamen Negerbehauſung Vorſicht für gerathen. Darum ſtand mir auch die kindiſche Neugier gar nicht an, mit der die armen harmloſen Seelen meine Waffen, Koffer

und ſonſtiges Reiſegeräthe betrachteten. Die Leutchen räumten mir ihr Schlafgemach, in dem ich zwar eine förmliche Waffenwacht, die unter dieſen Umſtänden wirklich quixotiſch war, begann, aber von der Ermüdung des Ritts überwältigt neben meinen Mordgewehren bald ruhig einſchlummerte.

Unſere weitere Tour am nächſten Morgen ging in der Ebene auf ein Dörfchen, Graiſier zu, wo gefrühſtückt werden ſollte. Ehe wir aber dieſes Ziel erreichten, ſchallte uns plötzlich militäriſcher Zuruf entgegen; es ward ein Feldpoſten, durch einige zuſammengeſtellte Flinten angedeutet, ſichtbar, zunächſt aber ein Soldat der auf den Bauch ausgeſtreckt, aber das Gewehr zur Hand, Schildwache lag, und daneben ſitzend der Officier, deſſen faſt einzige Bekleidung ein enormer dreieckiger Hut war. Da gab es einige Paßumſtändlichkeiten, welche ſich bei einem der nächſten Poſten mit Variationen wiederholten; diesmal war es ein größerer Trupp, und der Officier ſaß auf einer Hängmatte, ſeine Beine in der Luft hin und her wiegend, wahrſcheinlich um zu zeigen daß er Stiefel anhatte. Nun ergab ſich eine große und abſonderliche Schwierigkeit: die weiſe Polizei von Haiti, einſehend wie ſchwer es iſt ein zureichendes Signalement eines Menſchen zu geben, hat ihre deſcriptive Thätigkeit den Thieren zugewandt, da denn die Reiſepferde an Farbe, Brand und Abzeichen genau beſchrieben

und im Paß angemerkt ſind; wir aber hatten hinter dem Rücken der Polizei unterwegs ein armes kleines Eſelein gemiethet um das Gepäck beſſer zu vertheilen, das nicht auf dem Paß ſtand. Dieſer arme Dulder lag halbtodt auf der Erde an unſerm Haltpunkt, gewiß ein Beleg daß er nichts Polizeiwidriges im Schilde führe, es gab aber dennoch einen lebhaften Zank zwiſchen meinem Soldaten und dem Officier, welcher ohne ſonderlichen Reſpekt zwiſchen Vorgeſetztem und Untergebenem geführt wurde; der Officier wandte ſich von Zeit zu Zeit an ſeine Soldaten, welche den Chor machten und ſein Verfahren billigten. So ging es hin und her, einmal mit lautem Gelächter, dann mit heftigem Zorn, bis endlich der Bann gelöst und wir entlaſſen wurden.

Graiſier, abermals ein Garniſonsplatz, iſt an der Abdachung der Berge zur Bai gelegen. Sehr romantiſch nahm ſich ein rieſenhafter, weithin ſchattender Feigenbaum aus, der den Soldaten ſtatt eines Zeltes diente; hier nun gewann der ſcharfe Verdacht welchen die Regierung gegen Reiſende zu haben ſchien, Halt und Richtung, indem man mich geradezu befragte, ob ich nicht hochverrätheriſche Correſpondenzen des Expräſidenten Rivière führe, und alle meine Papiere zu ſehen begehrte. Der Leſer wird mir glauben, daß ich einer ſolchen dilettantiſchen Einmiſchung in die innere Politik Haiti's nicht

ſchuldig war, und das glaubten Jene mir denn auch. — Von da an geht es immer am Seeufer weiter, trotz des erfriſchenden Seewindes eine heiße Tour; Nachmittags drei Uhr erblickten wir endlich, aus dem Gebüſch hervortretend, die Stadt Port-au-Prince in ihrer ganzen Pracht und Herrlichkeit. Wir ſahen ſie mit dem Vordergrund eines hübſchen Dörfchens und dichtbelaubter Mangobäume, gerade in der glücklichſten Beleuchtung; hinten eine majeſtätiſche Bergreihe, dazwiſchen ein ebenes, ſich zur See abdachendes Terrain, und auf dem Vordergrund deſſelben ganz von der See umgeben die Stadt, deren weißliche Gebäude ſich in dem blauen Waſſer das ſie einfaßte, gar ſchön ausnahmen. Sie ſcheint von dieſer Seite auf einer Landzunge zu liegen, und wir mußten den Umweg um die ganze Bucht machen, ein reichlich lohnender Aufenthalt, denn wir kamen nun durch die allerüppigſte mit Landhäuſern und Gärten gezierte Partie der Gegend. Beſonders zeichnet ſich der Garten eines Franzoſen, Mr. Desjardins aus, welcher — ein ſeltener Fall in den Tropen — der herrlichen Natur durch Landſchaftsgärtnerei zu Hülfe gekommen iſt; ein Baſſin von hohem Bambus umſchattet, das in weitem Kreiſe darum gepflanzt iſt, iſt ein beſonders glücklicher Gedanke. Dieſer Reichthum der Natur wie er ſich auf dieſem Wege enthüllte war mir neu und nie geſehen, obgleich ich bereits kein Neuling in den Tropen mehr

war, und die ganze Anſicht betrachte ich auch jetzt noch als eine der herrlichſten die ich kenne.

Wenn ich den Negern in jenen abgelegenen und friedlichen Hütten des Gros Morne den behaglichen Beſitz vollkommener Freiheit von Herzen gönnte, ſo erſcheint es als eine widerwärtige Anmaaßung, wenn dieſelbe Race in einer großen Stadt von überkommener civiliſirter Form vereinigt, die europäiſche Kultur nachzuahmen ſich den Schein gibt. Port-au-Prince, oder wie es damals hieß, Port Républicain, einſt die ſtolze und üppige Hauptſtadt der Reine des Antilles, iſt jetzt ein wahrhaft armſeliger Ort. Trotz ſeiner geraden, weiten Straßen und ſeiner romantiſchen Lage entbehrt er jeden Anſtrichs von Wohnlichkeit und Ordnung; zu den franzöſiſchen Zeiten war die Stadt wohl gepflaſtert, die Häuſer aus der alten Zeit die ſtehen geblieben ſind, meiſt von Stein und mit Bogengängen, ſind ſtattlich genug, beſonders ſchön aber ſollte das Gouvernementsgebäude werden, welches am höchſten Theile der Stadt gelegen, den ganzen Platz und den Hafen beherrſcht haben würde; ein großer terraſſenförmiger Platz mit Springbrunnen geziert liegt davor, aber Alles vollkommen verwildert, das noch unvollendete Gebäude wurde bei der Revolution dem Boden gleich gemacht; das Pflaſter der Straßen iſt mit der Zeit aufgeriſſen worden, oder ſo vernachläſſigt, daß es wahrhaft halsbrechend iſt des

Abends auszugehen, und daß ein Bekannter von mir bei der Regenzeit in der Hauptstraße bis über den Kopf in ein Loch voll Wasser fiel und nahezu ertrunken wäre. Die jetzigen Häuser sind von Holz oder Backstein, die Mehrzahl ist einstöckig, und selbst die besseren mit Schindeln gedeckt. Ein Kranz von Forts umgibt die Stadt, welche sämmtlich aus der französischen Zeit stammen, und greulich vernachlässigt, zum Theil nur noch mit Sandfässern fest gemacht sind; der Hafen ist ohne irgend einen Damm, Quai oder etwas der Art, und nur spärlich von Schiffen besucht, welche den tief gesunkenen Handel mit den Produkten der so reichen Insel unterhalten; das Ganze enthüllt bei jedem Schritte den Charakter, daß alle Kultur wo sie etwa vorhanden ist, von den ehemaligen Herren überkommen, und so lange von den jetzigen Besitzern geduldet ist, als sie nicht von selbst über den Haufen fällt.

Während der Neger, den ich auch hier als von Natur höchst gutmüthig kennen lernte, auf dieser Insel deren ausschließlichen Besitz er erlangt hat, ein harmloses Pflanzenleben führen könnte, und es in der That fern von den Städten und dem Erschütterungskreis politischer Bewegungen auch führt, ist es das natürliche Loos dieses abnormen Staates geworden, daß herrschsüchtige Charaktere, sowohl einzelne besonders begabte und in der Revolutionszeit zu Energie und Selbstbewußtsein

erſtarkte Schwarze, als hauptſächlich Farbige das Staatswohl zum Spielball ihres Ehrgeizes gemacht und die blutigſten Kataſtrophen herbeigeführt haben; es genügt zu ſagen, daß man in einer dieſer Phaſen ſich zum förmlichen eigentlichen Conſtitutionalismus, wie er auf dem Papier ſteht, verſtiegen hat, um die Einſicht zu gewinnen, daß alle Symptome politiſcher Civiliſation auf Haiti ganz auf der Oberfläche der Bevölkerung haften, und ebenſo iſt es mit faſt allen andern Einrichtungen europäiſcher Art, von denen ich dem Leſer manche werde zu erwähnen haben deren Nennung ihn anfangs in ſeinem Urtheil ganz irre führen könnte. Allerdings kann man in Haiti von geſetzgebenden Körpern, Kammern, Codificationen, hohen Schulen u. ſ. w. reden, wird aber bei näherem Eingehen inne, daß alle dieſe Dinge das mehr oder minder harmloſe Spielwerk Einzelner, hauptſächlich der Anzahl intelligenter und zum Theil in Europa gebildeter Farbiger ſind, durch die das Wohl und die Kultur des Volkes in den wenigſten Fällen gefördert, in vielen untergraben wird. Dahin gehören beſonders die endloſen Bürgerkriege und Revolutionen, welche bloß dem Bedürfniß Einzelner und deren Parteianhänger zu Liebe das Ganze in ſeinem Gedeihen hindern. Dieſen Charakter trägt denn die Geſchichte des unabhängigen Haiti von Anfang an, nicht minder den blutiger Grauſamkeit und thieriſcher Wildheit; zuerſt

Greuelſcenen aller Art in dem Kampf der Weißen und der Neger, dann noch unverſöhnlichere Feindſchaft zwiſchen Schwarzen und Farbigen. Von den Franzoſen erzählt man, ſie hätten die gefangenen Neger in die Erde gegraben, ihnen die Köpfe mit Pechkränzen umwickelt, und ſo angezündet; dafür henkten die Neger ihre Opfer, lebendig geſchunden an den Beinen auf, und beſtrichen ſie um Inſekten anzulocken mit Honig. Touſſaint Louverture, deſſen Leben und Thaten noch mehr Gegenſtand des Romans als der Geſchichte geworden, hatte ungeheure Schätze aufgehäuft und vergraben laſſen; er verwendete hiezu ein Detachement Soldaten, die er als ſie von dieſer Arbeit zurückkamen, umzingeln und zur Bewahrung des Geheimniſſes bis auf den letzten Mann niedermachen ließ; noch neuerdings wurden Nachgrabungen nach dieſen Schätzen angeſtellt. Der ſchwarze Kaiſer Deſſalines, der aus Touſſaint's Fall ſich erhob, hat ebenfalls einen Schatz vergraben; als er die Farbigen und Weißen ermorden laſſen wollte, ſtifteten Pétion und Chriſtophe eine Verſchwörung an, und Erſterer ſtellte 20,000 Mann auf, die Deſſalines beim Eintritt in die Stadt ohne Ordre verſammelt fand; er fuhr ſie an, und hieb mit der Reitpeitſche auf die Empörer ein, die ſcheu zurückwichen, bis ein Corporal Garat ihn niederſchoß. — Chriſtophe, nun zum Präſidenten gewählt, weigerte ſich die Verfaſſung zu

beſchwören, worauf Pétion, Farbiger, ſich an ſeiner Statt wählen läßt, und ihn von Port-au-Prince zurückſchlägt. Nun begründete der Andre mit ſeinem Anhang das Königreich am Cap Haitien, welches ſich neben der Republik von 1806—1820 erhielt. — Chriſtophe, ein Creolneger von der engliſchen Inſel St. Chriſtopher, war der merkwürdigſte unter allen Gewalthabern Haiti's, ſowohl wegen ſeiner Erfolge als wegen der wirklich hervorragenden geiſtigen Anlagen, durch welche er ſich von ſeinen Stammgenoſſen als ſeltene Ausnahme hervorthat. In richtiger Beurtheilung des indolenten Charakters ſeiner Landsleute pflegte er ſie zur Schule, zum Kaffeebau u. ſ. w. prügeln zu laſſen; in den Schulen ließ er aus Haß gegen die Franzoſen die engliſche Sprache lehren. Finanzen und öffentliche Ordnung gediehen unter ihm, der ſich ſeines Herrſchertalents wohl bewußt war, und Friedrich den Großen und andere Regenten nachzuahmen affektirte; ſo erbaute er ſich ein Sans-ſouci, auch um Napoleons Anerkennung buhlte er und ſchrieb dieſem einen Brief: »au plus grand des blancs le plus grand des noirs;« ſeinen Anführern verlieh er Herzogstitel in napoleoniſcher Weiſe, prügelte ſie aber und mißbrauchte ihre Weiber, was nur der Duc d'Avancé, Guerrier, ſich nicht gefallen ließ; als der König einſt den Stock gegen ihn aufhob, legte er die Hand an den Degen mit den Worten:

»Frappez, Sire, mais vous êtes mort.« Da reichte ihm der König anerkennend die Hand. Auch der spätere Präsident Pierrot war Duc de Marmelade, nach einem Oertchen beim Cap. Einem andern Officier, Richô, hatte er einige mißbilligende Worte über seine Heirath mit einer Farbigen gesagt: da gibt dieser die Frau seinen Soldaten preis, und wirft seine farbigen Kinder aus dem zweiten Stock des Hauses in die Bajonette der unten Stehenden. Das war selbst für Christophe's Nerven zu arg; mit den Worten: »mais vous êtes un scélérat« stößt er ihm mit dem Stock ein Auge aus, und läßt ihn ins Gefängniß werfen. Ich habe das alte einäugige Ungeheuer noch als Obersten in Port-au-Prince gesehen, wo er um dieser Römerthat willen sehr in Ansehen stand; später ist er gar Präsident geworden. König Christophe war despotisch und grausam; sein Capri war das von ihm erbaute Castell la Ferrière, wo er zum Zeitvertreib auf Vorüberziehende zu feuern pflegte, auch seiner Tochter Anleitung in der weiblichen Kunst des — Kanonenschießens gegeben haben soll; einmal hieß er sie einen so eben von ihm selbst abgeschickten Courier aufs Korn nehmen, und sie schoß ihn richtig über den Haufen. Seine Grausamkeit machte ihn verhaßt, und als man ihn einst auf einem seiner Kriegszüge todt sagte, ließen die Weiber in der Hauptstadt, welche die Ermordung ihrer Männer oder Liebhaber

zu beklagen hatten, ein Tedeum abhalten; Chriſtophe kommt zurück, veranſtaltet ebenfalls ein Tedeum, läßt die Kirche umſtellen und jene Weiber gefangen nehmen und verſchwinden. So trieb er ſein Weſen bis zum Jahre 1820, und überlebte ſeinen Rivalen Pétion. Als dann deſſen Nachfolger Boyer einen neuen Angriff auf das Königreich im Norden vorbereitete, und am Cap eine Revolte ausbrach lag Chriſtophe gerade krank; vergebens ſuchte er in einem ſtärkenden Bad (einem Pfefferbad) die Kraft zu Pferde zu ſteigen, und in dem Gefühl daß es mit ihm zu Ende gehe, erſchoß er ſich.* Pétion hatte die Republik des Südens inzwiſchen eben ſo milde regiert, als jener durch Grauſamkeit ſich hervorthat; er gilt für den beſten unter den Regenten Haiti's, und wird von ihnen ſogar der Große genannt, doch heißt es von ihm, er habe verſtanden zweckmäßig zu tödten, wenn das Staatswohl es zu erfordern ſchien; aus Gram über einen Mordverſuch gegen ihn, und wie man ſagt über die Undankbarkeit Boyer's der ihm Alles verdankte, ſtarb er im Jahre 1818 den freiwilligen

* Ein Deſcendent Chriſtophe's, der ſich Prinz Chriſtophe nennen ließ, trieb ſich noch ganz neuerdings in Weſtindien herum und war einmal Paſſagier auf dem weſtindiſchen Dampfer Trent, Capt. Boxer, wo er ſeine Frau fortwährend prügelte und anderes Unweſen trieb, ſo daß Capt. B. ihm die Kajüte verbot. Dafür drohte er, er werde die Trent, ſowie ſie ſich im Hafen von Jacmel blicken laſſen werde, nehmen und verbrennen laſſen.

Hungertod. Ihm folgte Boyer, abermals ein Farbiger, als Präsident auf Lebenszeit, und zwar seit Christophe's Ende über die ganze Insel. Er wird als ein gescheidter Mann geschildert, der gute Formen hatte, auch selbst repräsentirte und Diners gab, und die Staatsmaschine durch das Einhalten europäischer namentlich constitutioneller Formen im Gang zu erhalten wußte; durch Eitelkeit und die Prätention Alles am besten zu wissen schadete er aber seinen Erfolgen, weßhalb die Gegenpartei ihm nachsagte er habe Haiti keine blühende Entwicklung gegönnt; Aufhetzereien und Spaltungen zu stiften verstand er meisterlich; den Weißen war er nicht günstig, verbot Heirathen mit ihnen und erschwerte ihre Niederlassung. Nachdem er 25 Jahre lang sich auf der schiefen Ebene des Constitutionalismus bewegt hatte, brachte ihn ein verfassungswidriger Eingriff in die Composition des Senats zu Falle, und durch eine unblutige militärische Revolution wurde er von Hérard, dit Rivière, einem Farbigen verdrängt. Boyer zog sich in freiwillige Verbannung nach Jamaica zurück, wo er 1845 noch lebte, beim Abschied prophezeite er aber seinen Mitbürgern eine neue Revolution in Jahresfrist. — Rivière, von der intelligenteren Partei der Farbigen getragen, machte dem Constitutionalismus noch größere Concessionen, ließ aber die von ihm beschworne Verfassung alsbald durch das ihm ebenfalls ergebene Heer umstoßen.

Unter ihm riß sich der östliche ehemals spanische Theil der Insel los, und gestaltete sich als dominicanische Republik; die Versuche der Wiedereroberung scheiterten an der Schwierigkeit, in den unbebauten Strecken welche die feindlichen zwei Staaten trennen, ein Heer zu verproviantiren, sowie an dem geringen Sinn der Neger für abstrakte militärische gloire. Es scheint, daß in jener Zeit die Haitier das was kein Verstand der Verständigen damals erkennen wollte, die Lüge in der modernen Staatsform, in kindlicher Einfalt über Bord warfen, denn als nun Rivière nach Boyer's Prophezeiung verjagt wurde, setzten sie den alten Guerrier, einen kohlschwarzen beschränkten Mann, der nicht einmal schreiben konnte, aber brav und ehrenhaft, zum Präsidenten ein, gaben ihm einen Staatsrath zur Seite und vergaßen die Kammern wiederherzustellen. Guerrier hatte nur Einen Fehler, daß er des Morgens 7 Uhr schon betrunken war, und die leere Rumflasche vor sich die sich meldenden Sollicitanten kaum noch mit lallender Zunge an den Staatssecretär zu verweisen im Stande war. Neben seinen vorher schon erwähnten Antecedentien gereicht ihm auch das zum Ruhme, daß er in den 11 Monaten seiner Präsidentschaft kein Blut vergossen hat, und als er gerade während meines Aufenthalts starb, folgten ihm Lob und Anerkennung nach, ja in der begeisterten Redeweise eines Zeitungsschreibers von

Port-au-Prince war er der Bayard Haiti's, der Ritter ohne Furcht und Tadel. Seinen Nachfolger Pierrot habe ich noch in der Hauptstadt einziehen sehen; man war damals entschlossen nur einen Schwarzen zu wählen, und um allen Conflikten vorzubeugen, den Ehrgeizigsten unter den Generalen. Soulouque, jetzt Kaiser Faustin, habe ich damals wohl nennen hören, doch weiß ich nichts von ihm zu erzählen.

Die letzten Lebens- und Regierungstage Guerrier's wurden durch einen Versuch Rivière's sich der Herrschaft wieder zu bemächtigen, beunruhigt, und diese Episode der Geschichte von Haiti habe ich zu meinem großen Ergötzen mit erlebt. Das Gerücht von seiner bevorstehenden Invasion war die Ursache von jenen militärischen Vorsichtsmaaßregeln auf der Route zwischen Jacmel und Port-au-Prince gewesen, und wenige Tage nach meiner Ankunft sandte auch die britische Colonialregierung von Jamaica ein kleines Kriegsschiff um die haitische Regierung freundnachbarlich zu benachrichtigen, daß Rivière, der auf jener Insel ein Asyl gefunden, dort Mannschaften an sich gezogen habe, und in einem kleinen Fahrzeug mit Waffen wohl versehen auszulaufen im Begriff sei; man habe sich nicht berechtigt gefühlt einzuschreiten, verfehle aber nicht die dienliche Nachricht davon zu geben. Ich muß bezweifeln, ob die guten Haitier bei aller Intelligenz die die abolitionistischen

Engländer ihnen zugestehen, Fassungsgabe genug besaßen um sich in diese Casuistik zu finden; jedenfalls wäre es ihnen lieber gewesen, wenn die Engländer statt der freundschaftlichen Benachrichtigung den Rivière ohne weiteres festgenommen hätten, und es entstand die größte Verwirrung und Angst im Lande. Diese politische Angst ist eine besonders charakteristische Eigenschaft im haitischen Staatswesen, und sie ist natürlich genug da wo ein unglückliches inertes Volk das Spielzeug herrschsüchtiger Parteien ist, welche auch ihrerseits zu wenig fest wurzeln um nicht um ihren Machtbesitz fortwährend zu zittern. Diesmal erwachte der alte Haß der Schwarzen gegen die Farbigen wieder in seiner ganzen Lebhaftigkeit, da man Letzteren Sympathie und Mitwissenschaft mit jenem Landungsversuch zutraute; aber auch außerdem sollte Rivière beim Volke seiner „Leutseligkeit" halber großen Anhang besitzen, besonders bei den Weibern, die bei seiner Verbannung heulten und klagten. Da nun auch auf die Treue der Truppen kein großes Zutrauen gesetzt wurde, so war die Lage der Dinge kritisch und die Bestürzung allgemein, alle Geschäfte wurden eingestellt, und die erschreckten Gemüther vergrößerten die umlaufenden Gerüchte ins Abenteuerlichste. Die Regierung war indeß so klug sich sofort aller Häupter der Partei Rivière's zu bemächtigen, und so für den Fall daß ein gemeinschaftliches Handeln vorbereitet war, dasselbe

zu lähmen. Nun gab es bewegte Tage, und ich genoß dieſelben doppelt, da ich mich ungewöhnlich guter Connexionen zu erfreuen hatte; mein farbiger Bedienter* nämlich, ein Eingeborner, war mit den Officieren der Garniſon ſehr befreundet, und empfing mit deren Beſuchen ſtets die neueſten Neuigkeiten, möglichſt grell ausgemalt. Die Verhaftungen dauerten fort, eine Anzahl Rivièriſten ſuchte ſich aus dem ſchlecht verwahrten Gefängniß zu befreien, die Wache feuerte, und fünf wurden mehr oder minder ſchwer verwundet. Auch ein unglücklicher Franzoſe, ein Weißer, wurde als »cosmopolite« beim Kopf genommen und eingeſteckt. Dazwiſchen wurde alle waffenfähige Mannſchaft zum Dienſt gepreßt, ſelbſt die Schüler in den oberſten Klaſſen, und die Widerſpenſtigen gefangen geſetzt, darunter unſer Koch, und mit letzterem Ereigniß fingen auch wir an den unheilvollen Zuſtand des Landes ſchwer zu empfinden. Das Arſenal, 100 Schritt von meiner Wohnung, pflanzte Kanonen auf, die Straße zu beſtreichen, eine Proclamation die unter klingendem Spiel verleſen wurde, ſetzte auf Rivière's Kopf einen Preis von 10,000 Gourdes oder haitiſchen Dollars, auf ſeine geflüchteten Anhänger aus

* Ich hatte ihn unterwegs zwiſchen Jacmel und Port-au-Prince in einem ſehr abgeriſſenen Zuſtand aufgeleſen; es war ein ordentlicher Menſch, ſchon alt mit grauen Haaren, welch letztere ihn aber nicht verhinderten mir beim Abſchied zu ſagen, ich habe wie ein Vater an ihm gehandelt.

den „ersten Familien des Landes“ 500. Großer Schrecken entstand, als einem gestorbenen General zu Ehren Kanonensalven abgefeuert wurden. In Aux Cayes wurden 4 Rivièristen erschossen, ohne Appell, denn die Leute meinten vor einem Jahre bei einer andern Revolte seien ja auch Schwarze erschossen worden, und jetzt habe das Blatt sich gewendet; dagegen wurden aber auch 6 Schwarze festgenommen, welche eine allgemeine Ermordung der Farbigen anstiften wollten. Bei einer Parade ließ ein Officier eine Abtheilung Farbiger durch die Uebrigen umzingeln, und dann zum Einhauen commandiren; es blieb aber beim Befehl, wiewohl das Gerücht schon ein entsetzliches Blutbad aus dem Ereigniß machte.

Da nun das nächste Dampfschiff die Nachricht brachte, Rivière habe sich wirklich mit 50 Mann und 2 Kanonen in Kingston auf Jamaica eingeschifft, so wurde am 12. April die Insel unter großem Lärm in Kriegszustand erklärt. Rivière war nun auch bei Jacmel gesehen worden, und sollte sogar ein gegen ihn ausgeschicktes Kanonenboot genommen haben; aber so gefährlich war es nicht, vielmehr war der ganze Ueberfall durch die energischen Maaßregeln der Regierung aller Hoffnung verlustig gegangen, und als Rivière nach einigen Tagen wirklich landete, geschah es um einem Wachtposten mit flehender Geberde den Mangel an Wasser und Lebensmitteln auf seinem Schiff vorzustellen;

die Wachtmannschaft aber, statt ihn festzunehmen und die 10,000 Dollars zu verdienen, warf die Gewehre weg und lief davon, um sich in solche fatale politische Händel nicht zu verwickeln. Rivière zog sich nun erst auf ein benachbartes Inselchen zurück, und als ich nach einigen Wochen nach der dänischen Colonie St. Thomas kam, lag dort sein Schooner vor Anker und das Unternehmen war aufgegeben.

Am 16. starb der alte Guerrier auf dem Lustschloß St. Marc, beiläufig gesagt das erste natürliche Ende eines Herrschers von Haiti, da die früheren Regierungswechsel alle durch Mord, Selbstmord oder Verjagung statt hatten. Dieses Ereigniß würde noch vor wenigen Tagen die Rivièrischen Plane außerordentlich gefördert haben, aber nun war seine Partei zersprengt und eingeschüchtert, und da der Staatsrath mit raschem einstimmigem Entschluß den General Pierrot proclamirte, so kehrte Ruhe und Sicherheitsgefühl in die geängstete Hauptstadt wieder ein. Was uns Weiße betraf, so hatte dieses Gefühl uns nie verlassen, und die zu unserem Schutze herüber gesandte britische Fregatte Spartan erwies sich als überflüssig, da Niemand daran dachte, uns auch nur mit einer Miene zu beleidigen. — Pierrot, als Christophe's Schwager früher Duc de Marmelade, war ein alter General der am Cap unter seiner Truppe unbedingten Anhang besaß, und durch deren martialischen, vor den andern Truppen sich auszeichnenden Geist

den größten Anſpruch auf Machtbeſitz zu haben ſchien, und jedenfalls einen andern nicht hätte aufkommen laſſen. Nur zweifelte man einige Zeit, ob er ſich herablaſſen würde zur Uebernahme der Präſidentſchaft nach Port-au-Prince zu kommen, und nicht vorzöge am Cap König auf eigene Fauſt zu werden. Pierrot war denn abermals ein Schwarzer, und es machte einen bedenklichen Eindruck, daß er ſofort einen ſchwarzen Rebellen, Jacques Acaon, der im vorigen Jahr Greuel aller Art gegen Farbige verübt hatte, und unter Guerrier ſich nicht zeigen durfte, zu Gnaden aufnahm, nicht minder einen General, der bei dem letzten Erdbeben zum Schutz des Cap Haitien geſandt, vorgezogen hatte die Stadt zu plündern, und deßhalb auf den Tod gefangen ſaß.

Ich hoffe durch dieſe verworrene Aufzählung der Thatſachen dem Leſer den Eindruck der Verworrenheit gegeben zu haben, in der wir damals lebten. Der im Ganzen unblutige Charakter dieſer Kriſe verdarb mir den Spaß nicht, mich an dieſen ſonderbaren Erlebniſſen wahrhaft zu ergötzen, zumal da durch Pierrot's Erhebung die ganze Epiſode nunmehr zur Harlekinade geſtempelt erſchien. Wir hätten das gern laut geſagt, hätte man nicht ſelbſt ein paar Perſonen, die die Melodie des harmloſen Liedchens: „Prête-moi ta plume, mon ami Pierrot!“ halblaut geſummt hatten, von Staatswegen übel mitgeſpielt.

Ich verdankte dem däniſchen Generalconſul Herrn Seeger, und ſeinen Aſſociés, den Herren Schulz und Strack viele Freundlichkeiten; da Erſterer zwar mir alle Gaſtfreiheit erwies, jedoch mich nicht zu beherbergen vermochte, ſo ſuchte ich mir in einem Häuschen das ſchon von mehreren jungen Deutſchen bewohnt wurde Unterkunft, und war glücklich ſie zu erhalten, da es keine Wirthshäuſer gibt, und an dem gemeinſchaftlichen Tiſch einen Platz zu finden: ich hätte ſonſt mir meine Proviſionen auf dem Markt ſelbſt kaufen müſſen. Wohl die Hälfte der achtzig Europäer in Port-au-Prince ſind Deutſche, natürlich nicht alle zum Umgang geeignet; in dem kleineren Kreiſe in den ich gerieth, fand ich wohlwollende Aufnahme und angenehme Geſelligkeit; es iſt aber in einer Colonie wie dieſe, wo anregender Umgang abſolut nicht exiſtirt, eine ſchlimme Schattenſeite, daß faſt der einzige Genuß und Erholung in Gelagen geſucht werden müſſen, bei denen das Maaß gar oft überſchritten wird. Für mich bot nun freilich der ſechswöchentliche Aufenthalt Anregung genug, und ich habe dort mein Gedächtniß mit intereſſanten Dingen förmlich vollſtopfen müſſen. Ich erwähne bei dieſem Anlaß, daß flüchtige Reiſen von Land zu Land, gar bei einer Ausdehnung wie die meinigen, nicht nur ein unbehagliches Gefühl geben, als müſſe man fortwährend fürchten von dem Gelernten und Erfahrenen etwas zu verlieren,

sondern auch Ordnung und Sicherheit des Gedächtnisses leider vollkommen zerstören. In ersterer Beziehung sind genaue Tagebücher und an Ort und Stelle geschriebene Schilderungen unerläßlich, wenn man nicht will daß die Bilder sich bald vollständig verwischen und mit andern Eindrücken anderer Länder verschwimmen. Ich möchte diesen Rath denen die er angeht, gern recht eindrücklich machen.

Ich beginne mit der Darstellung des eigentlichen Volks von Haiti, der Schwarzen; sie sind der Natur der Sache nach, wie durch ihre Anzahl, da sie sieben Achtel der Bevölkerung von 850,000 Seelen bilden, das wesentliche Element der Bevölkerung. Wenn die Geschichte der Insel an Zügen von Niederträchtigkeit, Treulosigkeit und Grausamkeit reich ist, so erklärt sich diese Erscheinung theils aus der Schule blutiger Empörung durch welche eine Generation gegangen, theils aus den Anreizungen zum Bösen welche entfesselter Ehrgeiz und Herrschsucht mit sich bringen, theils aber dadurch, daß in einem zerrütteten Lande gerade die Schlimmsten hervortreten und eine Rolle zu spielen trachten. Dieser blutige Charakter, wenn er gleich durch die Todfeindschaft zwischen Farbigen und Schwarzen stets in Anregung erhalten wird, hat sich doch in den Zeiten vieljährigen friedlichen Regiments sehr beruhigt, und die natürliche Gutmüthigkeit der Neger tritt im Allgemeinen

ſtark hervor. Sie ſind wahre Kinder und nur in den Städten verderbt, die beſſeren Eigenſchaften des Naturmenſchen, Gaſtfreiheit, Dankbarkeit für empfangenes Gute (ſowie freilich auch Rachſucht), Liebe zu den Ihrigen, perſönlicher Muth wohnen ihnen bei; zu letzterem gehört indeß die Bemerkung, daß ſie erbärmliche Soldaten ſind; im letzten Krieg gegen Santo Domingo* pflegten ſie beim erſten Kanonenſchuß auf die Erde zu fallen und beim zweiten auf allen Vieren davon zu laufen; doch ließen ſie ſich darum nicht feig ſchelten, ſondern meinten nur die fremden Händel gingen ſie nichts an; es liegt gewiſſermaaßen auch darin ein Zug von Harmloſigkeit. Feige ſind ſie in der That nicht, und ihre Weiber namentlich verfallen eher ins andre Extrem, indem ſie ſich bei Zweikämpfen auf den Straßen wie Furien geberden, und ſich förmlich die Kleider vom Leibe reißen; auch über die ſchlechte Haltung der Truppen in dem eben erwähnten Feldzug ſollen ſie ſehr ungehalten gegen ihre Männer geweſen ſein. Auch wohlthätig ſind ſie in hohem Grade, und die Bettelei, die freilich in einem ſo fruchtbaren Lande nicht füglich entſchuldbar iſt, findet reichliche Nahrung. Begünſtigt durch die unendliche Fruchtbarkeit des Bodens und das glücklichſte Klima,

* Nicht San Domingo. So auch Santo Tomas, Santo Torribio, und immer Santo ſtatt San, wenn des Heiligen Namen mit Do oder To beginnt.

dann durch die geringe Zahl der Bevölkerung, nur 650 auf die Quadratmeile, findet der Haitier seinen Lebensunterhalt leicht genug, und er ergibt sich in der glücklichen Sicherheit der Befriedigung seiner ersten Bedürfnisse ganz der Trägheit, welche die Grundanlage seiner Race ist. Hier kann der Abolitionist lernen, wie der Schwarze die Kultivirung eines Landes und die Ausbeutung seiner Ressourcen versteht, und hier hätten die, welche an die Emancipation der Sklaven auf den britischen Inseln sanguinische Hoffnungen blühender Entwicklung knüpften, im voraus die Erfolge studiren können, wie sie denn in vollem Maaße und in voller Analogie von Haiti eingetreten sind. Der Neger welcher sich auf dieser Insel, vielleicht auf dem üppigen Boden einer zerstörten Pflanzung niedergelassen hat, bedarf nur einer luftigen leichten Hütte, die er sich schnell und ohne Kosten aufrichtet; ein paar Beete mit Bananen und Yamswurzeln und ein paar Fruchtbäume ernähren ihn und die ganze Familie Jahr aus Jahr ein, und schlimmsten Falles wenn das Erdreich mit der Zeit ausgesogen ist, rückt er mit seinem Gärtchen ein paar Ruthen weiter. Andere Bedürfnisse hat er nicht, denn die Kleidung ist ihm nicht sowohl Bedürfniß als Putz, und um diese in der Stadt zu erkaufen, pflückt er sich in der Zeit der Kaffeereife einen Sack mit Bohnen von den Bäumen die in seiner Nachbarschaft noch von alter Zeit

her wuchern; deren ſelbſt anzupflanzen, oder auch nur Alles zu pflücken was neben ihm ungepflanzt reif wird, iſt ihm zu unbequem, und wie die Lilie auf dem Felde zieht er nur eben ſo viel Nahrung an ſich, als er zu ſeinem phyſiſchen Behagen bedarf; von dem Trieb ſich mit raffinirteren Genüſſen zu umgeben, ſich zu bereichern, die Natur ſich dienſtbar zu machen iſt keine Rede; ſein höchſter Luxus iſt ein Spiegel, allenfalls etwas engliſches Fayencegeſchirr, das der poetiſche Reiſende zu ſeinem Aerger in mancher Hütte findet, wo er aus Calebaſſen oder Cocosſchalen zu ſpeiſen hoffte. Wie vergeblich da die Erwartungen ſind, aus einer Negeranſiedlung national-ökonomiſche Reſultate emporwachſen zu ſehen, liegt wohl am Tage, und dieſe harmloſe Barbarei iſt der natürliche Zuſtand Haiti's, und er wird ſich immer mehr, zum Glück der Bevölkerung obendrein, befeſtigen, je mehr der Ehrgeiz unter den Parteihäuptern und die daran ſich knüpfenden Verſuche eine treibhausartige Kultur zu erziehen, ſchwinden werden.

Natürlich iſt die Erſcheinung dieſer Menſchen eine ſehr rohe, und ſo iſt auch ihre Sprache, das Creoliſche, das aus franzöſiſchen und ſpaniſchen Wurzelwörtern entſtellt, weder Declination noch Conjugation, noch ſyntaktiſche Formen hat. Einige Proben, die zum Theil auch in die Sprache der Gebildeten hineinragen, folgen hier: Bai heißt holen, bai assiette, bai feu;

me bai feu, ich hole Feuer. Gagner iſt das engliſche to have got, haben; me gagne pain, j'ai du pain. Comment voyez, wie geht's? C'affaire vous, c'est votre affaire. Pas connai, ich weiß nicht. T'en prie iſt das wahre haitiſche Commandowort, und die Antwort heißt oft: pas voulé. Sau dit (vollkommen wie Sau lautend), vous dites? sau voulé, was willſt du? Taffia iſt Schnaps. Mouché oder mochié ſtatt monsieur. Die Redensart zum Abſchiednehmen iſt: excusez! worauf der Andere ſagt, faites, geh' nur! Den Weißen redet der gemeine Mann blanc oder petit blanc an, es gibt aber noch eine andere Redensart, die weit weniger höflich iſt. Ganz merkwürdig iſt eine Interjection ah oder uh, im Discant ausgeſtoßen, die der Ungebildete alle Augenblicke gebraucht; ſie iſt der Ausdruck der Zuverſicht, der Freude, des Uebermuths, und klingt nicht ſehr civiliſirt.

Das Nationallaſter der Neger iſt die Sucht zu ſtehlen, und ſie iſt wie man glauben möchte, phyſiſch wie beim Raben, denn ſie können nichts Glänzendes liegen ſehen; dagegen ſind nicht nur große Diebſtähle und Raubanfälle ſehr ſelten, ſondern man kann auch im Großen völlig auf die Leute zählen, wie z. B. die Kaufleute von Port-au-Prince kein Bedenken tragen einen einzelnen Mann mit beträchtlichen Summen über das Gebirge nach Jacmel zu ſchicken; Harmloſigkeit und

Ehrlichkeit, aber auch Mangel an Unternehmungsſinn und Furcht vor Strafe erklären dieſe Erſcheinung. Fatal für die Spitzbuben iſt die Sitte, daß ein ertappter Dieb wenn er zur Wache geführt wird, von jedem Vorübergehenden ſchonungslos gehauen werden darf.

Die Bevölkerung bekennt ſich zum Chriſtenthum, und zwar zur katholiſchen Kirche, aber es liegt in religiöſer Beziehung Alles im Argen, und es geht auch hierin wieder das Uebel von der Hauptſtadt aus. Ich erwartete neben freilich laren Sitten lebhaftes wenn auch ſinnliches religiöſes Gefühl zu finden, und dachte mir es möge in Haiti eine Analogie zu Süditalien beſtehen, aber der Unterſchied iſt gewaltig groß. Die Stadt Port-au-Prince beſitzt für ihre 22,000 Einwohner nur Eine kleine Kirche (abgeſehen von den Privatkapellen einiger Miſſionare), in welcher man höchſtens eine Anzahl Weiber findet. Die Männer, zumal die jungen, ſtehen draußen unter der breiten Verandah und gucken zum Fenſter hinein, aber nicht aus Andacht, ſondern um die Schönen darinnen zu bewundern; kaum daß ſie den Hut abnehmen, ſie ſchwatzen, lachen, ignoriren den Gottesdienſt, und daß die andern von innen herausgucken iſt der Welt Lauf. Ich ſelbſt habe den faſhionablen Sonntagmorgen-Spaziergang, welcher ein nicht eben lobenswerther Gebrauch auch der jungen Deutſchen iſt, mitgemacht, und kann als Augenzeuge reden. Vor der

offenen Kirche ist der große Markt für tägliche Lebensbedürfnisse, welcher nie mehr besucht ist als am Sonntag, und am Sonntag während der Kirche habe ich mit angesehen, daß ein Regiment mit klingendem Spiel über den Platz zog, um die allgemeine Entwürdigung noch zu erhöhen. Ein Bekannter von mir hatte am letzten Charfreitag mit angehört, wie in der Kirche das Stabat mater aufgeführt wurde, und das Volk in der Verandah es nachsang, nicht aus Andacht, sondern zum Spaß oder Spott wie man will.

Es ist schmerzlich zu sehen, daß eine Bevölkerung der wir die Gleichheit mit begabteren Menschenkindern gerade nur in dem Punkte zugestehen, daß die Gnade Gottes auch für sie dieselbe sei, in solche Frivolität verfallen ist; junge Leute die das religiöse Bedürfniß fühlen zu communiciren, können das vor dem Spott der Ihrigen in der Stadt gar nicht wagen, sondern pflegen sich heimlich nach einem Dorf in der Nähe zu begeben. Natürlich ist diese leichtfertige Entfremdung vom Heiligen den Landbewohnern nicht eigen, und ich weiß ein Beispiel daß ein Abenteurer Geld verdiente, indem er in der Verkleidung eines Priesters auf den abgelegenen Ortschaften und einzelnen Besitzthümern herumzog, geistliche Handlungen zu verrichten und besonders zu taufen. Im Allgemeinen jedoch sagt man den Haitiern nach, daß sie die Kosten von Taufe und Trauung ersparen

wo ſie können,* insbeſondere ſcheint die Ehe mit dem roh ſinnlichen Volksgeiſt in Widerſpruch zu ſtehen; ein junger Mann der eine Frau zu ernähren vermag, placirt (das iſt der techniſche Ausdruck) ein Mädchen, und lebt mit ihr ſo lange er will; das iſt ein durchaus reſpektirtes Verhältniß, zu dem die achtbarſten Eltern ihre Töchter ohne Bedenken hergeben. Die allgemeine ungeſcheute Sprache, tägliche Beiſpiele, die ganze Lebensweiſe, die nationellen Tänze, Alles das beweist daß die Herrſchaft niederer ungezügelter Sinnlichkeit unbegrenzt iſt.

Mit dem Unglauben paart ſich der Aberglauben und groteske Entſtellungen heiliger Gebräuche. Sowie beim Abendgottesdienſt am Charfreitag der Pfarrer ſein Buch zuklappt, erhebt die ganze Gemeinde ein raſendes Gepolter mit Stöcken, Stühlen und Bänken, um den Teufel zum Tempel hinauszujagen, und dieſer Skandal wiederholt ſich ſofort in allen Häuſern. Ebenſo hört man in der Charwoche unaufhörliches Schießen, die Juden todtzuſchießen; Andre ſtopfen Figuren als Juden aus, peitſchen und verbrennen ſie. Amulettenkram iſt auch in ſeiner Geltung, und mir iſt ein Fall

* Taufnamen wie Diogène, Thales, Leonidas und ähnliche ſtammen jedenfalls nicht aus dem Heiligenkalender; ganz hübſch iſt Fils-aimé, und für einen Farbigen Beaubrun, ſehr zart Bonbon, etwas ſtark aber Superfine Baltimore, allem Anſchein nach der Etikette eines Stücks Baumwollenzeug entnommen.

bekannt, wo ein Prieſter einem Haitier drei Blutstropfen Chriſti als Schutz zur Seereiſe mitgab; aber auch die heidniſchen Zaubergebräuche, welche aus Afrika ſtammen und die ich gelegentlich der Sklaverei auf Cuba berührt habe, ſind noch in voller Geltung. Merkwürdig iſt die Furcht vor Hexen, Sombis auf creoliſch, und im Jahre vorher verbreitete ſich in Port-au-Prince das Geſchrei von einem geſpenſtigen Schwein das (ein trefflicher Polizeiagent) die Nachtſchwärmer in den Straßen verfolgen und auffreſſen ſollte. Dieſe Furcht vor Unholden iſt bekanntlich den meiſten ſüdlichen Ländern fremd, und ich ſelbſt wie andre haben gefunden, daß das europäiſche, namentlich deutſche Gefühl der Unheimlichkeit in jenen Ländern in der That nicht gedeiht. — Ein ſtarkes Stück iſt es, daß in Port-au-Prince drei bis vier Freimaurerlogen beſtehen und blühen.

Erwähnenswerth iſt noch die Neigung des Volks zu lauten Selbſtgeſprächen; gar oft geſchieht es daß man ſich von einem Begegnenden angeredet glaubt. Der bekannte muſikaliſche Sinn der Neger zeigt ſich jedenfalls nicht bei ihrer militäriſchen Muſik, die ohrzerreißend iſt; um billig zu ſein, muß man freilich bedenken, daß bei dem Mangel regelrechten Unterrichts jeder ſich ſeines Inſtruments ſo gut Meiſter macht als er kann. Dafür beſitzen ſie Gehör zur Aneignung neuer Melodien, und ein Studentenliedchen das ich gelegentlich

meinen deutſchen Freunden mitgetheilt hatte, und das weil es hübſch war oft von uns geſungen wurde, ſchien ſich den Weg zur Unſterblichkeit als haitiſches Volkslied bahnen zu wollen, denn wir hörten es fortan unaufhörlich in unſerer Nachbarſchaft pfeifen, ſingen und heulen.

Es iſt mit den Schwarzen, beſonders auf dem Lande, ganz gut auskommen, und es ſcheint wirklich kein Haß gegen die Weißen in ihrem Herzen zu ſein, was im Grunde bei deren geringer Zahl und inoffenſivem Auftreten begreiflich iſt. Am erſten haſſen ſie wohl die Franzoſen, die Spanier kommen gar nicht herüber, da aller internationaler Verkehr aufgehoben iſt, und die Deutſchen und Engländer ſtehen in gutem Anſehen.* Daß der Neger auf Haiti, wo er ſich als Herr und Sieger fühlt, ſich eine Freude daraus macht dem Weißen nicht zuvorkommend auszuweichen und ſich ſonſtwie zuweilen etwas breit zu machen, iſt natürlich genug, und wenn man ihnen nicht nachgibt ſo ſind ſie es auch zufrieden; auch in der Stadt, wo man eher einen kleinen Zuſammenſtoß risquirt, genügt meiſt ein ernſter Blick um ſie im Zaum zu halten; die Anerkenntniß daß

* Neben dem Haß gegen die Urheber der Sklaverei iſt doch ein Fall conſtatirt, daß vor wenigen Jahren ein Neger am Cap Haitien ſeine unerwachſene Tochter an Bord eines amerikaniſchen Schiffes zu — verkaufen ſuchte.

der Weiße höher stehe als sie, ist ihnen angeborenes Gefühl; darum mögen sie es auch z. B. kaum glauben daß unsere Bedienten in Europa Weiße sind, und der Umgang der Europäer ist ihnen höchst schmeichelhaft. Die persönliche Sicherheit der Weißen ist vollkommen, keiner denkt daran bewaffnet auszugehen, und für die Fälle ernsterer Conflikte, besonders in ihren ewigen Revolutionen, hat man die ostentiöse Entfaltung der Consulatsflaggen stets genügend gefunden; in letzterer Hinsicht kommt die politische Furcht hinzu sich den ernstlichen Unwillen einer europäischen Macht zuzuziehen. Während die Weißen also wirklich in Ansehen stehen, ist ihre Stellung rechtlich doch nur eine geduldete: kein Weißer kann Bürger sein, noch Grundeigenthum besitzen, und für den Aufenthalt zahlen sie eine Kopfsteuer von jährlich 100 haitischen Thalern (100 fl. rh.); mehrere Weiße sind angestellt, nur militärische Grade erlangen sie nicht. Die Zahl der Weißen in Port-au-Prince mag 80 betragen, am Cap sollen deren mehr sein, besonders auch zurückgebliebene Franzosen niederer Stände, jedoch halte ich die Angabe von Tausenden von Weißen auf Haiti für stark übertrieben. In einem Dorf nahe dem Cap existiren, wie man sagt, auch noch zahlreiche Abkömmlinge von Deutschen, ich habe aber nichts Näheres darüber erfahren können. Die Republik Santo Domingo ist, wie Besucher derselben mir sagten,

den Weißen günstiger und scheint das Bedürfniß der Anlehnung an dieselben zu fühlen; auch sprach man von deren Wunsch sich unter den Schutz einer europäischen Macht zu stellen. Die Unmöglichkeit sich bleibend niederzulassen hat die Folge, daß jeder Europäer das auf Haiti erworbene Vermögen aus dem Lande zieht, und dieser Nachtheil ist nicht gering bei der allgemeinen kläglichen Armuth aller Stände.

Die weißen Kaufleute verwenden farbige Commis, aber meist nur zu mechanischen Arbeiten; sofern den Farbigen jene schon beschriebene Spannkraft mit unheimlichem Charakter verbunden nicht beiwohnt, sind sie das Gegentheil, beschränkt und schlaff, aber gutmüthig. Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Farbigen, weit entfernt ein versöhnendes Mittelglied zwischen Weißen und Schwarzen zu sein, vielmehr von beiden abgestoßen werden; gerade auf Haiti sagten mir viele Europäer, daß sie weit lieber mit Schwarzen als mit Farbigen zu schaffen hätten, welch letztere im Rufe der Falschheit stehen; während aber denselben in europäischen Colonien die Ungunst der Weißen zum Nachtheil gereicht, ist es hier die Feindschaft der Schwarzen, welche ihre Existenz fortwährend bedroht, und ihre Reihen zu verschiedenen Zeiten furchtbar gelichtet hat: sie bilden ein Achtel der Bevölkerung, aber gerade Farbige sagten mir, sie müßten wohl die Hälfte ausmachen, wenn nicht Toussaint

Louverture und Christophe Tausende der Ihrigen hingemordet hätten. Natürlich ist die Zahl der Mischlinge stets wieder im Zunehmen, aber dem Haitier schwebt das Axiom vor, es gebe nur zwei berechtigte Farben, schwarz und weiß, und die Farbigen als etwas Unnatürliches müßten ausgerottet werden. So betrachten auch diese selbst sich als ein dem Untergang geweihtes Geschlecht, und bei unbefangener Beobachtung der Lage der Dinge wird man dieser Voraussicht beistimmen müssen. Blutige Reibungen und Gewaltthaten gegen sie, die oft ungestraft bleiben, fehlen namentlich in aufgeregten Zeiten niemals, und selbst in Friedenszeit ist der Farbige, gerade im Gegensatz zum Weißen, stets auf seiner Hut und bewaffnet, ja in beständiger Todesfurcht.

Ein Erlöschen der farbigen Bevölkerung, da es nur durch blutige Verfolgung und Mord möglich ist, müßte der Menschenfreund tief beklagen, ein Anderes aber ist es, ob man diese Bevölkerung für ein heilsames Element im Lande betrachten darf, und nicht vielmehr die Ausscheidung derselben, wenn sie auf friedlichem Wege denkbar wäre, für wünschenswerth erklären muß. So wahr es ist, daß dieser Negerstaat die Elemente der Intelligenz welche er besitzt, fast ausschließlich den Farbigen verdankt, so sehr bewährt sich aus dieser steten, nie und nirgend versöhnten Abneigung der reinen Racen der Satz, daß die Natur die Mischlinge nicht will, und

ein ſolches Element kann nur unheilvolle Gährungen fortwährend erregen, wird aber das Erſprießliche was es leiſten könnte unter dieſen Umſtänden nie zur erfreulichen Geltung bringen. Und gerade dieſe Intelligenz, indem ſie nur in der Kaſte der Farbigen gedeiht, aber zu den Schwarzen hinüber keine Brücke findet, kann dieſen auch kein Heil bringen; es lehnen ſich jene auf europäiſchen Schulen oft hochgebildeten farbigen Koryphäen ganz und gar an europäiſche und obendrein liberaliſtiſch-franzöſiſche Kultur an, und thürmen inmitten der halbbarbariſchen Bevölkerung aus doctrinärem Wuſt theils an ſich verwerflicher, theils an dem Ort unpaſſender Syſteme ein iſolirtes Gebäude auf, das höchſtens den Werth hat dem Ehrgeizigen zu einer hohen Stellung zu verhelfen, das aber keinen feſten Grund hat, und das das Volk gelegentlich einmal über den Haufen tölpelt, zum Verderben derer die gerade oben ſtehen. Dieſes iſt die Stellung der Farbigen geweſen, und wenn man an Ort und Stelle näher zuſieht, nimmt ſich das intelligente Treiben, das die Farbigen unter einander und eben bloß untereinander verführen, ſehr anders aus, als wenn man etwa durch Vorlage der Six Codes d' Haïti, ganzer Pakete politiſcher Zeitſchriften und Broſchüren, einer Anzahl papierner Conſtitutionen u. ſ. w. das Auge des Europäers zu blenden und ihn zu dem Trugſchluß zu verleiten verſuchte, dieſe Dinge ſeien

Symptome einer wahrhaften Civiliſation; vielmehr ſind ſie ihnen nur das, was dem Ungebildeten im Sonntagsfrack das Complimentirbuch.

Für ein Volk das keinen Blick über ſein kleines Bananenfeld in der Wildniß hinaus hat, ſind die Rechte politiſcher Freiheit ein todtes Gut, und es wird dieſelben an den erſten beſten ehrgeizigen Parteiführer blindlings verhandeln; ſo folgt denn jener ewige Wechſel des Staatsoberhauptes, wobei das Land weder zur Ruhe noch zum Gedeihen kommen kann, vielmehr der Selbſtſucht der Herrſchbegierigen zum Opfer fällt. Sehen wir doch ſelbſt in den Republiken des ſpaniſchen Südamerika, die nicht minder eine indolente, aber doch geiſtig noch viel höher ſtehende Bevölkerung beſitzen, wie die Blüthe dieſer Länder unter der unabläſſigen Jagd Einzelner nach Dictatur und Ehrenſtellen völlig in den Boden getreten wird; wie viel mehr ſind ſolche Staatsformen Gift für das arme Haiti, für welches Kaiſer Fauſtin immer noch das geringere Uebel iſt.

Geſtützt auf die Erkenntniß der zwei Thatſachen, daß der Negerrace der innere Trieb zur Civiliſation fehlt, und daß Tropenländer keine rein europäiſche Bevölkerung zulaſſen, vermag ich Haiti keine andere Zukunft zu prophezeien als Rückkehr in den Naturzuſtand, behaglich durch den Genuß des Klima's und der reichen Natur, und gemildert durch die Einflüſſe der chriſtlichen

Lehre. Den ungestörten Genuß dieses Zustandes wird ihnen Jeder gönnen, der für die grausame und unnatürliche Verschleppung der Neger aus Afrika Mitleiden empfindet, und ihren harmlosen und gutmüthigen Charakter erprobt hat; ihnen Höheres zu wünschen oder gar aufzudrängen, wäre ein fruchtloser und nicht einmal ersprießlicher Dienst.

Inzwischen habe ich dem Leser die Institute europäischer Art zu schildern, welche ich damals vorfand, und welche mir mit ostentiöser Bereitwilligkeit gezeigt wurden; durch die unendliche Gefälligkeit eines Landsmanns, des Herrn Strack aus Bremen war ich mit allen hervorragenden Farbigen bekannt geworden, und indem sie mit lobenswerther Wärme nicht nur für sich, sondern für die ganze Bevölkerung afrikanischer Abstammung das Wort führten, suchten sie Alles hervor was einen günstigen Eindruck machen, oder wohl gar die Kultur Haiti's in einem blendenden Lichte erscheinen lassen konnte. Es waren dieses sämmtlich Leute die zehn Jahre und länger in Frankreich gelebt hatten, und sowohl im Besitz einer vollkommen gründlichen Bildung als feiner gesellschaftlicher Formen waren, welch letztere es möglich machten so zarte Fragen unbefangen mit ihnen durchzusprechen. Es war sonach sehr belehrend, den Werth unbefangener Beobachtung gegenüber scharf durchdachten Theorien zu erproben, und ich lernte

hier zum Erstenmal die ganze Rüstkammer abolitionistischer Gründe und Scheingründe für die Gleichberechtigung der Weißen und Schwarzen kennen. Wenn sie im Sinne dieser Gleichberechtigung es nicht gelten lassen wollten, daß ich zu ihren Gunsten einen Unterschied zwischen Schwarzen und hellen Farbigen machte, so gereicht ihnen diese edelmüthige Vertretung ihrer schwarzen Halbbrüder sehr zur Ehre, ob sie indeß daran glaubten, lasse ich dahin gestellt sein. Der Hervorstechendste war Mr. Linstant, ein sehr gescheidter Mann und Advokat dazu, welcher in einem eigenen Buche, dem die französische Gesellschaft zur Abschaffung der Sklaverei einen Preis zuerkannt, die Vorurtheile der Weißen bekämpft und sich zu einem sehr geschickten Rüstzeug der abolitionistischen Partei qualificirt hatte. Das Buch, welches ich als Andenken des Verfassers bewahre, liegt vor mir; es ist vortrefflich geschrieben und kann den Beurtheiler blenden der nie eine Negerbevölkerung gesehen, aber nur das was er über das Verderbliche der Sklaverei sagt, wird man gelten lassen können, während er gegenüber den alltäglichen Thatsachen sich auf vereinzelte Beispiele und Citate von hervorragenden Negergeistern beschränken muß, und oft schlechtweg Neger nennt, was Farbige waren. Wie er gar in Berufung auf das altegyptische Meroe, dessen Bewohner notorisch Schwarze gewesen seien, die Negerrace als die Stammmutter

europäiſcher Kultur erſcheinen läßt, ſo wird es in der That ſchwer ſeine Gründe zu verbauen, und er vergißt daß die Abyſſinier keine Neger ſind. Dennoch mußte mir Linſtant zugeben, daß der Neger, ſei es auch durch die Erniedrigung der Sklaverei, z. B. in Cuba zum Thier (brute war ſein eigenes Wort) herabgeſunken ſei, und mehr bedarf es nicht um zunächſt die übereilte Abſchaffung der Sklaverei, welche im Weſentlichen das iſt wogegen ich kämpfe, zurückzuweiſen. Mit Mr. Nau, Lehrer am Lycée, kam ich ſoweit überein, „daß die Schwarzen, ſowohl ihrer Natur nach als durch die Nachtheile tauſendjähriger Barbarei hinter uns zurückſtehen, daß ihnen Fähigkeiten nicht mangeln, wohl aber höchſt unentwickelt da liegen, daß ſie eben aus dieſem Grunde den ungeheuren Vorſprung europäiſcher Kultur ſpät oder nie erreichen, ſicher aber keine hervorragende Rolle in der Kulturgeſchichte ſpielen werden.“ Man ſieht hieraus daß ſich mit den Leuten wohl reden ließ.

Zu den inſtruktiven politiſchen Bekanntſchaften gehörten vor allem die Miniſter, deren zwei ſchwarz, zwei farbig waren; der Premierminiſter Hypolite (sic) war kohlſchwarz, aber in Frankreich erzogen; er empfing uns, unter der Verandah ſeines Hauſes ſitzend mit ſehr hoher Miene, aber ziemlich guter Manier; ſeine Geſichtsbildung hatte etwas Unheimliches, und man konnte aus den groben ſchwarzen Zügen nicht leſen was er meinte;

er leitete das Geſpräch eleganter Weiſe auf die Schwierigkeit Leichen zu conſerviren, und ſeufzte über die ſchweren Koſten, welche dem Nationalſchatz durch Guerrier's Einbalſamirung bevorſtanden. Obwohl ſich aus einem kurzen ceremoniellen Beſuch nicht viel ſchließen läßt, ſo war es mir doch ſehr bemerklich, wie er ſich hinter angenommener Würde verſteckte und ein freies Geſpräch vermied. Ganz anders war der Empfang bei dem Miniſter des Innern und des Kultus, Ardouin, einem ganz hellen Farbigen von freier, gewandter Form und vielen Kenntniſſen; er hatte den Ruf daß alles Geſcheidte was im Lande geſchah, von ihm ausging, als Farbigem mochten ihm aber die Hände ſehr gebunden ſein. Er erzählte uns von dem kläglichen Zuſtand der Juſtiz: Boyer pflegte unfähige oder alters-ſchwache Officiere, auch wohl einmal einen untreuen Kaſſenbeamten zu Richtern zu machen, und die Folge war, daß dieſelben meiſt die Advokaten der Parteien um Rath fragten. Der Code Napoléon, dieſe „Broſchüre" wie ein geiſtvoller Rechtskenner in gerechtem deutſchem Ingrimm über die Verſuche ihn über den Rhein einzuſchmuggeln ihn zu nennen pflegte, iſt in Haiti mit gewiſſen Anpaſ-ſungen eingeführt; wenn wir aus competenten Quellen hören, daß Rechtsunſicherheit, erſtickender Formenkram und ungeheure Koſten ſein Gefolge bilden, ſo kann man ſich eine Idee machen, wie anſehnlich dies Gefolge

bei den unglücklichen Haitiern auftritt, die ſolche Richter haben wie eben erzählt iſt. Man führte mich auch nach dem Gerichtsſaal, wo die öffentlichen Debatten mit geringer Würde geführt wurden; intereſſant war mir aber der Perſonalbeſtand des Gerichts, die Advokaten faſt alle ganz helle Farbige, ein Weißer darunter, und ſomit ganz in dem Falle durch ihre überlegene Intelligenz die Früchte der Gerechtigkeit hundertfältig zu ernten; der Oberrichter, ebenfalls ſehr hell, der reichſte Mann von Port-au-Prince, war mehr wegen ſeiner Erfahrung als wegen ſeiner Rechtskenntniß angeſehen; unter den übrigen Richtern begegnete ich zum erſten und einzigen Mal einem Schwarzen von ſo artigem Benehmen und Aeußern, daß alles Vorurtheil ihm gegenüber verſtummte; ſeine Schädelbildung war ſehr von dem gewöhnlichen Typus abweichend, und dem kaukaſiſchen ähnlich; dafür war aber ein anderer ſchwarzer Richter ein rechter Klotzkopf.

Ich bin mehreren Weißen in Port-au-Prince begegnet, die mir höchſt verdächtig vorkamen; faſt glaube ich, durch gewiſſe Andeutungen beſtärkt, daß unter ihnen Verſchwörer und Königsmörder aus Louis Philippe's Zeit waren, welche hier eine Zuflucht gefunden.

Sehr belehrend war der Beſuch des Lycée national, einer erſt kürzlich nach völliger Verwahrloſung wieder erſtandenen Schule, welcher ein geborner Franzoſe,

farbig jedoch faſt weiß, früher Profeſſor in Pau vorſtand. Dieſer Mann, welcher den Eindruck eines tüchtig gebildeten ſeinem Beruf mit ganzer Seele ergebenen Pädagogen machte, führte mich mit größter Gefälligkeit in ſeine Anſtalt ein, deren Blüthe ihm ſelbſt die größte Ehre machte. Sie enthält acht Klaſſen, in denen junge Leute vom 8ten bis zum 20ſten Jahre aufgenommen werden, nachdem ſie die Elementarbildung in den wenigen Schulen die exiſtiren, genoſſen; es waren damals 200 Schüler und 12 Profeſſoren mit 4 Unterlehrern; die Lehrgegenſtände: Franzöſiſch, Engliſch, Spaniſch, Latein, Griechiſch, Geſchichte, Geographie, Anfangsgründe von Mathematik, Phyſik und Chemie, und — Rhetorik. Da faſt alle Kinder nur in der Kenntniß des creoliſchen Kauderwelſch aufwachſen, ſo iſt es ein nicht geringes Hemmniß, daß ihnen erſt die Sprache gelehrt werden muß, in der ſie unterrichtet werden ſollen. Latein und namentlich Griechiſch wird nur in den erſten Anfangsgründen getrieben, und wenngleich die oberſte Klaſſe Horaz und Virgil las, ſo geſtand doch der Lehrer ſelbſt zu, daß die Schüler dem nicht gewachſen ſeien. Dem griechiſchen Lehrer merkte man es nicht an daß er neun Jahre in Paris geweſen, obgleich er es mir mit großer Oſtentation verkündigte. Die „Rhetorik" ſchien mehr das Steckenpferd des weißen Lehrers zu ſein, denn die Schüler konnten, mit Ausnahme eines einzigen nicht

recht folgen. Die Ordnung in den durchschnittlich 20 bis 30 Schüler zählenden Klassen (nur die oberste hat deren bloß 10) war recht gut; überall aber fand ich wie sehr die Weißeren voranstanden; die zwei oder drei Klötze, welche jede Klasse hier wie in Europa zierten, waren lange schwarze Bengel, einen Kopf größer als ihre Mitschüler, die Koryphäen oft ganz kleine Leutchen, aber durchschnittlich fast ganz weiße. Diese Thatsachen wiegen abermals schwer, und es ist zu bedenken daß auch der Erfolg bei den schwarzen Schülern dann viel geringer sein würde, wenn die talentvolleren Farbigen sie nicht mit vorwärts schöben. — Die Lehrbücher waren großentheils die in Frankreich eingeführten, aber sie waren so spärlich vorhanden, daß der Lehrer das zu übersetzende Stück oder die zu lernenden Regeln und Formeln für die ganze Klasse an die Tafel schreiben mußte; auch an Landkarten und anderm Apparat mangelte es, und der Direktor und die Lehrer erregten meine Bewunderung und Sympathie, daß sie Angesichts solcher Schwierigkeiten, die wohl eine europäische Schule könnten scheitern machen, den Muth nicht verloren. So wenig liegt das Schulwesen der Regierung am Herzen, daß sie in jenen Tagen der Unruhe im Begriff stand, die Lehrer und die längsten unter den Schülern ins Militär zu stecken.

Eine Volksschule nach der Lancasterschen Methode bestätigte was ich über das entschiedene Vorragen der

helleren Farbigen beobachtet; Geographie, Rechnen, bibliſche Geſchichte wurden getrieben, alles ſehr dürftig. Außerdem exiſtirte noch eine Schule, und eine der methodiſtiſchen Miſſionen.

Die Bildung im Lycée iſt die höchſte welche dem Haitier in ſeinem Lande zu Theil wird, mit Ausnahme der Mediciner. Die Juriſten, ſofern ſie nicht nach Paris gehen, lernen bei Advokaten und in Gerichtshöfen einige traditionelle Rechtskniffe, und wie es mit dem Richterſtand beſtellt iſt, haben wir oben geſehen. Für die Geiſtlichen wird die katholiſche Kirche wohl ſorgen, die republikaniſche Regierung hatte ſich aber in Händel auch mit dieſer verwickelt.

Die Ecole de Médecine, welche dem Militärhoſpital attachirt iſt, habe ich auch beſucht. Außer der Praxis im Hoſpital ſind die 6—8 Schüler auf die Lehrſtunden von zwei Profeſſoren angewieſen; ſie ſtudiren fünf Jahre, nach deren Ablauf „einige zu Officiers de santé tauglich ſind, andre nicht.“ So ſagte mir einer der Lehrer, ein in Paris gebildeter heller Farbiger, der auf die ganze Sache herzlich wenig zu halten ſchien. Die Präparatenſammlung beſchränkte ſich auf zwei Papiermaché-Modelle des menſchlichen Körpers und eine Anzahl Embryonen von demſelben Stoff. Die Hauptſache, die Anatomie fällt in einem Lande wo ein Leichnam ſchon nach drei Stunden in Verweſung übergeht,

faſt ganz weg, und ſo muß man auch hier billig ſein. Die es vermögen machen ihre Studien in Frankreich, und ich habe einen ſehr intelligenten und geſchickten farbigen Arzt, Dr. Merlet kennen gelernt. Die Hauptſache auf Haiti wie überhaupt in den Tropen ſind die klimatiſchen Fieber, und darin ſind die alten Weiber mit ihrer Empirie die beſten Aerzte, denen man auch vorzugsweiſe, ſelbſt in den deſperateſten Fällen vertraut. Port-au-Prince iſt einer der ungeſunderen Orte in Weſtindien, aber der akklimatiſirte Europäer befindet ſich beſſer als der Haitier; letzteren ſuchen z. B. Bruſtübel heim die den Weißen ganz verſchonen. Die Blattern ſind gutartig; ihre Narben auf der Negerhaut geben derſelben ein ſeltſam geſchecktes Anſehen. Endemiſch in ganz Weſtindien iſt die Elephantiaſis, auch Barbadoes leg genannt: ein Bein ſchwillt furchtbar in ſeiner ganzen Länge an, das Uebel iſt unheilbar und pflegt wenn Amputation verſucht wird, das andre Bein zu ergreifen, aber nicht quälend, und iſt ein oft nicht unerwünſchter Freibrief für Bettler, welche halbnackt in den Straßen liegend das ſcheußlich entſtellte Glied den Blicken der mitleidigen Vorübergehenden darbieten.

Weniger armſelig als manches Andre iſt der Nationalpalaſt, die Wohnung des Präſidenten; es iſt ein noch aus der franzöſiſchen Zeit ſtammendes Haus von leichter weſtindiſcher Bauart, und ſomit ohne

architektonischen Werth oder Prätention; dagegen ist das Innere, besonders die Empfangsräume würdig ausgestattet, schön möblirt, mit prächtigen Spiegeln versehen, und zumal der Hauptsaal mit einer Gallerie zwar schlecht gemalter Generale Haiti's, recht angemessen. Der Garten ist ganz verwildert. Auf dem Platz davor steht ein großer schmuckloser steinerner Kasten, Pétion's „des Großen" Grab, daneben liegt halb versunken ein weißer Marmorsarg, der bestimmt gewesen war seine Gebeine aufzunehmen; dann findet sich noch ein hölzernes Gerüst zum Gebrauch bei öffentlichen Reden und Feierlichkeiten, welches sie autel de la patrie nennen.

Ein anderes Nationaldenkmal, wiewohl nur aus vergänglichen Materialien aufgebaut, war die Ehrenpforte für den Empfang Guerrier's im letzten Jahr; sie war merkwürdig wegen der allegorischen Figuren die den Helden bekränzten: die Engel waren weiß, aber der gute Guerrier kohlschwarz, ein kleiner lapsus calami der sehr belehrend dafür ist, was die Neger im Grunde des Herzens von der Gleichheit der Farben denken. *

Ueber die Maaßen erbärmlich war das Gefängniß, in jener Zeit gerade wohl gefüllt: Männer und Weiber,

* Bei dieser Gelegenheit ein Pröbchen schwarzer Weltauffassung, das ich einmal in Westindien hörte: Alle Menschen waren ursprünglich schwarz, aber da Cain den Abel erschlug wurde er vor Entsetzen ganz bleich und weiß, und er und seine Nachkommen blieben so, die Schwarzen aber stammen von dem unschuldigen Abel ab.

Große und Kleine, Vornehme und Geringe, Schwarze und Weiße, Trunkenbolde und Staatsverräther, ja sogar Angeklagte und Verurtheilte in denselben Löchern zusammen; kleine Höfe sind von Gebäuden mit Kammern eingefaßt, und in letzteren stecken sie zu 12—16, nur am Tage treibt sich die ganze Gesellschaft im Hofe herum, und es läßt sich ihre Wirthschaft eher denken als beschreiben; nur die ganz leichten Uebertreter haben einen eignen Tummelplatz für sich. Eifer und Geld fehlten, diesem Greuel abzuhelfen.

Geld fehlte denn überall, und der Mangel dieses großen Erfordernisses zur Errichtung und Erhaltung civilisirter Anstalten drückt den armen Staat vollends nieder. Nach dem was oben über die Bebauung des Landes gesagt ist, ergibt es sich daß die Steuerkraft des Volkes nicht groß ist; man hat mich versichert es gebe gar keine direkte Steuer, leider habe ich dieses Curiosum nicht verificiren können, so viel ist aber gewiß, daß eine nachdrückliche Beitreibung von Steuern an einem allgemeinen energischen »pas voulé« scheitern würde, und es bezahlt kein Mensch, besonders auch keinen Pacht oder Zinsen, und der Einzelne scheut den Rechtsweg, bei dem nur Kosten herauskommen. So ruht fast die ganze Einnahme auf den Zöllen für Ein- und Ausfuhr, und den Lasten die auf die Weißen gelegt sind; der Staatsschatz ist dabei kläglich bestellt, und die jährlichen Entschädigungs-

zahlungen an Frankreich * nehmen ihn doppelt hart mit. Ungeheure Summen sind von den früheren Gewalthabern zusammengescharrt, und theils von den Nachfolgern über Seite geschafft, theils nach Landesart so wohl vergraben, daß kein Mensch sie finden kann. Wenn man heutzutage von kostbaren Anschaffungen Kaiser Faustin's liest, so möchte man geradezu glauben, derselbe habe einen dieser Schätze aufgefunden und sich dadurch zum Meister über Alles gemacht.

Das Papiergeld ist auf keinerlei Garantien gegründet, und deßhalb im Weltverkehr völlig werthlos; dabei sind die Noten so kunstlos, daß einige Industrielle obendrein die Speculation gemacht haben das Land mit gefälschtem Geld noch ärger zu überschwemmen. Das frühere Silbergeld nimmt sich mit dem Nationalwappen, der von einer Freiheitsmütze gekrönten Königspalme, abenteuerlich genug aus, aber es ist ganz schlecht, zum Theil sogar plattirt. König Christophe ließ gutes Geld schlagen, zu meiner Zeit war das Münzen ganz aufgegeben, da man die Fabrikation von Papierscheinen förderlicher fand.

* Die Entschädigungssumme an die Pflanzer wurde 1825 auf 150 Millionen Francs festgesetzt, als die Anerkennung Haiti's durch Frankreich erfolgte. Im Jahre 1836 waren es noch 90 Millionen, von denen 30 durch ein Anlehen abbezahlt, der Rest in dreißigjährigen Raten von 300,000 haitischen Dollars und steigend, getilgt werden sollte. Es fiel aber immer sehr schwer die Zahlungen beizutreiben.

Die Ausfuhr, welche in französischen Zeiten 180 Millionen Pfund Zucker und 80 Millionen Pfund Kaffee, sowie Indigo und Cochenille betrug, war auf 40 Millionen Pfund Kaffee, Mahagoni, etwas Tabak und Baumwolle gesunken; Rohzucker wird etwas fabricirt, aber es wird noch Zucker eingeführt, nach Haiti wo das beste Zuckerrohr der Welt, noch einmal so hoch und stark als das auf Cuba wächst!

Der Großhandel bereichert nur die weißen Handelshäuser, Industrie besteht fast gar nicht, die Einzelnen sind blutarm, die Häuser zerfallen, und Erdbeben und Feuersbrünste, Plünderungen und Revolutionen vollenden das Elend. Darum existirt auch in Port-au-Prince gar keine Gesellschaft oder etwas was den Namen halbwegs verdiente, die Frauen der angeseheneren Farbigen sind meist marchandes, d. h. sie erwerben kümmerlich einiges Geld durch Detailhandel mit eingeführten Baumwollenstoffen und Aehnlichem. Selbst die Gemahlin des ersten Ministers geht, mit dem nationalen Kopftuch geziert, den häuslichen Geschäften nach oder plaudert mit den Nachbarinnen in der Straße, und macht auch nicht einmal den Anspruch irgendwie zu „repräsentiren." Einzelne farbige in Frankreich verbildete Weiber erheben sich durch widrige Affectation über diese gesellschaftliche Anspruchslosigkeit; die rauhe Stimme die auch der hellste Farbige behält, fiel mir bei ihnen auf.

Von der sehr geringfügigen Zuckerfabrikation sah ich wenigstens eine Probe auf dem Besitzthum eines jungen artigen Farbigen in den sogenannten Plaines hinter Port-au-Prince; diese Ebene, welche sich zwischen den Bergrücken die Port-au-Prince und die Bai in malerischer Weise begrenzen, hinzieht, ist die Stätte reicher französischer Zuckerplantagen gewesen; dort, an dem Platze der Croix des Bouquets heißt, brach auch die Revolution aus, und umgestürzte Zuckerkessel die hier und da wie zum Andenken liegen, wecken die grausenvolle Erinnerung an die blutige Vernichtung der Colonialherrschaft. Ein großer Theil der Ebene ist jetzt mit Bäumen, besonders Mimosa, und Gestrüpp bedeckt; Lacombe hatte es eben so wie einige Andere unternommen dem reichen Boden wieder Ertrag abzugewinnen, aber natürlich in einer Manier der Bebauung, die von der eigentlichen Colonialwirthschaft stark abweicht; bei der Indolenz der Leute war es durchaus nöthig gewesen, dieselben durch Antheil an Gewinn und Verlust wenigstens einigermaaßen zu fesseln. So hatte er denn sein Besitzthum an 32 Familien von 110 Köpfen ausgethan, welche auf demselben wohnten und das Zuckerrohr bauten und ernteten, demnächst aber das reife Rohr ablieferten; der Herr hatte im Wesentlichen Gebäude, Werkzeuge, Maschinen und Vieh zu stellen, und zog dafür ein Fünftel des Reinertrags ab, das Uebrige wurde zu gleichen Theilen zwischen ihm und den Colonen

vertheilt, und er führte mit Jedem für seine Rate Abrechnung; das ganze Geschäft ging auf Treu und Glauben. Sofern Taglöhner außerdem erforderlich waren, erhielten diese auf gemeinschaftliche Kosten wöchentlich 2 haitische Dollars (2 fl. rh.), wofür sie etwa 7 Stunden den Tag auf dem Platze sind, aber freilich nur 2—3 Stunden ordentlich arbeiten, und die übrige Zeit schwatzen, schlafen oder singen. Ueberhaupt hatte das Ganze den Charakter des Nothbehelfs, und hing wohl sehr von der Persönlichkeit des Herrn ab. Das Zuckerrohr wird mit Beginn der Regenzeiten (Mai oder September) gepflanzt, wächst vor dem ersten Schnitt, der nach 12—16 Monaten erfolgt, bis 10 Fuß hoch, liefert bei den nächsten Schnitten, die in Zeiträumen von 8—11 Monaten erfolgen, schwächeres Rohr, und wird nach 6—7 Jahren meist neu angepflanzt. Es ist unverhältnißmäßig saftiger als irgend wo anders, Guiana etwa ausgenommen. Einige dieser Pflanzungen bereiten wirklichen Rohzucker, andere begnügen sich aus dem Saft Tafia, einen landesüblichen Schnaps zu brennen. Ich sah auch zwei Pflanzungen die selbst kleine Dampfmaschinen besitzen, und mußte über den Schrecken eines mit anwesenden Farbigen lachen, als er eine derselben der Leitung eines Schwarzen anvertraut sah. So verrathen die guten Leute öfters, daß es ihnen mit der Gleichheit der Farben, die sie in der Theorie eifrig verfechten, nicht recht Ernst ist.

Auch auf dieſem Ausflug fand ich meine gute Meinung von der ländlichen Bevölkerung beſtätigt, ſie ſind harmlos, gutherzig und wahre Kinder. Wer ſie nicht kennt, möchte ſich oft durch ihr Lachen über die Manieren des Fremden beleidigt finden, es iſt aber bloß ein Ausdruck der Verwunderung über das Fremde das ihnen auffällt. Daß die Deutſchen, wie ihnen Lacombe ſagte, von Sklaverei nichts wiſſen, brachte mich ſehr zu Anſehen, und ſie gaben ihre Freude darüber ebenfalls durch Lachen und Geheul zu erkennen. Einer der Taglöhner war Officier in der Armee, und wurde mir als ſolcher gebührendermaaßen vorgeſtellt.

Anziehend ſind die Begräbnißplätze, deren ich bei jenen Ausflügen mehrere ſah. Jede kleine Gemeinde wählt ſich eine Stelle am Weg unter einigen Bäumen, und dort werden die Gräber ohne eine ſchützende Umzäunung angelegt. Während die Aermeren die Stätte nur mit einem Steinhaufen überſchütten, findet man doch auch zahlreiche Monumente, faſt durchgängig längliche liegende Vierecke, und von ſo einfachen Verhältniſſen daß ſie nicht mißfallen können; manchmal iſt die Arbeit etwas verziert, durchbrochen, bemalt, und dann ſehen ſie faſt antik aus. Beſonders anſprechend iſt es daß dieſe Gräber ohne eine Umzäunung in der freien Natur liegen, die ihnen Winter und Sommer eine gleich freundliche Umgebung iſt. Aehnlich fand ich es in Java.

Die zahlreiche Armee Haiti's ist ein Zeichen der Ungesundheit ihres politischen Lebens, denn außerhalb alles internationalen Verkehrs gelegen brauchen sie in der That gar keine, um so mehr da das Volk selbst durchaus nie daran denkt die Staatsordnung zu gefährden. Ueberdies haben sie fast mehr Generale als Officiere, und mehr Officiere als Soldaten. Unter den alten Anführern sind Leute von Charakter und Energie, und sie haben viel durchgemacht, dafür sind sie aber meist im äußersten Grade ungebildet, sprechen nur creolisch, und können zum Theil ihren eigenen Namen nicht schreiben, bedienen sich vielmehr zur Signatur eines Stempels. Die junge Race ist gebildeter, taugt aber desto weniger. Was Disciplin, militärische Präcision und Sauberkeit und Brauchbarkeit der Waffen anlangt, so ist das alles kläglich bestellt, und eine Sendung neuer Monturen aus England* die zu meiner Zeit ankam, that eben so sehr noth, als sie Entzücken unter dem Armeecorps' erregte. Die militärische Autorität hatte damals alle andern Zweige der Staatsverwaltung absorbirt, und die ganze Insel war von einem Netz jener Militärposten, die wir mehrfach schon angetroffen haben, überzogen. Dafür war aber auch die Aushebung von Mannschaft in einem

* Der englische Kaufmann bekleidet die Freiheitsarmee auf Haiti, aber er verkauft auch en gros Fesseln für die afrikanischen Sklavenmärkte. Vgl. Turnbull, Travels in Cuba.

Umfange erfolgt, daß die armen Leute außer sich waren, und ich anfing zu glauben das sei das wahre Mittel sie wirklich rebellisch zu machen.* Der haitische Soldat, der ohnehin sehr wenig Eifer sich todtschießen zu lassen hat, mag sich bei dem dürftigen Bestand der Staatskasse schlecht genug befinden; eine weise Regierung dachte deßhalb daran ihm sein Loos zu versüßen, und so mag das komische Vorrecht der Soldaten entstanden sein, daß sie jedes Schwein das, verbotener Weise, sich in den Straßen von Port-au-Prince betreffen läßt, aufgreifen und sich zu Gemüthe führen dürfen; darum laufen die

* Ein unglücklicher Kärrner den Herr Strack zu verwenden pflegte, wurde auf die Qualification des Pferdebesitzes hin zum Artillerie-Officier gepreßt; ein Bettelbrief desselben um ein Darlehen von 6 fl. erscheint mir als Stilprobe eines Officiers der „gebildetsten Waffe" der Mittheilung werth:

Port républicain le 30. avril 1845.

Je profite de cete ocasion pour vous envoire le bonjour quand à moi je me suis pas trops bien.

Mon cher Monsieur, je désire de cette ocasion pour que vous avais la bonté s'il vous plais de manvoyé preté Six, quand je vais ratele mon carbois je vais vous les rendre.

C'est un service que vous me rendu quar voila huite semaines que je me suis carserne sans travahier.

Je vous

Salu vota oebetie

Jean Pierres lietenan dans tiril.

A

Monsieur Extra an

Vil.

Schweine, an dieſe Jagd gewöhnt, wie beſeſſen davon, ſowie ſich ein Soldat zeigt, und natürlich eben ſo wohl vor dem General wie vor dem Gemeinen, da die dummen Beſtien die militäriſchen Grade nicht zu unterſcheiden vermögen. Ich habe übrigens manchen Officier der haitiſchen Armee geſehen, der die Jagd gern mitgemacht hätte. Auch eine Marine hatten ſie, beſtehend aus einem armſeligen Schooner, den ſie Dieu Protège nannten, außerdem ein paar Kanonenboote.

Ich ſchließe dieſe Berichte über Haiti mit ein paar militäriſchen Carrikaturen, bitte aber zu glauben, daß ich die Farben keineswegs zu ſtark auftrage, vielmehr bedaure die grellen Bilder nicht ſo lebhaft wiedergeben zu können, als ſie zu meinem Ergötzen mir erſchienen. Das erſte war das Leichenbegängniß des Generals L'Amitié, das mir trotz des Ernſtes der Sache zur Komödie wurde, ſo ſehr ich mich auch anfangs gegen die überwältigenden grotesken Eindrücke wehrte. Nachdem wir den ganzen Tag über mit Kanonenſalven zu Ehren des Verſtorbenen moleſtirt worden waren, welche obendrein in jener kriegeriſchen Zeit die allgemeine Furcht daß Rivière ante portas ſei, erneuerten, begaben wir uns gegen Abend nach der Kathedrale (d. h. der einzigen Kirche), wo der Zug ſo eben angelangt war. Ein betäubender, wahrhaft chineſiſcher Lärm von gedämpften Trommeln, fünf bis ſechs Muſikcorps welche alle

zugleich, aber natürlich verſchiedene Melodien ſpielten, von den Glocken und dem Geſchrei der Menge, die ſich ſehr zu amüſiren ſchien, ließ ſich ſchon von fern vernehmen; wir langten gerade an, als man den Sarg in die Kirche trug um ein langes Todtenamt über ihn zu ſingen. Mittlerweile donnerten die Kanonen wieder, die Soldaten aber welche eine Art Spalier bilden ſollten, machten ſich's bequem und ſetzten ſich theils auf die Trommeln, theils auf Steine oder den bloßen Erdboden nieder, faſt alle rauchend, alle aber ſchwatzend und lärmend; von Andacht oder auch nur Anſtand keine Spur. Ich beobachtete einen Stabsofficier, welcher bei einer Wendung ſeines Pferdes faſt herunter gefallen wäre, und dem ſein Säbel bei der Gelegenheit entfiel; natürlich lachte ſeine Truppe laut auf, er wollte ſie mit zorniger Geberde zum Stillſchweigen bringen und machte das Uebel nur ärger, denn nun fing auch das nächſte Corps an zu lachen; er ſtürzte auf dieſe los, um ihnen Ruhe zu gebieten, was aber der commandirende Officier deſſelben nicht gut aufnahm, denn er fing an ſich vor der Fronte mit ihm zu zanken, wahrſcheinlich ihm auseinanderſetzend daß ſeine Soldaten ihn nichts angingen. Endlich ſetzte ſich der Zug in Bewegung, vorne eine ganze Compagnie Generale, dann eine Abtheilung der regulären Armee, nichts deſto weniger durch große Mannichfaltigkeit in der Ausrüſtung ſich auszeichnend; die

Muſik war abſcheulich, der Muſikmeiſter mit einer Clarinette voran, mit der er eine herzerhebende Melodie blies, und zugleich von Zeit zu Zeit ſich umdrehend den Takt ſchlug, indem er ſie im Munde auf und nieder bewegte; beſonders eifrig war ein Tambour, der unbekümmert um die Uebrigen ſeinen Wirbel immer mit einer wahren Wuth anhub, ſich dann wie ſeine Arme ermüdeten, wieder beruhigte, und dann plötzlich wieder in ſeinen Paroxysmus zurückfiel. Nun kam, mitten in dem militäriſchen Cortege, der Leichenwagen eines alten Wucherers, der gewiß bei dieſer Gelegenheit mit geſtorben war, um ein wohlfeiles und doch glanzvolles Leichenbegängniß zu erlangen; er hatte bei der Todtenfeier ganz beſcheiden vor der Kirchthüre ſtehen müſſen, während man den General mit großem Pomp hineintrug. Seinen Sarg umringten 20—30 weißgekleidete Weiber, lachend und ſcherzend; darauf wieder Soldaten, und nun der mit Lichtern geſchmückte Sarg des Generals, gefolgt von ſeinem Schlachtpferd, einer armen magern Ziege, der auch im Grabe beſſer geweſen wäre als anderswo. Hinter dem Sarg verlor der Zug nun allen Schein von Anſtand; die Weiber, welche ſchon die vorangezogenen Corps immer angerufen und begrüßt hatten, drangen faſt in den Zug ein, die Soldaten reichten ihren umſtehenden Freunden und Freundinnen die Hand, ſchwatzten und lachten ohne die geringſte Zurückhaltung. Den

Beſchluß aber machten die in jenen Tagen neu gewor-benen Rekruten; das Schafsgeſicht eines ſolchen Weſens in Deutſchland, von dem ſich doch auch nicht viel Rühm-liches ſagen läßt, iſt ſtrahlende Intelligenz im Vergleich mit dieſen Subjekten, welche theils halb, theils gar nicht uniformirt, theils barfuß, theils in Schuhen ohne Strümpfe, einige mit Säbeln, die meiſten ohne ſolche, mit ihren Gewehren in bunter Unordnung einherrannten, um dem Zug nachzukommen. Sie befehligte ein Officier, den dreieckigen Hut ſchief aufgeſetzt, und ſtolz auf ein paar ungeheuer gelbe Handſchuhe blickend, die er ſich zugelegt hatte; mit geſenktem Degen zog er trotzig einher, wie ein Rhinoceros das ſeinen Feind anrennen will. Daß der Leichenwagen, wo das Pflaſter nicht zu ſchlecht war, im Trab fuhr, und daß das vorderſte Muſikcorps die Marſeillaiſe ſtatt eines Trauermarſches ſpielte, ſind nur untergeordnete Züge in dieſem Zerrbild einer tief ernſten Feier.

Ich habe ſchon beſchrieben wie Leichenbegängniſſe hier zu Familienfeſten werden; man lädt die ganze Be-kanntſchaft in gedruckten Zetteln ein, welche an der Spitze eine ſtereotype Urne tragen, an der, wenn der Verſtor-bene männlichen Geſchlechts war, ein Fräulein, ſonſt ein Männlein trauernd erſcheint. Als wir Deutſche kurz nach Guerrier's Tode uns ein paar Flaſchen Rum zu unſerm Grog wollten holen laſſen, hatte der Händler

ſeinen Vorrath von 300 Flaſchen zur Leichenwache verkauft, und nicht minder werden die andern Handlungen beigeſteuert haben. — Guerrier's Todtenfeier verſchaffte mir übrigens das neue Schauſpiel eines Hafens in Trauer; die Flaggen werden nur auf halben Maſt aufgezogen und die Raen gekreuzt, was ganz ſeltſam und unheimlich ausſieht.

Mein letzter Eindruck von Haiti war am Tag vor meiner Abreiſe von Port-au-Prince der Einzug Pierrot's. Der Erwählte des Landes hatte es für klug gehalten in Port-au-Prince mit dem ſolideren Nachdruck ſeiner ihm ergebenen Heeresmacht vom Cap aufzutreten, und während die friſch geputzte Garniſon der Hauptſtadt in höchſtem Glanz paradirte, imponirte er durch die Haltung der fünf Regimenter die er hereinführte; die Leute waren ſeit fünf Uhr Morgens marſchirt, waren barfuß, abgeriſſen und von Staub bedeckt, hatten aber ein ganz anderes martialiſches Ausſehen; beſonders ſeine Cavallerie ſaß nicht übel zu Pferde. Der Eindruck eines Mannes der ſich der perſönlichen Anhänglichkeit eines ſolchen Truppenkörpers verſichert halten durfte, war ein vortheilhafter, und als ich den betäubenden Lärm von Kanonen, Glocken, Muſik und Geſchrei des Volkes hörte, dachte ich in meinem Herzen: „Es iſt doch etwas Großes um einen Herrſcher, und wenn er auch nur Präſident von Haiti wäre!“

Aber dieſe loyalen Empfindungen konnten vor den abermals fratzenhaften Eindrücken der Scenen die folgten, leider nicht beſtehen: nachdem Pierrot's Armee vorbei marſchirt war kam die Bürgerwehr zu Pferde, ein ſchmählicher Anblick, und dann der Stab des Präſidenten, nicht minder abenteuerlich; einer der Adjutanten, der zu dieſem Zwecke offenbar bezahlt oder betrunken gemacht worden war, ſchrie mit gewaltiger Stimme in einem fort: »Vive la liberté, vive l'égalité, vive la république d'Haiti, vive le Président Pierrot!« als hätte er es auswendig gelernt, und das kommt nachher in die Zeitung. Dann endlich erſchien in einem ſchäbigen Cabriolet, das der Geheime Secretär führte, der edle Pierrot,* ſich die Augen mit einem blau karrirten baumwollenen Schnupftuche wiſchend, und dieſer neidiſche Umſtand macht es mir denn unmöglich über die Züge dieſes Helden und Staatsmanns etwas Näheres zu berichten.

* Pierrot, der übrigens in Jahresfriſt wieder abgeſetzt wurde, that ſich durch illiberale Geſetze gegen die Weißen hervor: eine Haitianerin die einen Weißen heirathe, ſolle ihr Bürgerrecht verlieren und in ihrem Grundbeſitz ſofort beerbt werden; wer ſich unter fremden Schutz begebe, ſolle ebenfalls das Bürgerrecht verlieren und die Inſel verlaſſen. Auch ließ er im September 1845 achtzehn Riviériſten in Jacmel, und ungefähr eben ſo viele in Leógane erſchießen. Ihm folgte jener abſcheuliche Riché, der ſtarb, und dann Souloque.

Am 9. Mai schlug nach sechswöchentlichem Aufenthalt an jenem abenteuerlichsten Winkel der Erde die Stunde der Befreiung, da das englische Dampfschiff, deren eines alle 14 Tage in Jacmel anläuft, erwartet wurde. Da ich den Weg und die Landesart nun schon kannte, ging Alles sehr gut von Statten, und die Deutschen hatten mir ihr Factotum, Circe genannt, als einen anstelligen Menschen zum Führer mitgegeben. Circe war ein großer Taugenichts, der seinem Namen Ehre machte indem er in Port-au-Prince drei Weiber besaß, die er zu bezaubern verstanden; mir soff er unterwegs eine Flasche Cognac aus, die ich ihm aber reichlich gönnte, denn in fröhlichem Muthe trieb er nun Pferde und Maulthiere unablässig an. Bis Graisier litten wir wieder an dem sandigen Meeresstrand von der Hitze; die Masse von Landkrabben welche in den Pfützen saßen, und bei unserm Herannahen zu Tausenden die Flucht ergriffen, indem sie sich mit ihren schiefen Beinen seitwärts fortarbeiteten, gaben einige Unterhaltung. An der Belle Fortune vorüber erreichten wir schon mit sinkender Sonne die Spitze des Gros Morne, wo eine elende Hütte das Ziel dieses Reisetags war. Es war hohe Zeit, denn kaum waren wir eingezogen als ein furchtbares Gewitter losbrach; das bischen Wasser was durch Dach, Thüren und Fenster eindrang, focht mich wenig an, und der zehnfache Wiederhall des Donners

in den Bergen war prächtig. Die schwarzen Bewohner tischten mit voller Gastfreiheit eine Schüssel mit dem Nationalgericht, Gros bouillon, auf, das ist ein in seiner eigenen Sauce gekochter Kapaun, eine stark gewürzte wohlschmeckende Speise. Man ißt sie selbst an den Tischen der Reichen, dann werden aber Schenkel und Flügel aufgehoben, und ein apartes Gericht, Diables, Teufel daraus gemacht, nämlich die besagten Glieder gebraten und mit einer so scharfen Sauce zubereitet, daß man nach dem Genusse in mehr als einem Sinn den Teufel im Leibe zu haben glaubt.

Am nächsten Morgen ging es wieder weiter, und ich erfreute mich des frischen Grün, das durch die inzwischen eingetretene Regenzeit verjüngt worden war; schlimm war aber der Uebergang über das Flüßchen, das man auf der Tour mehr als siebenzigmal zu überschreiten hat, und das eben durch die Regengüsse stark angeschwollen war. Anfangs hatte das weniger zu besagen, aber nachdem das Flüßchen noch einen Nebenarm aufgenommen hat, war die Gegend an vielen Stellen ganz verändert und der Uebergang mehrmals sehr mißlich; man mußte Leute miethen die die Furten kannten, aber dennoch war mein Pferd oft bis an die Mitte des Leibes im Strom, und ich alsbald durchnäßt; leider erging es meinen Koffern nicht besser, und dieses Uebel ist auf Reisen wo eine Menge Dinge die man mit sich führt

gar nicht zu ersetzen sind, keine Kleinigkeit. Trotzdem bei guter Laune erreichte ich gegen Nachmittag 2 Uhr Jacmel, aber doch nicht ohne mich über haitische Dummheit und Insolenz noch einmal geärgert und amüsirt zu haben: am Eingang des Städtchens forderte man unsere Päße, Circe und die Lastthiere waren mit auf denselben Paß geschrieben, und so war nur Ein Paß abzugeben; der Officier liest ihn mit großer Gravität durch und fragt nach dem andern. Da kam es an den Tag daß er gar nicht lesen konnte, und er gerieth darüber in große Wuth und hieß uns zum Teufel reiten; glücklicher Weise hatten wir aber das Publikum, bestehend aus einem Dutzend Weiber, auf unserer Seite, welche den Officier tüchtig auslachten, und so zogen wir mit Ehren unsere Straße nach Jacmel hinein, wo ich mein Quartier wie das vorige Mal nahm, und mit Sehnsucht der Ankunft des Dampfschiffs harrte.

Ich habe im Obigen meine Eindrücke von Haiti, meist wörtlich aus Briefen und Tagebüchern die an Ort und Stelle geschrieben waren, gegeben, und will auch jetzt daran nichts ändern, nachdem ein inzwischen zu meiner Kenntniß gelangter Aufsatz über die Wendung der Dinge unter Kaiser Faustin-Soulouque theils meine Eindrücke bestätigt, theils aber meine Beschreibung der Kulturbestrebungen der Farbigen förmlich ausstreicht. Nach dem höchst lesenswerthen Bericht von Gustave

d'Alaux in der Revue des deux mondes hat Fauſtin im Frühling 1848 ein ſelbſt in Haiti unerhörtes Bluthad unter den Farbigen anrichten laſſen; die Lehrer des Lycée, der Miniſter Ardouin, der Dr. Merlet, eine Menge anderer, mir zum Theil wohlbekannter Farbiger ſind theils maſſacrirt, theils unter geſetzlicher Form von dieſem blutigen Ungeheuer umgebracht worden, und ſomit der Vernichtungskampf der Farben um einen weiten Schritt ſeinem Ziel näher geführt. D'Alaux erklärt dieſe Unthaten aus dem thieriſch rohen, vorzüglich aber finſter abergläubiſchen, mißtrauiſchen Charakter Fauſtin's. Vergl. Revue des deux mondes, die zwei letzten Hefte von 1850, und die zwei erſten von 1851.

Vierter Abſchnitt.

St. Thomas — Santa Cruz.

Das Dampfſchiff Tweed lag drei engliſche Meilen vom Hafen ab, und man ſchickte ein Boot um die Paſſagiere abzuholen; leider war dieſe Strecke gegen den Wind, wir brauchten über eine Stunde um die wegen ihrer Strömungen und Wellen berüchtigte Bai zu durchſchneiden, und als wir ankamen war ich ſo jämmerlich, ach ſo jämmerlich ſeekrank! Und es war doch der erſte Pfingſttag an dem alle Welt froh und vergnügt iſt. Es war aber doch gut, denn ſonſt wäre ich vor lauter Freude Haiti entronnen zu ſein, in alle Maſten geklettert. Oſtern hatte ich in Jamaica gefeiert, und ſo war denn die ganze poetiſchſte Zeit des Jahres, in Europa und europäiſchem Klima wenigſtens poetiſch, jenem widerwärtigen Aufenthalt geopfert worden.

Den 11. und 12. Mai blieben die hohen Ufer Haiti's unſre Begleiter, am nächſten Tag paſſirten

wir die Mona-Straße, welche Haiti und Puerto Rico trennt, und ich bekam nun auch diese vierte der großen Antillen wenigstens zu sehen. Wir legten am 14. früh vor dem Hafen der Hauptstadt San Juan an, die See war aber so hoch, daß kein Passagier ohne Noth ans Land gehen durfte, und so mußte ich mich mit dem Anblick von außen begnügen. Man vergleicht die Lage des Hafens mit dem von Habana; auch dieser hat einen engen Zugang, und links beschützt ihn ein hohes prachtvoll aufgethürmtes Castell; die Stadt liegt aber an der entgegengesetzten Seite wie Habana, und wir sahen weder von ihr noch von dem Ankerplatz der Schiffe etwas; sie liegt hinter dem Rücken den das Hafencastell begrenzt, nur wenige Häuser und mehrere große Paläste in spanischem Geschmack, und starke Befestigungen wurden sichtbar. Charakteristisch sind die in zwei bis drei Reihen zwischen See und Gebirge sich erstreckenden Hügel, die reich und malerisch bewachsen sind und unsere Sehnsucht zu landen lockten. — Noch denselben Abend, jedoch zu spät um ans Land zu gehen erreichten wir St. Thomas.

St. Thomas ist ein reizender Ort, und sein erster Anblick so bestechend, daß man wünschen möchte da zu leben. Ich hatte es in der That erwartet, daß diese kleinen Inseln einen freundlicheren Anblick gewähren müßten als selbst die großen; die Bevölkerung eines so

kleinen Ortes geräth von selbst auf den Gedanken das ganze Stückchen Land in einen Garten umzuwandeln, und so stellt sich St. Thomas dar. Man erblickt die Stadt sofort bei der Einfahrt im Hintergrunde; die Bai wird von vorspringenden Hügelreihen gebildet, von denen die zur Linken durch einen schmalen Arm der See zur Insel wird. So großartig wie andre westindische Landschaften ist diese nicht, denn es schauen nur die Spitzen der Berge aus dem Wasser heraus, während die See den Fuß derselben bedeckt; läge das Inselchen auch nur 50 Fuß höher über dem Wasser, so würde es sich weit besser ausnehmen. Diese Hügel, von oben bis unten bewachsen, geben ein gar freundliches Aussehen; im Hintergrunde liegt die niedliche Stadt, sie erstreckt sich an der See hin in einer geraden Linie, während sie zugleich an drei Hügeln, die in vollkommener Symmetrie dahinter aufsteigen, sich regelmäßig hinaufzieht; dahinter erhebt sich ein ziemlich hoher Bergkegel. Die Stadt selbst ist soweit sie in der Ebene liegt, sehr reinlich und regelmäßig gebaut, die Häuser sind von Stein, freundlich angestrichen und mit zierlichen Höfen umgeben; diese und die macadamisirten Straßen sind mit wahrhaft holländischer Sorgfält rein gehalten, und das Ganze macht noch mehr als Boston den Eindruck, als müsse man es in ein Schächtelchen packen wie ein Nürnberger Spielwerk. Diese Sauberkeit und Neuheit verdankt die

Stadt leider einigen großen Feuersbrünsten und auch den Erdbeben. Vortreffliche Wege führen aufs Land; der eine nach Westen zu, wo einige reichere Plantagen liegen, geht mehr durch die Ebene, und gewährt dabei eine allerliebste Aussicht auf die Berge und die Nebenthäler; nach Osten zu ist es gebirgiger und steil. Ueberhaupt will die Kultur der kleineren Insel wenig besagen. Ueberall erblickt man auf den Höhen Ruinen von Befestigungen, die zum Theil den alten Bucanieren zugeschrieben werden; einige neuere Forts zeichnen sich mehr durch Zierlichkeit als durch furchtbares Aussehen aus; das Hauptcastell am Landungsplatz ist ein ziemlich alterthümliches Gebäude; Morgens 5 und Abends 8, genau mit dem letzten Glockenschlag donnert ein Kanonenschuß von diesem Castell, und ehe er verhallt ist, folgt, gewissermaaßen aus dem Kanonendonner heraus das Wirbeln der Trommeln zur Reveille oder Retraite. Dieser militärische Lärm, der in unser dicht neben dem Castell gelegenes Hotel fast zu laut herüber schallte, war das Einzige was auf dem friedlichen St. Thomas mich an das leidige Haiti erinnerte; das schmucke civilisirte Aussehen des Ortes war ein rechtes Heilmittel für meine von dorther in widriger Weise aufgeregten Sinne.

Das Commercial Hotel gilt mit Recht — und, möchte ich hinzusetzen leider — für das beste Westindiens; St. Thomas ist als einer der Knotenpunkte

der westindischen Dampfschiffe und außerdem als sehr bedeutender Handelsplatz von Fremden stark besucht, und in unserm Hotel war es wie in einem Taubenschlag. Freilich mußte man sich, seit ein Erdbeben den obersten Stock des Hauses heruntergeworfen, mit elenden Dachstübchen behelfen, aber die untern Räume waren geräumig und freundlich, und Kost und Hausordnung musterhaft.

Die dänische Regierung hat, indem sie St. Thomas als Freihafen erhält, der kleinen, nicht einmal sehr fruchtbaren Insel einen hohen Grad von Wichtigkeit und Blüthe gesichert. Dadurch ist dieselbe, höchst günstig dazu gelegen, ein Emporium für den ganzen Umkreis der westindischen Inseln und des südamerikanischen Festlandes geworden, und an 1800—2000 Schiffe jährlich vermitteln den Zwischenhandel dieser Colonien mit Europa. Recht erfreulich ist es eine Menge deutscher Schiffe an diesem Handel Theil nehmen zu sehen; sie bringen außer ihren Handelsgütern manches Deutsche mit herüber, und ein Landsmann gab mir einmal ein vaterländisches Essen, bei welchem zu vortrefflichem Rheinwein Schwarzbrod, Sauerkraut, Cervelatwurst und roher Schinken, obendrein von fast lauter Deutschen verzehrt wurden, lauter Genüsse die man schmerzlich in andern Theilen der Welt entbehrt.

Während den Verhältnissen Cuba's militärischer

Despotismus angemeſſen iſt, und in Haiti Despotismus mit Barbarei Hand in Hand geht, fühlt man ſich von dem friedlichen und kaum bemerklichen Gang der Regierung auf den däniſchen Inſeln ſehr angenehm berührt; der Wohlſtand der Einwohner trägt dazu natürlich das Beſte bei, die Leute ſind zufrieden, und nur über Eins wird geklagt, über den beſchwerlichen Milizdienſt, welcher den 40 Mann regulärer Truppen zur Aushülfe gereichen muß, und von welchem Niemand ausgenommen iſt, der ſeit ſechs Wochen anſäßig und zwiſchen 16 und 60 Jahren alt iſt. Alle paar Wochen muß der unglückliche Kaufmann ſein Comptoir verlaſſen und die Muskete auf den Rücken nehmen, mehrmals im Jahr auch exerciren, obendrein nach däniſchem Commando das keiner verſteht. Human iſt wenigſtens die Uniformirung in weiße Jacken. Ich habe außer andern vielfältigen Bezeigungen der Gaſtfreundſchaft auch einmal die Einladung erhalten, die Nacht mit ein paar deutſchen Bekannten auf Wache zuzubringen, wo wir bis 3 Uhr ſehr fröhlich waren; die Wachtpoſten wurden an Individuen vergeben, die ſich dafür gern bezahlen ließen; ſo harmlos iſt das ganze Inſtitut, daß wir einem dieſer Stellvertreter, der die ganze Nacht Schildwache ſtand und deßhalb natürlich auf ſeinem Poſten entſchlummerte, das Gewehr ſtahlen und unter großem Jubel auf das Wachtzimmer brachten. Zum Schlafen ſind nur hölzerne Pritſchen da, ſie ſind

aber von Mahagoniholz, auf denen sich sanfter ruhen mag als auf gemeinen Tannenbrettern. In dieser Nacht entwischten übrigens 50 Sklaven nach der nahen englischen Insel Tortola, wo sie frei und sicher sind. Man wird über diese völkerrechtliche Anomalie nicht mehr staunen, seit England selbst zum Asyl und Sammelplatz staatsgefährlicher Verbrecher und verruchter Meuchelmörder von ganz Europa geworden ist.

Der Kosmopolitismus ist ein wahres Merkmal von St. Thomas, und so kommt es daß die Einwohner nicht einmal den Namen der Stadt wissen in der sie wohnen; sie heißt Charlotte Amalia, wie ich erst nach langem Fragen erfuhr, man sagt aber schlechtweg St. Thomas. Englisch ist die allgemeine Sprache, mit der man auch Jedermann anredet, Französisch wird auch fast allgemein verstanden, selbst Deutsch ist vielen geläufig die weder Deutsche noch Dänen sind; Dänisch ist bloß die Sprache des „Dansk Amerikansk Gouvernementet;" ich hörte es zum Erstenmal sprechen, als ich auf die „Politikammer" ging mir einen Paß nach St. Croix zu lösen.

Die gleichfalls dänische Insel St. Croix, gemeinhin Santa Cruz genannt, liegt St. Thomas so nahe, daß ich sie bei gutem Wetter über die Bai hinüber aus meinem Fenster erblicken konnte, obgleich sie keine Höhen von Bedeutung hat. Ihr Besuch war mir um so mehr

anempfohlen worden, als dort das eigentliche Plantagenweſen, welches auf St. Thomas ganz zurücktritt, vorherrſcht. So ſchiffte ich mich am 20. Abends auf dem kleinen ſchnellſegelnden Schooner Vigilant, einem ehemaligen Kaperſchiff ein, auf dem wir bei günſtigem Nordoſt die 70 engliſchen Meilen in 7½ Stunden zurücklegten. Am nächſten Morgen erwachte ich auf der Rhede von Chriſtianſtad, gemeinhin Basend genannt, im Gegenſatz zu Weſtend oder Frederikſtad am andern Ende. Chriſtianſtad iſt der Hauptort, und zugleich der Sitz des Generalgouverneurs von Däniſch Weſtindien; wiewohl keineswegs ſo romantiſch gelegen wie St. Thomas, iſt es doch eben ſo nett, reinlich und freundlich, und die Häuſer noch weit hübſcher als dort; ſie ſind meiſt von Stein und mit Arkaden verſehen, und das Gouvernementsgebäude iſt wirklich ſchön. Ein kleines Fort beſchützt den Hafen, welcher gerade einige große Schiffe zur Aufnahme der Zuckerernte enthielt.

Die Inſel wird von Einigen für die ſchönſte Weſtindiens erklärt; was man jedoch nicht mißverſtehen muß: ſie iſt allerdings die am vollſtändigſten kultivirte, und obgleich ſie wohl 20 engliſche Meilen lang iſt, bis auf das kleinſte Fleckchen bebaut; um ſo mehr iſt aber die jungfräuliche Natur zurückgedrängt, und auch die kühnen Bergformen fehlen. In der That liegt Santa Cruz außerhalb des großen Felſenriffs, als welches wir

Westindien betrachten können, dafür ist es verschont von Erdbeben und Orkanen, und ebenso noch von dem Gewühl der Menschen und Reisenden. Das Land ist hügelig, die höchsten Berge etwa 1000′ hoch sind eine starke Stunde von der Stadt; die ganze Gegend ist von ausgezeichneten Landstraßen durchschnitten, welche von den Pflanzern unterhalten werden; an den Seiten schöne Alleen von Königs- oder Cocospalmen, welche allein der Gegend ein exotisches Aussehen verleihen, denn das Ganze ist so vollkommen angebaut, daß man sich in die Wetterau oder die Bergstraße versetzt glaubt. Nahe der Stadt sind hübsche Gärten, dann kommen Grasgärten, welche ebenfalls ein Abzeichen höchster Kultur, und deßhalb in ganz Amerika etwas Seltenes sind, weiterhin die Zuckerplantagen, deren Grün das schönste Getreide oder Grasgrün übertrifft. Auch die Bäume sind im Allgemeinen den europäischen aus der Entfernung gleich, und nur die Palmen und hin und wieder ein großblättriger Cactus mit rother Blüthe stören die heimathliche Illusion. Doch war mir gerade auf Santa Cruz ein Anblick beschеert, der alle Phantasien die man sich von tropischer Herrlichkeit macht, verwirklichte, ein prächtiger Sonnenuntergang durch eigenthümliche Wolkenbildung begünstigt: ohne das Auge zu blenden, beschien die Sonne die ganze Ebene, wohl eine Meile weit, und das Meer dahinter, Alles war in einen zauberischen Duft gehüllt, über dem sich

die Wipfel der Palmen wie in der Luft schwebend deutlicher abzeichneten.

Die Colonie war nicht nur durch die schöne Natur ein Paradies, sondern mehr noch durch die Herzensgüte ihrer Bewohner; während Alltäglichkeit und Mißtrauen die Menschen in der Welt dahin gebracht haben, daß sie einander eher aus dem Wege gehen als sich aufsuchen, geschweige denn Einer dem Andern etwas Liebes entgegen bringt, fand ich auf dieser abgelegenen Insel eine Herzlichkeit des Entgegenkommens zum Theil von ganz fremden Menschen, deren ich mich nicht ohne Rührung erinnern kann. Empfohlen war ich an Major Keutsch (er führte als Vorstand der Feuerpolizei den seltsamen Titel Brandmajor), und dieser treffliche Mann erzeigte mir jede Art von Gefälligkeit und Gastfreiheit, aber andre die ich auf der Straße oder im Laden kennen lernte kaum minder; so ein deutscher Kaufmann, Herr von Pontavice, der mich wie ein Kind seines Hauses behandelte; durch ihn lernte ich wieder Andre, namentlich den Befehlshaber des Forts, Capitain v. Strandgard kennen, und alle diese Männer wußten gar nicht was sie mir alles Angenehmes erzeigen und förmlich an den Augen absehen sollten. Natürlich hatte dieser patriarchalische Zustand für ein Kind der jetzigen verderbten Welt zuweilen auch sein Komisches: schon mehrmals hatte ich einen alten Mann bemerkt, der mich wenn ich an seinem

Hauſe vorbei ging, mit ſeltſamer Freundlichkeit anlächelte; er erſchien nun plötzlich in meiner Wohnung und beſuchte mich; er war ein alter Deutſcher der vor fünfzig Jahren ſein Vaterland verließ, vom Prediger zum Küraſſier umſattelte, in Oſt- und Weſtindien war, jetzt aber als penſionirter däniſcher Kriegsrath hier lebte, und in dem reichlichen Genuß friſchen Waſſers eine Quelle langen Lebens gefunden zu haben vermeinte; friſches Waſſer heißt zwar auf Santa Cruz Ciſternenwaſſer, aber das iſt einerlei. Er wollte einmal wieder mit einem Deutſchen verkehren, der erſt kürzlich das Vaterland verlaſſen, und erwies ſich als ein ſehr verſtändiger und beleſener, ja gelehrter alter Herr, deſſen Umgang mir viel Vergnügen bereitete.

Major Keutſch führte mich bei dem Generalgouverneur von Scholten ein, einem merkwürdigen Mann, der viel von ſich hat reden machen. So wie die meiſten Colonien an Mißhelligkeiten zwiſchen den Pflanzern und den Organen der Regierung reich ſind, ſo auch hier; hier aber hatten ſich dieſe Reibungen zum leidenſchaftlichen Haß gegen den Generalgouverneur geſteigert, ja man hatte ihn angeklagt Sklavenhandel getrieben und ſeinen Vorgänger vergiftet zu haben. Ich würde ſo haarſträubende Gerüchte nicht nacherzählen, könnte ich nicht hinzuſetzen daß vernünftige Leute in Santa Cruz ſie eben nur als Ausgeburten eines grimmigen Haſſes bezeichneten, und ſie dienen zugleich als Beleg der

weſtindiſchen Sitte, daß man einem Menſchen dem man etwas anhängen will, nachſagt er habe Jemand vergiftet. Was den Vorwurf des Sklavenhandels betrifft, ſo liegen ſeine Sünden wohl ſehr in der entgegengeſetzten Richtung, in einer übermäßigen, für den Beſtand des Colonialweſens unheilvollen Begünſtigung der ſchwarzen und farbigen Bevölkerung. Es iſt inzwiſchen auf den däniſchen Inſeln die Emancipation völlig erfolgt, und damit das geſchehen, was damals ſchon die Pflanzer im Unmuth über die Unhaltbarkeit des durch von Scholten eingeführten Mittelzuſtandes ſelbſt wünſchten; freilich erwarteten ſie nicht daß die Ermittelung der Entſchädigung jetzt noch ſchwebend, und die Ausſicht auf gerechte Schadloshaltung faſt hoffnungslos ſein würde.

Wenn irgend die Emancipation und zunächſt die Vorbereitung derſelben thunlich iſt, ſo iſt es in einer kleinen Colonie, wo einerſeits der Verluſt am Nationalwohlſtand unerheblich und die Möglichkeit einer gerechten Entſchädigung gegeben iſt, andrerſeits aus der Ertheilung von bürgerlichen Rechten an die Neger kein großes ſociales Unheil droht, und jeder Menſchenfreund muß ſich freuen, wann und wo die Sklaverei vermindert werden kann. Aber die vollſtändige Entſchädigung iſt unumgängliche Rechtspflicht des Staates, der einmal die Sklaverei als zuläſſig in ſeinen Ordnungen bezeichnet, und ſomit auch die Rechte der Sklavenhalter als

vollkommen ſo heilig anerkannt hat als irgend ein Recht, das unter der Garantie ſeiner Geſetze erworben wird; gelangt aber der Staat durch Einſicht oder Uebereilung zu der Auffaſſung, daß die Sklaverei nicht mehr beſtehen kann, ſo darf er nicht vergeſſen daß die Verantwortung dieſes Zuſtands ihm ſelber, nicht dem welcher unter ſeiner Sanktion Sklaven erworben hat, zufällt, und er handelt ungerecht, wenn er den Pflanzer darunter leiden läßt, daß er dem fraglichen Rechtsverhältniß fortan die geſetzliche Garantie nicht mehr gewähren will. Dieſe einfachen Grundſätze der Gerechtigkeit hat man auf Santa Cruz ſchon im Jahre 1840 verletzt, indem man den Sklaven außer dem Sonntag auch den Sonnabend für ihr eigenes Verdienſt frei gab, ohne die Pflanzer für dieſe Beeinträchtigung in ihrer Dispoſition über die Arbeitskräfte der Sklaven zu entſchädigen. Indem alſo mit einem Akt der Gewalt die Reform der Sklavereiverhältniſſe begonnen wurde konnte es nicht fehlen, daß dieſer Anfang zu ungeſcheutem Fortſchreiten auf derſelben Bahn aufmunterte, daß jedenfalls die Pflanzer in jeder neuen Maaßregel Bedrückung fanden, und daß zugleich die Sklavenbevölkerung ſelbſt inne werden mußte, daß das Recht ihrer Herren von der Regierung preisgegeben war. Schon nach der damaligen Geſetzgebung exiſtirte kein rechtlicher Unterſchied zwiſchen Weißen und freien Schwarzen, auch die „Unfreien“ konnten Eigenthum

beſitzen, in Proceſſen durch einen Vormund vertreten werden, Zeugniß in Criminalfällen ablegen, dieſes jedoch nur dann wenn über ihre ſubjektive und objektive Zuläſſigkeit entſchieden war, und nie für oder wider den eignen Herrn. In den Elementarſchulen wie in der Miliz waren Schwarze und Farbige neben den Weißen. So ſehr es gerecht iſt, daß der Bewohner eines Landes, ſei er auch Mitglied einer noch ſo untergeordneten Klaſſe, ſeiner Rechte vollkommen ſicher ſei, ſo wenig wird man die nivellirende Behandlung von verſchiedenen durch die Natur einmal geſonderten Beſtandtheilen der Bevölkerung bloß um der abſtrakten ſogenannten Rechtsgleichheit willen billigen können, namentlich wenn der Geiſt einer ſolchen Geſetzgebung unter den einmal gegebenen Verhältniſſen deſtruktiv zu wirken geeignet iſt. Im vorliegenden Fall erfolgten denn frivole Anklagen und Proceſſe gegen die Pflanzer, Unbotmäßigkeit und Inſolenz, und völlige Abſchaffung der Sklaverei gegen vollſtändige Entſchädigung der Herren wäre bei weitem das geringere Uebel geweſen; es kommt in letzterer Hinſicht hinzu, daß auf Santa Cruz als einer durchweg kultivirten Inſel die Neger vorerſt wenigſtens gezwungen geweſen wären ihren Lebensunterhalt durch Arbeit zu verdienen, wie z. B. die engliſche Inſel Barbadoes unter denſelben Verhältniſſen ſich noch lange nach der Emancipation einer gewiſſen Blüthe erfreuen konnte, während die

übrigen Colonien dem Ruin faſt alle vollſtändig verfielen.

Daß die Beſtimmungen über Behandlung der Sklaven milde waren, läßt ſich nur loben: das Züchtigungsrecht war beſchränkt auf 12 Hiebe für einen Mann und 6 für ein Weib, die nur mit einem von der Obrigkeit gekauften Strick ertheilt werden durften; mehr durfte nur die Polizei geben; die Sklaven konnten ſich, wie in Cuba, loskaufen; des Nachts brauchten ſie nicht zu arbeiten, und wie ſchon angeführt, den Sonnabend und Sonntag auch nicht, die Feldneger auch den Freitag Nachmittag nicht; es ſtand ihnen frei an dieſen Tagen für Taglohn für ihre Herren zu arbeiten, was ſie aber oft verſchmähten, zum großen Schaden der Zuckerbereitung, da das Rohr bei mehrtägigem Liegen in der Hitze in Gährung kommt und verdirbt; ſie pflegten am Sonnabend den Viktualienmarkt maſſenweiſe zu beſuchen und ihre Erzeugniſſe zu verkaufen. Die Kinder der Neger von 4—9 Jahren mußten in die Schulen geſchickt werden, die auf Koſten der Colonie errichtet waren; mit ſchwerem Geld wurde indeß wenig ausgerichtet; ich beſuchte ſelbſt eine ſolche Schule von 50 Kindern, Geduld und Methode des Lehrers, eines Farbigen, waren bewundernswürdig, er ſchien aber keinen fruchtbaren Boden zu finden; in der That tritt bei den Kindern der ſchwarzen Race der Abſtich gegen den Weißen doppelt

grell hervor, und der geneigte Leſer, wenn er auch zehnmal Uncle Tom's Cabin geleſen hätte, würde den Eindruck der Affenähnlichkeit ſich nicht haben verhehlen können, wenn er mit mir jene Schule beſucht hätte.

Nicht nur durch geſetzliche Vorſchriften, ſondern hauptſächlich durch die Landesſitte und den gemilderten Charakter der faſt ſämmtlich in der Colonie gebornen Neger war die Behandlung derſelben eine ſehr humane, und man wird im Allgemeinen auch den Abkömmling des germaniſchen Stamms für den beſten Herrn halten dürfen, da ihm mehr Gewiſſenhaftigkeit und weniger heftige Leidenſchaften beiwohnen. Für Santa Cruz iſt charakteriſtiſch das Beſtehen von Saturnalien, da zur Weihnachtszeit die Sklaven die Vergünſtigung hatten in den Gemächern ihrer Herrſchaft ein Feſt zu begehen. Auch hier galt vielen die Sklaverei bei guter Behandlung höher als die Freiheit: eine Sklavin v. Strandgards zerriß den ihr dargebotenen Freiheitsbrief; der Deutſche v. Lindemann in St. Thomas gab einer Sklavin einen Paß zu einem 14tägigen Aufenthalt nach der engliſchen Inſel Tortola, und ſie kehrte zurück; ein andrer Sklave der nach Haiti entkommen war, ſchrieb ſeinem Herrn dort ſei die verkehrte Welt,* und bat ihn

* So äußerte ſich auch ein farbiger Koch, der mit einem Schiff von New-York nach Port-au-Prince gekommen war, mit größtem Widerwillen: »I cannot bear these black would-be-gentlemen,

wieder aufzunehmen, ja er ſuchte den Herrn in Europa auf, um wieder in die Sklaverei zurückkehren zu können.

Es liegen im Obigen viele Anhaltspunkte, daß auf den an ſich ſehr unbedeutenden däniſchen Colonien eine friedliche Beilegung der Sklavenfrage möglich war, und man konnte deren Herbeiführung ſchon darum politiſch klug nennen, weil die Nachbarſchaft der britiſchen Beſitzungen es einer kleineren Macht auf die Dauer ungemein ſchwierig machen mußte, im Gegenſatz zu der dort einmal adoptirten Ordnung zu beharren. Es läßt ſich deßhalb auch ein Standpunkt finden, von dem aus die Beſtrebungen des Generalgouverneurs von Scholten an und für ſich nicht nur Billigung ſondern ſelbſt Sympathie verdienen; er verſcherzt aber dieſen Anſpruch, einmal durch die oben berührte materielle Ungerechtigkeit ſeiner Maaßregeln, und beſonders noch durch die feindſelige Rückſichtsloſigkeit in der er die ſociale Seite der Farbenfrage behandelte. Schon bei Beſprechung derſelben Frage in Nordamerika habe ich auseinanderzuſetzen geſucht, daß in Ländern wo die Bevölkerung ſtark mit Abkömmlingen der Negerrace gemiſcht iſt, die Geſellſchaft der Weißen um ſich vor Entartung zu ſchützen nur das Mittel hat, eheliche Verbindungen mit Farbigen, das Connubium der Römer, conſequent von ſich zu weiſen,

I'll never come here again!« Wirklich verließ er aus dieſem Grunde das Schiff, weil es regelmäßig zwiſchen jenen Häfen fuhr.

und daß die natürliche Folge davon die Ausschließung der Farbigen von der Geselligkeit sein muß; diese Sitte gilt denn über ganz Amerika hin, und wiewohl Beziehungen Weißer zu farbigen Männern statt finden können, so gilt es doch allgemein als eine Beleidigung der gesellschaftlichen Vorurtheile, in die Gesellschaft der Frauen Farbige, wohl gar farbige Weiber einzuführen. Von Scholten, nicht zufrieden einen Farbigen unter seinen Adjutanten zu haben und damit seine Sympathien in starker Weise an den Tag zu legen, führte auf seinen officiellen Bällen farbige Männer und Frauen ein, und unternahm es damit jene Vorurtheile auf's Empfindlichste zu beleidigen: das Wesen der Gesellschaft ist aber eben aus Vorurtheilen, richtiger gesagt aus Principien zusammengesetzt, denn das Wort Vorurtheil ist ja nur ein subjektiver Ausdruck für ein Princip das Einer nicht will gelten lassen. Die Sitte erheischt es, daß auch der Vornehmste der in eine Gesellschaft neu aufgenommen wird, sich den leitenden Grundsätzen derselben unterwerfe; doppelt verletzend ist es dann, wenn ein Gewaltiger seine Uebermacht dazu benützt die Gesellschaft in der Alle sich in diesem Sinne gleich sind, zur Anerkenntniß von Grundsätzen und Sitten zu zwingen die ihr antipathisch sind. Die Weißen in jener Colonie, zu loyal um von den Bällen des Repräsentanten ihres Königs wegzubleiben, mußten sich darauf beschränken

mit jenen Individuen nicht zu tanzen, was der Andre gewaltig übel nahm; manche Abhängige aber ließen sich auch schwach finden, und kurz — es entstand aus diesen Umständen ein Gewirr der widerwärtigsten Auftritte und Verhältnisse, das denn zu meiner Zeit jenen allgemeinen leidenschaftlichen Haß gegen den Urheber dieser Zerwürfnisse hervorgebracht hatte. — Von dem Proceß der gegen von Scholten wegen verderblichen Mißbrauchs seiner Amtsgewalt erhoben worden war, ist derselbe meines Wissens freigesprochen worden.

Der Wohlstand von Santa Cruz war freilich auch unabhängig von jener Verfahrungsweise der Regierung sehr gesunken, theils war überhaupt die goldene Zeit der Colonien vorbei, wo hohe Preise bei geringer Concurrenz und geringen Anstrengungen einen gesteigerten Ertrag zu erzielen, bestanden, theils hatten Wohlleben und Verschwendung schon von längerer Zeit her an der Blüthe der einzelnen Plantagen gezehrt, und nun waren sie entweder tief verschuldet, oder völlig in die Hände ihrer Gläubiger übergegangen, welche den verpfändeten und verfallenen Besitz durch Verwalter provisorischer Weise möglichst vortheilhaft administriren ließen. Westindien ist eigenthümlicher Weise dem großen Publikum in Europa weit weniger bekannt, als selbst Ostindien und China, und unser Bild jener Colonien pflegt noch das alte aus dem goldenen Zeitalter zu sein, wo der

Pflanzer, in dem Reichthum der tropischen Natur und unbeschränkten Ertrags schwelgend, wie in Mahommed's Paradiese in träumerischem Wohlleben seine Tage verbrachte, wo die ununterbrochenen Festesfreuden grenzenloser Gastfreiheit, noch erhöht durch die Reize der holden Creolinnen einen Tag des üppigen Lebensgenusses an den andern in endloser Folge reihten, und wo ein Erdbeben oder eine Negerverschwörung höchstens eine romantische Episode war. Um die Kehrseite dieses Bildes zu sehen, brauchte man schon damals nicht einmal diejenigen Colonien zu besuchen, die durch Aufhebung der Sklaverei zu Grund gerichtet waren; auch die übrigen Pflanzer kämpften mit der Ungunst des Zuckermarktes oder alten Schulden, und zu träumerischem Genußleben war da keine Zeit, wo es galt mit offenen Augen nach Verbesserungen der Zuckersiederei zu spähen, damit nicht spekulative Nachbarn den Vorsprung gewannen, und den Ertrag der Pflanzung in kostspielige Maschinen von oft unsicherer Brauchbarkeit zu verwenden. Je mehr in einem solchen Leben der Anstrengung und Entbehrung der Genuß und die Poesie schwand, desto weniger mochte der Pflanzer diese Thätigkeit als bleibenden Beruf seines Lebens betrachten, sein Ziel war möglichst baldige Rückkehr nach Europa, und er zog es vor ledig zu bleiben, oder Frau und Kind zu Hause zu lassen. Mit dem Verschwinden des weiblichen Elements ist denn die Poesie

völlig aus den Colonien geſchieden, und der Pflanzer oder der für ſchweres Geld gemiethete Verwalter findet im rein merkantiliſchen Betrieb den einzigen kümmerlichen Erſatz für eine Exiſtenz die faſt alle als eine Verbannung betrachten, und die gar mancher mir unverblümter Weiſe als ein „Hundeleben" bezeichnete. Abenteuerliche Charaktere paſſen nicht zu Verwaltern, ſonſt möchten dieſe die exotiſche Exiſtenz noch am längſten erträglich finden; ich habe deren einige wenige getroffen, und ſie waren die einzigen Glücklichen.

Daß auf Santa Cruz die Poeſie noch nicht geſchwunden war, habe ich oben dargethan, aber daß auch dieſes ſchöne und friedliche Inſelchen auf denſelben Weg der Proſa und Kümmerlichkeit geleitet iſt, darüber vermag ich mir leider keine Illuſionen zu machen.

Der Betrieb der Zuckerfabrikation iſt in Santa Cruz ein anderer als auf Cuba, und ſchließt ſich der engliſch-weſtindiſchen Procedur an, indem der geſottene Rohzucker ſtatt in Hutformen ſofort in die Fäſſer gebracht wird, durch deren durchlöcherten Boden der Syrop abtropft; dieſer Vorgang dauert 14 Tage, es gibt aber Dampfſiedeapparate, in denen der Saft ſo gründlich durch Abdampfung von den wäſſerigen Theilen befreit wird, daß Alles in zwei Tagen fertig iſt. Die Frage, ob der Kapitalaufwand für ſolche Maſchinen durch die Erſparniß an Zeit und Händen aufgewogen werde, hörte ich

eifrig hin und her erörtern; unbedingt zu bejahen ist sie in den Colonien die an Arbeitermangel, wie die englischen Inseln, darnieder liegen. Aus dem Syrop wird der unübertreffliche St. Croix-Rum durch einmalige Destillation gewonnen, wobei etwa ein Drittel des Gewichts an Syrop zu Rum wird. Manche Pflanzer haben in guten Jahren durch diesen Nebenertrag allein ihre Auslagen gedeckt. Zu den unendlichen Freundschaftsbezeigungen der gastfreien Bewohner von Santa Cruz gehörte auch das Geschenk einer Partie ganz alten Rums, die ich als Ehrentrunk für besonders willkommene Gäste sorgsam aufbewahre. — Die für Cuba so zweckmäßigen Ochsenmühlen sind auf dem kleinen an Weiden armen Santa Cruz nicht anwendbar, und sofern nicht Dampfmaschinen eingeführt sind, benützt man allgemein Windmühlen, die bei dem ziemlich flachen Terrain und dem steten Windzug der jedem Küstenland, besonders in der heißen Zone eigen ist, vollkommen gute Dienste leisten.

Hinlängliche Wasserkraft fehlt natürlich, und selbst das Trinkwasser ist so wenig reichlich vorhanden, daß man sich hauptsächlich auf die Cisternen, die jede Haushaltung besitzt, verläßt. In trockenen Jahren pflegen auch diese zu versiegen, und dann sieht man wohl arme Leute um Wasser betteln, ja manchmal ist der Mangel für Arme und Reiche derselbe. In einem solchen Falle führte ein Spekulant aus St. Thomas, wo man noch

weniger verschmachtet war, Wasservorräthe ein, und bot sie zu 5 Dollars das Faß aus; man erschrak vor dem furchtbaren Preis, war aber doch schon fast entschlossen sich in das Unvermeidliche zu fügen, als Regen einfiel, die Cisternen füllte, und jener Wasserwucherer zur allgemeinen Schadenfreude mit Schanden abziehen mußte.

Von öffentlichen Anstalten besichtigte ich die Kasernen, für 180 Mann Linientruppen eingerichtet, die aber auf den drei dänischen Inseln (St. Jan ist die dritte) vertheilt sind; die Gefahr des Klima's erfordert sorgfältige Behandlung der Mannschaft, und die Räume sind sehr freundlich und luftig, und von einem schönen Garten umgeben, in dem ich u. A. die seltsam verschwenderische Einfassung der Beete bewunderte, es waren nämlich hunderte jener großen, innen rosenfarbenen Muscheln, Schweizerhose genannt, welche bei uns immer einen gewissen Werth haben. Man ist sehr nachsichtig gegen das Militär, und gestattet ihnen sogar alle Sonnabend Abend Tanzmusik in der Kaserne, zu der dann alle schwarzen und gelben Schönheiten der Stadt gelaufen kommen. Jedes Jahr werden 80 Mann neu übergeschifft, welche diesmal nach ihrer Ankunft sämmtlich am Fieber erkrankten.

Auch das Gefängniß habe ich besucht; es ist halbwegs nach Art der amerikanischen Anstalten eingerichtet, enthält kleine Zellen und einen großen Hof, der das

lange schmale Gebäude umschließt. Zur Anwendung eines besondern Systems ist wenig Anlaß, denn es waren nur 6 Gefangene darin, während Zellen für 52 vorhanden sind. Glückliche Insel! Die Aufgabe genügender Ventilation und Kühlung, wie sie das Klima hier vor allem fordert, scheint sehr glücklich gelöst: schief angebrachte Mauerluken die den Blick nicht ins Freie bringen lassen, genügen vollkommen für Luft und Licht, und der Mittelgang ist ebenfalls hell, und hat einen doppelten Luftzug der Länge und der Breite nach. Die Wohnung des Vorstehers an dem einen Ende beherrscht das Ganze, am andern Ende sind Krankenzimmer. Von den feineren amerikanischen Verbesserungen ist indeß nichts zu sehen. Die Regierung geht im Allgemeinen einen so friedlichen Gang, daß sie sich nicht viel mit Gefängnißwesen zu befassen braucht; in St. Thomas, wo so viele Fremde, namentlich Schwindler aus Yankeeland und die Menge fremder Matrosen sind, kann die Regierung nicht so patriarchalisch sein; es kommen mancherlei Excesse und Verbrechen vor, und auch während meiner Anwesenheit wurde ein Matrose von einem Neger erschlagen.

Unter Capitain von Strandgard's Anleitung vergönnte ich mir ein Bad in der See, das mir aber arg verleidet wurde, als er mich aufforderte tüchtig zu plätschern, damit die Haifische fern gehalten würden. Man

wird mir glauben, daß ich das Bad nicht wiederholte; aus demſelben Grunde badet man überhaupt in den tropiſchen Meeren faſt gar nicht, was eine große Entbehrung iſt.

Noch habe ich zwei naturhiſtoriſche Merkwürdigkeiten nicht gewöhnlicher Art zu beſchreiben, zunächſt einen Albino, einen weißen Neger. Dieſes Individuum, 24 Jahre alt, war der Sohn ſchwarzer Eltern, und hatte mehrere ſchwarze Geſchwiſter, ſeine Haut war ganz die eines Weißen, nicht einfarbig gelb wie bei den hellen Farbigen, ſondern mit Abwechslung von Roth und Weiß, an mehreren Stellen krankhaft. Seine Geſichtsbildung vollkommen negerartig, das Haar flachsfarben, aber ganz wollig; die Iris röthlich braun, und die Augenlieder in Folge großer Lichtſcheu zugekniffen, während die Negerphyſiognomie ſich gerade durch weit offen ſtehende Augen charakteriſirt. Der Menſch hatte eine weinerliche Stimme und nahm ſich mit den halbgeſchloſſenen Augen überhaupt kläglich aus, doch ſagte mir ſein Herr er ſei körperlich und geiſtig ganz geſund, und zu jeder Arbeit die ſich mit ſeiner Empfindlichkeit gegen das Licht vertrage, tauglich. Eine ganz ähnliche Albina befand ſich, wie mir geſagt wurde, am weſtlichen Ende der Inſel.

Eine andere Seltenheit, die nicht leicht dem europäiſchen Beobachter zu Geſicht kommt, war ein lebendiger

Zitteraal im Besitz des Capitains von Strandgard; indem ich für den Fall, daß es den naturhistorischen Leser interessiren könnte, meine Experimente mit diesem Thier wiedergebe, versichere ich ein für allemal, daß er an der Schärfe meiner Beobachtung wohl zweifeln mag, auf die Treue meiner Beschreibung solcher Beobachtungen aber bis ins kleinste Detail unbedingt zählen darf. Der Capitain hatte diesen Aal vor fünf Jahren aus einem südamerikanischen Schiff von Angostúra, am Orinocco erhalten; er war damals 10 Zoll lang gewesen, jetzt aber zu 2½ Fuß heran gewachsen, hinter dem Kopf 3 Zoll breit, und überhaupt bedeutend dicker als unser Aal. Zweimal die Woche erhielt er frisches Wasser und dann auch ein kleines Stück Fleisch, etwa ½ Cubikzoll groß; außerdem lebte er von den Insekten die in seinen Behälter fielen. Im Anfang war er so stark gewesen, daß seine elektrische Kraft das hölzerne Gefäß durchdrang, und die Leute dasselbe fallen ließen, nicht aus Schreck wie v. S. ausdrücklich bemerkte, sondern durch den Schlag gelähmt. Bei meinem ersten Besuche fand ich das Thier, sei es durch Ruhe oder Entkräftung sehr wenig elektrisch, denn weder das ganze Wasser noch die Theile seines Körpers außer seinem elektrischen Apparat ertheilten Schläge; berührte man dagegen den Körper dicht hinter den Kiemen, wo er an beiden Seiten jene seltsam gefalteten flossenartigen

Auswüchse hat, und zwar an beiden Seiten zugleich, so empfand man einen elektrischen Schlag, jedoch nicht wie den eines einfachen Funkens, sondern wie von einer schwach geladenen kleinen Leidener Flasche, oder auch wohl von einer Voltaischen Säule; es war dabei nicht nöthig ihn ganz unmittelbar zu berühren. Als ich ihn an denselben Stellen mit Metall berührte, empfand ich dieselbe Wirkung, doch schwächer. Die Berührung an einer Seite allein hatte den Tag gar keine Wirkung. Als ich das zweitemal, und zwar mit der Absicht möglichst rationell zu experimentiren hinging, trug ich Sorge das Thier erst durch Stören mit einem Nichtleiter (es war ein Besenstiel in Ermangelung eines completeren physikalischen Apparates) zu reizen. Ich fand nun schon bei einfacher Berührung nicht nur den ganzen Aal, sondern auch das Wasser elektrisch, und empfand dasselbe bei Berührung des Thiers oder des Wassers mit einem Eisenstäbchen. Während also hierdurch schon das Erforderniß doppelter Berührung, in Analogie der Leidener Flasche, umgangen war, verschaffte ich mir einen noch vollständigeren Beweis daß diese Analogie nicht vorherrsche, indem ich ihn nun mit zwei Eisenstäbchen die sich in meiner Hand berührten, rechts und links gleichzeitig anrührte; ich empfand dennoch den Schlag. Die Erschütterung war stets unterbrochen, wiederholte sich aber in kaum merklichen Zwischenräumen; wurde er

ſtärker gedrückt, ſo war die Erſchütterung ſtärker, keinmal aber ſo bedeutend, daß es zu Ehren der Wiſſenſchaft nicht vollkommen zu ertragen geweſen wäre; das Thier mußte alſo doch ſehr geſchwächt ſeyn, da wir ihm gar nicht zart mitſpielten. Zum Schluß bildeten v. S. und ich eine Kette, indem wir uns bei der Hand faßten und den Aal mit den freien Händen berührten; hier war der Schlag beſonders merklich in unſern einander berührenden Händen.

Capitain v. Strandgard erzählte mir daß ſeine Verwandten in Angoſtura einen Zitteraal von 6 Fuß Länge beſäßen, deſſen Gefäß man mittelſt einer Pumpe fülle und leere, weil er zu fürchterliche Schläge austheile. Die Verſuche ſolche Thiere über See zu transportiren gelingen ſelten, ſelbſt wenn man durch Wärmflaſchen ihm die richtige Temperatur zu geben ſucht; er ſoll durch die Bewegung des Schiffs ſehr leiden, wie z. B. das Exemplar welches ich geſehen, ſelbſt auf der kurzen Ueberfahrt von St. Thomas nach Santa Cruz. Kürzlich hat man meines Wiſſens einen Zitteraal in dem polytechniſchen Inſtitut in London gezeigt, und der Transport iſt überhaupt wohl thunlich, wenn wiſſenſchaftlicher Eifer ſich der Sache annimmt.

Nachdem ich zehn Tage bei den Lotophagen auf Santa Cruz verweilt hatte, mußte ich mich doch zur Abreiſe entſchließen, wenn ich nicht das Dampfſchiff zur

weiteren Fahrt südwärts verfehlen wollte; so schiffte ich mich auf dem kleinen Schooner Santa Cruz, kaum 40 Fuß lang, mit einer Reisegesellschaft von 32 Rumfässern ein, und legte die Strecke abermals in 8½ Stunden zurück; die Kleinheit und Dürftigkeit des Fahrzeugs wäre bei einer längeren Fahrt sehr unbequem geworden, und ich mußte der achttägigen Fahrt eines Capitains zwischen den beiden Häfen gedenken, der von Santa Cruz ausgelaufen jeden Abend den Retraiteschuß vom Fort in St. Thomas hören konnte, und stets von Windstille und Gegenwind abgehalten wurde sein Reiseziel zu erreichen. Solchen Unbequemlichkeiten setzt man sich auf Segelfahrzeugen und besonders auf Fahrten an Küsten und zwischen Inseln aus, und durch die Dampfschiffe ist man freilich arg verwöhnt.

Als ich in St. Thomas ankam, fühlte ich mich unwohl, und da man in den Tropen immer wohl thut jeden kleinen Anfall von Fieber als den möglichen Beginn einer tödtlichen und zwar rasch tödtlichen Krankheit zu betrachten, so schickte ich zum Arzt, der mich auch sofort ins Bett steckte und eine landesübliche Pferdekur mit mir vornahm; ein Arzt in den Tropen schlägt immer gleich derb zu und ist gewiß, entweder die Krankheit oder den Kranken todtzuschlagen. Ob man mir damals Calomel gegeben hat, nach englischer Weise, weiß ich nicht, mit Schauder gedenke ich aber ganzer Gläser voll

Ricinusöl die ich verſchlucken mußte; wenn der Menſch durch eine ſolche Kur förmlich umgeſtülpt worden iſt, kann man allerdings annehmen daß von der urſprünglichen Krankheit nicht viel mehr übrig bleibt, aber wie es mit den Arzneikrankheiten nach dem unmäßigen Gebrauch von Opium, Calomel und Chinin beſtellt iſt, iſt ein anderes Kapitel. In der That ſind jene gewaltſamen Ricinuskuren nur die leichte Waffe des tropiſchen Arztes, welcher bei jedem einigermaaßen ernſten Fall nach den eben genannten drei verderblichen Subſtanzen greift; andere Mittel ſtehen ganz zurück, und jedenfalls macht die Einfachheit der Krankheitsformen eine geringere Auswahl möglich als bei uns, und die Aerzte dort ſind wenigſtens von der deutſchen Manier frei, ein Recept aus zehnerlei Stoffen zuſammenzuſetzen. Mein Uebel, das ſich erſt als Maſern zu zeigen ſchien, war nur ein Neſſelfieber, und nachdem ich drei Tage im Bett zugebracht hatte, in weſtindiſcher Hitze keine Kleinigkeit, wurde ich als geheilt entlaſſen. So wird der Europäer in den Tropen nach und nach förmlich um Blut und Säfte gebracht, zur gelben magern Mumie eingedörrt, und conſervirt ſich in dieſem Zuſtande, in welchem er keine plötzlichen Krankheitsanfälle mehr zu befürchten hat, leidlich gut; es iſt aber wohl nicht zu viel geſagt, daß man jedes in den Tropen verlebte Jahr gleich einem Feldzug doppelt zählen muß in der Erreichung des Lebensziels.

Ich hörte bei dieſer Gelegenheit mancherlei über den Geſundheitszuſtand von St. Thomas, und mehrere Beiſpiele waren bedenklich genug; ein Deutſcher erzählte mir daß in Zeit von 7 Monaten 15 unter 17 jungen Leuten, mit denen er angekommen, erlagen; mehrere retteten ſich durch Befriedigung anſcheinend ganz unſinniger Gelüſte,* wie Schwarzbrod, Bier u. ſ. w. In andern Fällen hat Champagner das Heilmittel abgegeben, den die Angehörigen zuließen weil ſie meinten man dürfe dem Sterbenden einen letzten Genuß nach dem er ſich ſehnte, nicht wehren. Dieſe weſtindiſchen Fieber ſtehen in ihrem Auftreten und ihrem Verlauf alle dem gelben Fieber ſehr nahe, wiewohl ſie nur zum Theil epidemiſch ſind, und auch in manchen Symptomen abweichen; namentlich iſt das „ſchwarze Erbrechen" nur ein Merkmal des eigentlichen gelben Fiebers.

Intereſſant war mir die Erzählung meines Arztes, wie er eines Tages zu einem Bootführer gerufen worden ſei, der in Krämpfen lag; dieſem hatte ein anderer mit dem er ſich Tags vorher gezankt hatte, eine Schlange in ſein Boot geſetzt, und der Mann verfiel mit dem Ausruf: „das hat mein Feind gethan!" in Krämpfe, weniger um des Thieres willen, als weil er ſich behext

* Bei Gelegenheit einer Ruhrepidemie im vorigen Jahr habe ich mehrere Beiſpiele erfahren, daß ſolche Gelüſte der von der Natur gewieſene Weg zur Heilung waren.

glaubte, und war nach Jahresfrist noch nicht geheilt. Die Neger sind auch hier Meister im Zaubern und Beheren, und es ist ein Hauptmittel, dem welchem sie Uebles wollen, eben Schlangen ins Haus zu lassen. Dieser Haß gegen die Schlangen geht durch alle Völker; wie bei uns schlägt sie Jedermann todt, der ihnen begegnet, und auch auf Haiti werden sie erschlagen und unter Haufen Steinen begraben, was zugleich ein Verwahrungsmittel gegen jederlei Weh ist.

Als ich von meinem Unwohlsein genesen, war inzwischen das Dampfschiff abgegangen, und ich machte nun die Erfahrung daß St. Thomas, so hübsch es ist, doch wenig Unterhaltung bietet. Die Geselligkeit an einem Orte, wo Alles nur dem Erwerb nachgeht, ist nur gering, gar viele sind auch gar nicht verheirathet, und jedenfalls nicht heimisch dort, und so liebenswürdig sich Einzelne gegen mich erwiesen, so blieb doch manche Stunde namentlich in der Hitze des Tages unausgefüllt. Eine sehr gut ausgestattete Leseanstalt, das St. Thomas Athenäum, bot allerdings einige Beschäftigung und selbst reichliche deutsche Lektüre, aber es gibt auf Reisen keine ärgere Geduldsprobe als still liegen zu müssen, und auf einen Zeitvertreib angewiesen zu sein dem man in der Heimath eben so gut nachgehen könnte. Gerade das Inselleben hat daneben die Eigenthümlichkeit, daß man sich in so manchen Richtungen beschränkt

fühlt, dabei aber auch den Reiz der unbedingten Abgeschiedenheit, denn es kann nichts Unerwartetes von außen oder von fernher an uns kommen, ohne daß wir wenigstens das Schiff welches es trägt, stundenlang vorher erspäht haben. So wie alle Seeplätze gewährt eine Insel dagegen auch das Gefühl, daß man einen geraden und geebneten Weg zur Heimath hat, den man, wenn man es wollte, jeden Augenblick antreten könnte.

In jenen Tagen stand die Sonne ungefähr senkrecht über St. Thomas das unter 18° N. B. liegt, um von da an bis zum 21. Juni nordwärts zu gehen, und im Monat Juli abermals in jene Stellung zurückzukehren. So merkwürdig dieses Phänomen für den Nordländer ist, so wenig würde es der gewahr werden, welcher auf solche Dinge an sich nicht viel achtet; die Sonne indem sie so hoch oben steht, wird eben viel weniger sichtbar als bei uns, wo sie fortwährend unter dem Hutrande weg einem ins Gesicht scheint, und auch in den Zimmern wird sie in der Mitte des Tages gar nicht lästig; dafür sind die Straßen recht schattenlos, und wenn man nach seinem eigenen Schatten sieht, so glaubt man Peter Schlemihl's Schicksal zu theilen, so sehr ist er zur Unscheinbarkeit zusammengeschrumpft. Wären die Sommertage in den Tropen so lang wie bei uns, so würde die Hitze vollends unerträglich werden, und die Weisheit dieser Einrichtung, deren Gegensatz,

die langen Sommertage in den Polarländern, ebenso eine Wohlthat sind, wird dem Beobachter recht einleuchtend; die gleiche Länge der Tage, da im günstigsten Falle die Sonne gegen 7 Uhr schon untergeht, wird aber ebenso ermüdend wie die Gleichheit der Jahreszeiten. Was die kürzere Dämmerung in den Tropen betrifft, so gewöhnt man sich so schnell daran, daß ich oft geneigt war die Existenz dieser Verschiedenheit, in einem erheblichen Grade wenigstens, in Abrede zu stellen; als ich aber in unsere Zone zurückgekehrt war, wurde mir die Länge unserer Dämmerstunden sehr auffallend.

Westindien steht gegen Ostindien sehr zurück in den Schutzmaaßregeln gegen die Hitze, und die pedantische Herrschaft des schwarzen Fracks und Rocks ist hier noch unangetastet, während dort die weiße Jacke fast ohne Ausnahme als Gesellschaftsanzug Geltung hat; alle die künstlichen Fächeranstalten sind eben so unbekannt, und nur die sinnreichen Vorrichtungen zum Kühlen der Getränke sind Gemeingut, fürs Wasser poröse Gefäße die durch die stete Verdunstung Kälte erzeugen, für den Wein gestrickte Höschen, welche jeder Flasche angezogen werden, und fortwährend befeuchtet ebenfalls kühlende Verdunstung erzeugen. Pures Wasser ist fast allgemein verpönt, und man versetzt es mit Cognac in den englischen, mit Rothwein in den französischen Colonien; das mag da wo es nur Cisternenwasser gibt, nützlich

ſein, iſt aber gewiß an und für ſich ſchädlich, wiewohl der Fremde gegenüber eindringlichen Warnungen nicht leicht den Muth faßt gegen die allgemeine Diät zu handeln. Die Unſitte alle Speiſen mit ſcharfen Gewürzen zu bereiten, iſt als hauptſächlich engliſche Sitte im Orient und Occident gleich groß, und täuſcht wie alle ſtimulirende Mittel eine Weile, bis ſie hinterher deſto größere Abſpannung der Organe hervorruft; unvernünftig iſt jedenfalls das Princip, den Appetit der bei der Hitze gering iſt, durch ſolche Mittel zu reizen; die Engländer aber die nicht nur auf dem europäiſchen Continent gerade ſo leben, als wären ſie in England, treiben es in den Tropen gerade ſo und verſchmähen im Vertrauen auf ihr Calomel jede Warnung die die Natur ſelbſt gibt; in dieſer Hinſicht iſt es in Oſtindien am ärgſten, von dort kommen aber auch die Leute nach zwanzigjährigem Aufenthalt ohne Leber und, wie ich einen kannte, ohne Magenhäute zurück.

Allgemein iſt die Herrſchaft des Regenſchirms; jeder Vernünftige vermeidet in der Hitze auszugehen, iſt es aber nöthig ſo iſt der Schirm der unerläßliche Begleiter, und Jemand der ohne ihn ginge würde eben ſo angeſtaunt werden, wie Jemand der bei uns ſich dieſen Schutz gegen Sonnenſtrahlen vergönnen wollte. Man führt ihn ſelbſt zu Pferde, und es iſt in der That mit dem tropiſchen Sonnenſtich, der Gehirnentzündung,

Wahnsinn, ja augenblicklichen Tod hervorruft, nicht zu spaßen; diesem und dem unvorsichtigen Genuß von Obst fallen die meisten neuen Ankömmlinge zum Opfer. In Westindien trägt man Strohhüte, und legt ein kühlendes frisches Blatt hinein, in Ostindien hat man in sehr zweckmäßiger Nachahmung des orientalischen Turbans weiße wattirte Ueberzüge über die gewöhnliche Mütze. An Kopfschmerz, den ich sonst kaum kenne, litt ich in der Hitze ziemlich viel.

Die Temperatur den Tag über fand ich in den Küstenländern des Südens mit merkwürdiger Regelmäßigkeit in der Mitte des Tages 26° R., wohl ein wenig mehr, nicht leicht weniger, und in der Nacht geht das Thermometer kaum auf 22° höchstens 20° herunter; der verbreitete Glaube, daß die Nächte kühl wären ist sonach ganz irrig. Man transpirirt fortwährend Tag und Nacht, und zwar selbst auf der Oberlippe und der obern Seite der Hände; hört der Schweiß auf so ist man krank, und wenn ein mehrmonatlicher Aufenthalt in der heißen Zone z. B. durch eine Excursion ins Hochgebirge unterbrochen wird, so fühlt man sich durch den Wahn man müsse krank sein, förmlich beängstigt; selbst nach Deutschland hat mich dies letztere Gefühl in der ersten Zeit verfolgt. An der See ist die Hitze übrigens nie ganz trostlos, denn gerade in der wärmsten Zeit des Tages strömt die kühlere Seeluft in die durch die hohe

Wärme der Erde erhitzten und verdünnten Luftschichten über, und man erwartet mit heißer Sehnsucht den Moment des immer sehr regelmäßig eintrefenden Seewindes. Nachts strömt dann der warme Landwind aus dem Innern zurück, und weit entfernt zu kühlen, wird er in Haiti selbst zur Landplage. Die ärgste Hitze findet man daher im Binnenlande, besonders in engen Thälern und Kesseln, und das Schlimmste sind die heißen Winde, die z. B. in Indien monatelang aus Südwesten über die ausgedörrte Gegend hinwehen.

Im Allgemeinen ist es in der heißen Zone, und wenn Sonne und Mond von oben scheinen, heller als bei uns, und die Augen fühlen sich dadurch angegriffen; der Mondschein verbreitet unglaubliche Helle, ich wiederhole aber hier daß ich das tiefe Blau und die malerische Beleuchtung in mittleren Breiten glaube schöner gesehen zu haben, was mir auch einmal auf Cuba ein Maler bestätigte. Der „gute Mond" ist in den Tropen gar nicht so harmlos wie in unserer lyrischen Poesie, nicht nur daß seine Einflüsse auf die Natur stark hervortreten, sondern auch die Menschen haben sich vor ihm zu hüten. In ersterer Beziehung gilt, daß es in ganz Westindien unmittelbar vor und nach dem Vollmond des Nachts nie regnet, selbst in der Regenzeit, was ich in Port-au-Prince selbst beobachtet habe; Fleisch dem Mondlicht ausgesetzt, fault schnell, und Holz bei zunehmendem

Monde gefällt hat keine Dauer. Vielerlei Erzählungen von schädlichen Folgen, welche der Mond namentlich auf Schläfer unter freiem Himmel, auf Deck des Schiffes u. s. w. haben soll, sind mir von erfahrenen und zuverlässigen Leuten mitgetheilt worden, so daß ich nicht füglich daran zweifeln kann; Einigen soll das Gesicht schwellen, aber auch ernstliche Krankheiten, dem Sonnenstich analog, daraus hervorgehen.*

Den Mond sah ich schon in Habana, unter 23° nördlicher Breite im Zenith stehen, was bei dem Verschwinden der Schatten eine eigne geisterhafte Beleuchtung bewirkt, es muß sich aber dieses für den Nordländer sehr interessante Phänomen unter Umständen auch mehrere Grad weiter nördlich zeigen, da bekanntlich die Mondbahn über die engeren Gränzen des Thierkreises hinaus schweift. Sehr auffallend ist der Anblick der horizontalen Mondessichel in Ländern niedriger Breiten, es liegt nämlich der zunehmende Mond wie er sich am Abend, nach seiner Culmination zeigt so: ☽, und ebenso der abnehmende Mond im Aufgehen; die Sache erklärt sich sehr einfach, so sehr sie anfangs verwirrt, aus der Stellung des Thierkreises, welcher bei der Annäherung der Himmelspole an den Horizont sich dem Zenith mehr nähert.

* Vergl. Psalm CXXI, 6., „daß dich des Tages die Sonne nicht steche, noch der Mond des Nachts."

In St. Thomas beobachtete ich auch zum Erstenmal mit Muße das berühmte südliche Kreuz,* welches sich in dieser Breite zwar immer noch tief im Süden, aber doch in vollem Glanze zeigt. Wenn es gerade aufrecht steht, ist seine Erscheinung allerdings in die Augen fallend, man kann aber nicht sagen daß es etwa dem ganzen südlichen Himmel eine ausgezeichnete Zierde verleihe; einerseits ist es von sehr geringer Größe, da seine Höhe kaum so groß ist als die Entfernung der zwei äußersten Sterne im Schweif des großen Bären, und ferner befindet es sich an einem so überaus prachtvollen Theil des Himmels, daß es nur als ein kleiner Bestandtheil dieser Pracht gelten kann. Es steht zwischen den Füßen des Centauren, eines sehr schönen Sternbildes, an welches sich das Schiff, der große und kleine Hund und Orion auf der einen Seite, auf der andern Seite der Scorpion anschließt. Ich möchte vielmehr den Scorpion als das schönste und auffallendste unter den bei uns nicht sichtbaren Sternbildern bezeichnen, zugleich ist er ein wirkliches Bild zu dem gewählten Namen, und Jeder der überhaupt weiß daß es einen Scorpion am Himmel gibt, wird ihn auf den ersten Blick entdecken. Auch der Glanz der Sterne ist in den Tropen unverhältnißmäßig stärker als bei uns.

* Das wahre auffallende Kreuz am gestirnten Himmel ist vielmehr der bei uns fast immer sichtbare Schwan.

Fünfter Abschnitt.

Die kleinen Antillen — Martinique — Grenada — Barbadoes.

Am 17. Juni trat das Dampfschiff Trent, Capt. Borer, die Reise nach den südwärts gelegenen Inseln an; ich hatte mit vieler Freude dieses Schiff, auf dem ich schon die Reise von Santiago de Cuba bis Jacmel gemacht, wieder begrüßt, und die Freundlichkeit des Capitains, welche bald angenehme Bekanntschaften mit den Passagieren vermittelte, war mir von großem Werth. Es ist bekannt was es bei den Engländern heißen will, eine Introduktion von guter Beschaffenheit zu besitzen; der englische Gentleman ist vor einer solchen eben so zurückstoßend, als späterhin entgegenkommend, und die Zuverlässigkeit seiner Freundschaft wiegt das Unangenehme jener Manier auf, an welche sich freilich der Deutsche nicht ganz leicht gewöhnt. Nichts schadet aber in den Augen des Engländers dem Unbekannten mehr als Zuvorkommenheit, die geradezu als Zudringlichkeit

ausgelegt wird, und man thut klüger ganz auf die Einleitung ſolcher vorübergehender und oberflächlicher Bekanntſchaften zu verzichten, die mit Franzoſen ſo unendlich leicht angeknüpft ſind; wer ſich indeß in die engliſchen Sitten finden gelernt hat, wird in dieſem wie in tauſend andern Punkten die Beobachtung machen, daß dies praktiſche Volk in ſeinen Sitten immer das Richtige gewählt hat. Den Bekanntſchaften auf der Trent verdankte ich nicht nur einige angenehme Reiſetage, ſondern auch ſpäter noch auf der Inſel Grenada den Genuß einer ſehr werthvollen Gaſtfreundſchaft.

Die Royal Mail Steam Packet Company, welche damals von Dampfſchiffen erſter Größe allein 11 beſaß, iſt eines der großartigſten und wohlthätigſten Unternehmen dieſer Art, und hatte Weſtindien und die Küſten Mittelamerika's mit einem Netz von Verbindungslinien überzogen, die für dieſen Welttheil völlig unſchätzbar waren. Von Southhampton aus bot ſich monatlich zweimal Gelegenheit über Madeira nach Weſtindien zu gelangen; in 21 Tagen erreichten die Schiffe Barbadoes, berührten alle engliſchen Colonien von einiger Bedeutung, bis nach Guiana hinunter, außerdem Haiti, Cuba, Puerto Rico, Mexico, die franzöſiſchen Inſeln, St. Thomas, die Küſten von Nueva Granada, und kehrten über Bermuda, oder abwechſelnd über die Azoren zurück; durch geſchickte Verſchränkung der einzelnen Curſe war es möglich von

den meiſten dieſer Plätze nach jeder Richtung zweimal monatlich zu reiſen und zu correſpondiren, und die Sicherheit und Pünktlichkeit des Dienſtes war ſo groß, daß die Schiffe faſt mit der Minute eintrafen. Nicht nur als Bringer der europäiſchen Poſten- waren ſie überall hoch willkommen, ſondern ſie repräſentirten in den trägen, leider zum Theil auch verarmten Colonien die europäiſche Regſamkeit und Civiliſation, ſie brachten Leben in den Verkehr, und wer einmal von dem zähen und magern weſtindiſchen Rindfleiſch ſich an ächt engliſchem Roaſtbeef erholen wollte, der konnte nirgends beſſer dazu kommen als auf dieſen Schiffen, auf denen Alles großartig und ſolid war. Ganz beſonders angenehm war dieſe Reiſegelegenheit auf der Strecke die ich jetzt vor mir hatte, nämlich nach den Inſeln über dem Winde (Windward Islands). Wind und Strömung ſind von der Oſtküſte Südamerika's herauf dem Reiſenden fortwährend in einer Weiſe entgegen, die die Benutzung von Segelſchiffen ſo langweilig als unſicher macht; ein ſolches Dampfſchiff war aber nicht viel anders als ein Omnibus, auf dem man pünktlich und bequem an ſein Ziel gelangte.

Der Zuſchuß welchen die engliſche Regierung der Geſellſchaft für die Beförderung der Royal Mail leiſtete, betrug nicht weniger als 240,000 Pfd. St. jährlich, und dieſe ſchöne Summe mußte manchen Ausfall auf den Fahrten

zwiſchen den einzelnen Colonien decken; dafür war an Bord jedes Schiffs ein Agent der Admiralität, welcher das Poſtweſen beſorgte und die pünktliche Abfahrt überwachte. Dieſe Einrichtung beſteht bei allen großen engliſchen Dampfſchifffahrtslinien, und ſie ſind auch alle verpflichtet in Kriegsfällen ihre Schiffe zum Gebrauch des Staats hinzugeben.

Die Trent, eines der ſchönſten Schiffe der Geſellſchaft (ſie ſind alle nach engliſchen Flüſſen benannt) hatte 1900 Tonnen und 400 Pferdekraft, und war ein Zweidecker, 250 Fuß lang, und mit den ſtattlichſten Räumen verſehen; die Kajüte hätte keinen üblen Tanzſaal abgegeben, aber das Vortrefflichſte waren die Privatkajüten, deren jeder Paſſagier eine für ſich hatte, über 7 Fuß im Gevierte, hoch und luftig, wie es das Klima erfordert; namentlich die auf dem obern Deck, deren Luken man faſt nie zu ſchließen brauchte, waren muſterhaft gut, und ſelbſt am Tage ein ſehr angenehmer Aufenthalt; das obere Deck war, da alle Arbeit und aller Schmutz auf das zweite Deck verbannt war, ganz frei für die Paſſagiere, und ein unübertrefflicher Spaziergang. Dabei herrſchte eine Ordnung und Reinlichkeit, die auf keinem Kriegsſchiff größer ſein konnte. Uebertroffen wurden dieſe Schiffe nur etwa durch die oſtindiſche Linie, aber dieſe waren bei weitem weniger luftig und bequem für den Einzelnen.

Wenn ich an der ganzen Sache etwas ausſetzen ſoll, ſo iſt es die übergroße Bequemlichkeit und Ordnung, die den Reiſenden ganz außer Bereich von Mühſeligkeiten und Abenteuern brachte, mit denen doch das Reiſen in ſo fernen Ländern gewürzt ſein muß. In der That ragte der europäiſche Comfort ziemlich weit in die weſtindiſche Welt hinein, und ſelbſt ein Guide book, mit der größten Pedanterie geſchrieben, beglückt den Fremden mit einer ſolchen Maſſe von Anweiſungen zu bequemem und ſicherm Reiſen, daß er fähig iſt die ganze Tour ohne ein außergewöhnliches Erlebniß zurückzulegen, aber auch Gefahr läuft ſich von Anfang bis zu Ende nicht aus dem Kreiſe heimiſcher Anſchauungen loszumachen; das letztere freilich will gerade der Engländer, nur macht es einen gar zu ſeltſamen Eindruck, wenn manche Weſtindien gerade ſo bereiſen wie den Rhein, das Buch mit roth leinenem Einband Tag und Nacht in der Hand, und blind für Alles was dort nicht verzeichnet ſteht.

Bald nach der Ausfahrt paſſirten wir das däniſche Inſelchen St. Jan oder St. John, und waren ſchon nach drei Stunden vor Tortola, der Hauptinſel der Gruppe der ſog. Virgin Islands, zu denen auch St. Thomas gehört; die Gebirgsformation dieſes Gewirres von Inſeln und Inſelchen erinnert wieder ſehr an die Südküſte von Cuba, und ſie bilden eine faſt ununterbrochene Reihe. Um Tortola zieht ſich ein weiter

Kreis von Felſen und Inſeln, und bildet einen natürlichen Kriegshafen, der Flotten von 400 Schiffen aufnehmen kann, und oft als Zuflucht diente. Einige der Inſeln ſind dürre Klippen, andere herrlich bewachſen; Tortola ſelbſt nimmt ſich ſehr romantiſch aus, iſt aber für den Anbau zu wild und bergig; die Stadt iſt unſcheinbar und kaum bemerklich, und das Leben dort ſoll ſehr armſelig ſein. Ueberhaupt hat dieſe ganze Inſelgruppe für England nur den Werth jenes unübertrefflichen Kriegshafens, der vollkommenen Schutz gewährt, und zugleich bei der Tiefe der Kanäle zwiſchen den einzelnen Inſeln von allen Seiten leicht Zugang bietet; ſein Seitenſtück iſt Hongkong, ebenfalls an ſich ein dürrer unfruchtbarer Beſitz, aber eben ſo günſtig zur Verſammlung einer großen Flotte.

Am 18. früh waren wir auf der Höhe von St. Chriſtopher, gewöhnlich St. Kitts genannt. Dieſe ſchöne, abermals engliſche Inſel lag vor uns, als ich beim Erwachen den Kopf aus unſerer Arche hervorſtreckte. Ein ſchöner großer Halbkreis, im Vordergrund reiches Zuckerland durch ſein helles Grün ausgezeichnet, dahinter die hohen Berge von ſchon bekannter vulkaniſcher Form; einer derſelben, Monkey Hill iſt durch das Vorkommen von Affen merkwürdig, welche ſonſt in Weſtindien ſich faſt nirgends finden. Bei dem Städtchen welches ſich in der Ebene ausbreitet und gar freundlich

im Grünen liegt, ſenken ſich die Bergketten ganz ins flache Land hinab, und laufen von dort aus nach den beiden Enden der Inſel in dem gedachten Halbkreis, welchen nach Süden der hohe Pik der Inſel Nevis beſchließt.

Schon um ½9 Uhr lagen wir vor Nevis ſtill. Dieſe allerliebſte Inſel iſt nur eine halbe Stunde von der Südſpitze von St. Kitts entfernt, und iſt ſehr klein aber anmuthig; das Ganze iſt trefflich angebaut, bis auf einen hohen gewaltigen Berg in der Mitte, deſſen Spitze in die Wolken reicht.

Nachmittags ½ 3 Höhe von Montſerrat. Dieſe Inſel, klein und unbedeutend wie ſie iſt, nimmt ſich doch von der See her gut aus; ſie hat weniger flaches Land, und die Zuckerfelder ziehen ſich an den Bergen hin. Letztere ſind rauh und zerklüftet, und ihre Häupter in Wolken gehüllt; das finſtere Wetter welches wir im Augenblick hatten, begünſtigte den Totaleindruck. Kurz vorher paſſirten wir die unbewohnte Felſeninſel Redonda, ein ſeltſames Stück Welt von ſchroffem Ausſehen. Die Bai bildet einen hübſchen weiten Bogen, iſt aber dafür der Brandung ſehr ausgeſetzt. Wir ſteuerten nun wieder nach Nordoſten, Antigua zu, wo wir Abends in der Dunkelheit vor der Stadt Engliſh Harbour anhielten.

Am 19. Morgens 6 Uhr lagen wir vor Baſſe Terre auf Guadaloupe; hübſches Ufer, flach, dann

hügelig, im Hintergrund eine hohe Bergreihe, begrenzt im Süden durch die Souffrière, einem kegelförmigen 5000 Fuß hohen Vulkan, deſſen rauchenden Gipfel uns leider der Nebel verbarg. Die Stadt iſt hübſch gebaut; der öſtliche Theil der Inſel, eigentlich eine Inſel für ſich, hat das unglückliche Point à Pitre, welches vom Erdbeben zerſtört wurde, zur Hauptſtadt. Bald hinter Guadaloupe folgt eine Anzahl Klippen und Inſeln, die Saintes, und in der Ferne ſieht man ſchon die hohen Berge Dominica's. Wir hatten Sturm und Regen in der Nacht gehabt, und auch am Morgen war die See noch ſehr bewegt; ſo wenig mich die Seekrankheit mehr ſchreckte, ſo übel waren beſonders ein paar Nonnen daran, welche hier das Schiff beſtiegen. Die armen Weſen waren erbärmlich krank, und doppelt bejammernswerth weil die profane Schiffsgeſellſchaft an ihrem Elend und an der Aengſtlichkeit mit der ſie ſich zwiſchen ſo vielen Anläſſen des Aergerniſſes bewegten, offenbar mehr Spaß als Mitleid hatte.

Mittags ½ 12 Höhe von Dominica, Hafen von Roſeau. Dieſe Inſel, an deren Küſte wir ſchon zwei Stunden entlang geſegelt waren, iſt ſehr gebirgig, und hat große Gipfel und romantiſche Schluchten. Die Stadt iſt klein, aber hübſch am offenen Seeufer gelegen; gleich dahinter erheben ſich die Berge, deren vorderſter mit einem Plateau endigt, wo nach weſtindiſcher Weiſe

die Kasernen der Garnison sind. Dominica ist eine der größern Inseln, aber nicht fruchtbar. Einige Neger kamen an Bord um lebendige Herkuleskäfer und Ochsenfrösche feil zu bieten; leider konnte ich mich mit dieser Waare nicht beladen.

Am 19. Abends kamen wir vor St. Pierre auf Martinique an, und ich sagte hier meiner angenehmen Reisegesellschaft Lebewohl, um meinem Plan gemäß auf dieser französischen Insel einen Aufenthalt zu machen. Weil es schon dunkel war, ließ der Capitain eine Kanone abfeuern und so stieg ich unter großem Pomp ins Boot, das mit Weibern und Gepäck bereits überfüllt war; vier kräftige Ruderer brachten uns indeß bald dem Lande nahe, von wo wir schon von ferne her ein fürchterliches, abenteuerliches Gebrüll hörten, das uns Alle in die größte Verwunderung versetzte. Als wir nun herankamen, verwandelte sich dieses Geheul in ein betäubendes Hurrah aus wohl hundert Negerkehlen, und in einem Augenblick stürzten sich alle die schwarzen Gesellen in die See, umringten unser Boot, und schrieen uns mit greulichen Geberden an. Man hätte denken mögen wir wären unter die Menschenfresser gerathen, ihre Absicht war aber, wie wir bald inne wurden, die friedlichere unser Gepäck zu tragen. Der Kahn saß auf dem sandigen Ufer fest, wir, das heißt wir männliche Passagiere, eine junge Dame, die zwei Nonnen und eine alte farbige

Frau, ſahen die Gefahr ein daß in einem Nu all unſer Gepäck verzettelt und verloren ſein würde, und ſtellten uns deßhalb in Schlachtordnung, die Ruderer voran, die Weiber in der Reſerve; ſo rückten wir tobend und fluchend gegen die Dämonen an, und hieben rechts und links auf die welche eben ein Stück ergreifen wollten, die Bootleute namentlich verſtanden keinen Spaß und theilten mit ihren Rudern wahrhaft dröhnende Hiebe aus. Hier ſah ich zuerſt ein, wie Fluchen, ſonſt eine häßliche Sitte, zur Tugend werden kann, und wie jede Redeweiſe ihre Zeit und ihren Ort hat; ein paar kräftige Verwünſchungen auf engliſch, franzöſiſch oder ſpaniſch erſparten immer einen Hieb, aber dennoch erlahmte bald meine Zunge wie mein Arm, und ehe ich mich's verſah, war ich von einem halben Dutzend Arme gepackt, und im Triumph durch die Brandung ans Ufer getragen. Am übelſten erging es der alten Frau; ſie wurde förmlich niedergerannt, und wie ſie ins Boot fiel, entrollte ihrer Hand das Geräth, welches ſie als Hülfe bei der Seekrankheit mit ſich führte,* und fand klirrend ſein Ende. Auf feſtem Grund angelangt, fanden wir zum Glück die Myrmidonen des Zollamts eben ſo eifrig beſchäftigt, den

* Gelehrte Anmerkung. Dies Geräth, für welches ich keinen ſchicklichen Namen finde, welches aber das Corpus juris (L. 25, §. 10. D. XXXIV. 2.) zum mundus muliebris zählt, iſt der ſtete Begleiter des creoliſchen Reiſenden namentlich im ſpaniſchen Südamerika.

Negern ihre Beute wieder abzujagen, und so zogen wir nach einer oberflächlichen Visitation unseres Gepäcks, und wider Erwarten ohne ein einziges Stück zu vermissen, in die Stadt ein, wo ich mir das Hotel de l'Europe, als einen Gasthof von exotisch klingendem Namen erwählte.

St. Pierre, die wichtigste Stadt der Insel, wiewohl nicht sie, sondern Fort Royal der Regierungssitz ist, zählt etwa 25,000 Einwohner, und ist somit wohl die größte Stadt der kleinen Antillen. Die Häuser sind europäischen sehr ähnlich, die Straßen eng, krumm und winkelig, aber leidlich beleuchtet und gepflastert; der Wasserreichthum der Insel sowie die abschüssige Lage der Stadt machen die Einrichtung möglich, daß durch die Mitte aller Straßen in einer Gosse beständig lebendiges Wasser läuft; eine große Wohlthat, welche die Einwohner zur Uebelthat verwandeln, indem sie mancherlei Gefäße darin auswaschen, so daß es wünschenswerth ist nicht hineinzufallen. Die Stadt ist trotz ihrer Enge hübsch und freundlich, einige Plätze sind mit Bäumen bepflanzt, und man findet auch einige leidliche öffentliche Gebäude. Ueberall zeigt sich viel Geschmack an öffentlichen Anlagen, ein Ding das man in Westindien sehr vermißt; diese und die wahrhaft großartige Umgegend machen den Aufenthalt sehr angenehm. Hinter der Stadt erheben sich alsbald hohe Berge, welche man

zu Pferd auf einem vortrefflich angelegten Wege erſteigt; oben fängt dann ein Hochland an, welches die ſchönſten Zuckerpflanzungen enthält, und eine herrliche Ausſicht auf Stadt, Land und See beherrſcht. An dieſem Wege liegt auch der botaniſche Garten, ein einzig ſchönes Etabliſſement in eine Schlucht des Gebirgs verſenkt, ſehr ausgedehnt und durch ſeinen Ueberfluß an Waſſer und ſeine natürliche Lage außerordentlich kühl. Der Gartenkünſtler Hirſchfeld beſchreibt die Erforderniſſe eines Morgen-, Mittag- und Abendgartens; der tropiſche Garten wie er ſein ſoll, kühl, ſchattenreich und üppig findet hier ſein Ideal, und man ſieht was in der tropiſchen Natur aus einer ſolchen Anlage gemacht werden kann; aber es iſt faſt der einzige Garten der Art den ich in ganz Amerika geſehen habe.

Ich bin nicht ſelten gefragt worden, was mich zu ſo ausgedehnten Reiſen ohne einen beſtimmten wiſſenſchaftlichen Zweck bewogen habe, und wenn ich mir ſelbſt darüber klar zu werden ſuchte, ſo kam ich meiſt auf ganz geringfügige Anſtöße zurück, die den entſcheidendſten Einfluß auf meine Plane gehabt haben: nach China mag mich der ererbte Beſitz einiger chineſiſcher Kleinigkeiten halb unbewußt getrieben haben, nach Weſtindien und vielleicht überhaupt nach Amerika trieb mich der eigenthümliche Reiz den die Inſel Martinique für mich beſaß. Ich muß vorausſchicken, daß ich als Kind

als Schüler des ſchlangenkundigen Dr. Lenz in Schnepfenthal alle die merkwürdigen Verſuche und Kämpfe mit erlebt habe, welche dieſer treffliche Mann zur genauen Erforſchung der deutſchen Schlangen unabläſſig anſtellte; ſeine „Schlangenkunde," die Frucht dieſer Experimente ſtudirte ich mit leidenſchaftlichem Intereſſe, und da ich in derſelben las wie Martinique von der Schreckensherrſchaft der Lanzenſchlange in unerhörter Weiſe heimgeſucht ſei, fing ich an dieſe Inſel um dieſer Auszeichnung willen faſt zu beneiden, ſtatt zu beklagen, und eine Expedition dahin malte ich mir in der abenteuerlichſten Weiſe aus. Das waren Jugendträume, aber ihr Eindruck hatte ſich nicht ganz verwiſcht, und als ich nun den Ort dieſer Träume wirklich betrat, eilte ich mich mit den gefürchteten Lanzenſchlangen ſo ſchnell und ſo nahe als möglich in Relation zu ſetzen.

Das Maaß jener Schreckensherrſchaft iſt durch das Gerücht nicht übertrieben: die Lanzenſchlange, Trigonocephalus lanceolatus, Serpent fer de lance, iſt von allen Giftſchlangen faſt die größte, und bei ihrer Lebhaftigkeit und Schnelligkeit, wie bei ihrer ungeheuren Vermehrung wohl die ſchrecklichſte und verderblichſte; Exemplare von 6 Fuß Länge habe ich mehrmals geſehen, aber ſie wird bis 8 Fuß lang und faſt armsdick. Martinique und die engliſche Colonie Santa Lucia ſind die einzigen Orte wo man ſie gefunden hat, an dieſen

Orten aber ist sie so häufig, daß man staunt sie nur noch von Menschen bewohnt zu finden. Auf einzelnen Pflanzungen hat man mehrere 100 des Jahrs erschlagen, in der Umgebung von Fort Vauban in acht Jahren 2400, aus der Umgegend des Fort Royal werden jedes Vierteljahr an 700 gegen Prämie eingeliefert. Man nimmt die Zahl der jährlich durch Schlangenbiß Getödteten durchschnittlich auf 50 (unter einer Bevölkerung von weniger als 100,000 Seelen) an, aber binnen 7 Monaten des Jahres 1845 hatte man in einem einzigen Kirchspiel 18 Opfer der Lanzenschlange begraben. Hunderte werden jährlich gebissen, um vom Tode gerettet nur meist jahrelangen Leiden entgegenzugehen; das Thier ist so häufig, daß man ihm täglich begegnet, und als ich dem Direktor des botanischen Gartens den Wunsch aussprach einige zu besitzen, hatte er am nächsten Morgen eigenhändig in dem Garten selbst zwei gefangen, die eine 6, die andere 5½ Fuß lang. Nicht nur des Tags, sondern auch des Nachts treibt sie ihr Wesen, und Niemand auf der Insel wagt es sich auch nur einen Fuß breit von gebahnten Wegen zu entfernen, in den Bergen spazieren zu gehen, zu jagen oder einem ähnlichen unschuldigen Vergnügen zu fröhnen; sie klettert und schwimmt vortrefflich, kommt in die Höfe, Gärten und Häuser, und ist mit Einem Wort Herrin der Insel. Obgleich sie nicht völlig ohne Veranlassung angreift, so reizt sie doch schon die Bewegung des

Vorübergehenden oder die leiseste Berührung, und ihre Gewandtheit, ihre pfeilschnellen Bewegungen, ihre Giftzähne von 10 Linien Länge die durch jede Verwahrung dringen, erreichen das Opfer gewiß. Die meisten Gebissenen sind Neger die in den Zuckerfeldern, dem Lieblingsaufenthalt der Lanzenschlange, arbeiten; darum erinnert der Aufseher von Zeit zu Zeit mit lauter Stimme an die Schlangen; der Schreck, wenn eine Schlange gefunden wird, ist furchtbar: alle springen zurück, heulen und schreien, und der Muthigste wird dann beauftragt das Ungethüm zu erlegen. Die getödtete Schlange wird an einen Baum aufgehenkt; an einem besondern Baume im Innern der Insel hängt eine schauerliche Trophäe von wohl 300 dieser Ungeheuer.

Man sollte glauben, daß eine so entsetzliche Landplage die größten Anstrengungen hervorrufen müßte, sich derselben zu entledigen, daß die Aerzte Tag und Nacht auf wirksame Gegenmittel sännen, aber nichts von dem allen: man begnügt sich eine kleine Prämie auf erschlagene Schlangen zu setzen, statt durch Ausrottung von Dickichten, Verminderung ihrer Nahrungsmittel, der Ratten, Ansiedlung schlangenvertilgender Thiere Alles aufzubieten das Uebel an der Wurzel anzugreifen; in der That hat man den Versuch gemacht, den Sekretär, jenen hochbeinigen schlangenfressenden Falken aus Afrika, heimisch zu machen; ein paar Jagdliebhaber haben sich

den Spaß gemacht die ſeltenen Thiere wegzuſchießen, und da war man es auch zufrieden; es gehört in der That die volle creoliſche Indolenz dazu, den Beſitz dieſer Colonie mit der Lanzenſchlange zu theilen. Was die Aerzte betrifft, ſo ſind dieſe freilich zum Theil ſchuldlos, denn es iſt gegen die Landesſitte, bei ihnen Hülfe gegen den Schlangenbiß zu ſuchen; vielmehr vertraut ſich der Gebiſſene einem ſog. Panſeur, einem alten Neger an, der mit empiriſchen Mitteln oder abergläubiſchen Beſprechungen ſeine Kunſt verſucht; ſo groß iſt die Unvernunft, daß man, wenn mehrere Glieder gebiſſen ſind, nicht ſelten für jede Wunde einen eigenen Panſeur zu Rathe zieht, deren jeder ganz unabhängig von dem andern ſeine Kur anfängt. Selbſt die Vornehmen und Gebildeten verſchmähen die Hülfe des Arztes; ſo wurde vor zwei Jahren ein junger allbeliebter Mann aus den erſten Kreiſen von St. Pierre gebiſſen, drei Panſeurs wurden gerufen, ſie wandten ihre Mittel ſämmtlich zu gleicher Zeit an, und der Gebiſſene ſtarb, wo es denn freilich hintendrein an Thränen nicht fehlte.

Gegen dieſes Unweſen hatte ſich, unmittelbar vor meinem Beſuch, der verdienſtvolle Dr. Rufz erhoben, indem er ſeine Mitbürger vor jenen ſinnloſen Negerkuren öffentlich warnte, und zugleich anfing ſich mit der Pathologie des Schlangenbiſſes, den bisher üblichen Gegenmitteln gründlich zu beſchäftigen, und nach einem

ſpecifiſchen Heilmittel zu forſchen. Auf ſeine Aufforderung langten von allen Seiten Berichte und Krankengeſchichten ein, und er war nun beſchäftigt dieſen Stoff zu ſichten und theils in der Zeitung, theils in einem beſondern Werk dem Publikum vorzulegen; nach ſeinem eignen naiven Geſtändniß ſtand er zwiſchen den verſchiedenen ihm mitgetheilten Heilmitteln und Kräutern wie der Eſel des Sophiſten, ohne ſich noch über die Vorzüglichkeit oder auch nur Wirkſamkeit des einen oder andern entſchieden zu haben. Leider war Dr. Rufz krank, als ich in St. Pierre ankam, er empfahl mich jedoch dem Direktor des botaniſchen Gartens, Herrn Charles Barillet, welcher mich aufs Freundſchaftlichſte aufnahm, und ſofort mit mir ans Werk ging. Mr. Barillet, ein noch junger Mann voll Unerſchrockenheit und wiſſenſchaftlichem Eifer, erinnerte wirklich an meinen verehrten Dr. Lenz; er ſcheute ſich gar nicht den Schlangen, die denn doch ganz andere Beſtien waren als unſere thüringiſche Kreuzotter, zu Leibe zu gehen, und wenn er ſie auch freilich nicht wie Jener mit der bloßen Hand faßte, ſo war ihm doch jede verfallen, die er mit ſeiner eiſernen, drei Fuß langen Zange packen konnte: bei der Gewandtheit der Lanzenſchlange immerhin kein gefahrloſes Unternehmen. Er hatte vier ſchöne Exemplare in einem Drahtkäfig, und fing wie oben erzählt, ſofort noch zwei dazu, ſo daß wir zu unſern Experimenten wohl verſehen waren.

Es war hier freilich nicht ausführbar zur Erzielung einer ſichern Bißwirkung die Schlange nach Dr. Lenz's Anweiſung mit zwei Fingern hinter dem Kopfe zu packen, und ſo mußten wir uns begnügen, ſie auf einem offenen Platz frei auf die Erde zu ſetzen, und nur durch jene eiſernen Zangen uns gegen ihr Entfliehen zu ſichern; augenblicklich eilten die Schlangen mit lebhaften Bewegungen fort, indem ſie wohl die Hälfte des Leibes horizontal über der Erde frei trugen, und gegen jeden Gegenſtand der innerhalb dieſes Radius des freigetragenen Vorderkörpers ſich befand, wüthende und meiſt wohlgezielte Biſſe ſchnellten; dieſe Art der Bewegung, ſo ganz unähnlich jener der trägen und blödſichtigen Kreuzotter oder ſelbſt der Klapperſchlange, macht denn die Lanzenſchlange doppelt furchtbar, und wir ſelbſt, die wir mit den zu Opfern beſtimmten Thieren uns doch in der Nähe halten mußten, hatten alle Urſache auf unſerer Hut zu ſein: es gibt wohl kaum eine Gefahr die ſo ſchreckt, wie der tödtliche Biß einer Giftſchlange.

Ich gebe nun den Bericht meiner Experimente, bei welchen ein junger Arzt die blutige Hülfe des Schneidens und Secirens leiſtete. 1) Ein junger Hund von 3 Monaten wurde dicht hinter das rechte Schulterblatt gebiſſen, nach einer Minute die Wunde ſcarificirt und mit Chlorwaſſer eingerieben. Drei Minuten nach dem Biß lag er wie todt da, wir goßen ihm darauf, obgleich es

zu ſpät ſchien, einen halben Theelöffel mit Chlorwaſſer in eben ſo viel Waſſer ein, worauf er ſich erholte und wieder zu heulen anfing. Die Wunde war nicht ausgeſchnitten, und das Chlor innerlich zu ſpät gegeben. Starb nach 37 Minuten. Die gebiſſene Stelle ringsherum bis 1 Zoll weit ſchwarz. — 2) Paralleler Verſuch mit zwei erwachſenen jungen Tauben. Die erſte wurde in den Hals, über dem Bruſtbein gebiſſen, fiel nach 10 Minuten um, ſtarb aber wiewohl wir jeden Augenblick ihre letzten Zuckungen erwarteten, erſt nach 31 Minuten. Bei dieſer war kein Mittel angewendet, die andre hatte ich den Tag vorher nur mit Körnern und Brod gefüttert die in Chlorwaſſer geweicht waren. Sie wurde ſehr heftig in den Rücken gebiſſen, ſo daß die Schlange in den Federn hängen blieb. Sie wurde traurig, ſenkte die Flügel, fiel aber erſt nach 55 Minuten um, und ſtarb die Minute darauf. 3) Eine Ratte ſtarb kaum 2 Minuten nach dem Biß. — Die zu dieſen Verſuchen gebrauchte Schlange war ein prächtiges Exemplar von 5 Fuß, und ſehr bös und lebhaft; eine kleinere von 3 Fuß war nicht zum Beißen zu bringen, und war ſo träg, daß als ſie ſich wie ein Teller zuſammenrollte, eine Taube ſich auf ſie ſetzte ohne gebiſſen zu werden. Die nächſten Verſuche wurden mit einer friſchgehäuteten, ſehr lebhaften Schlange von 2½ Fuß gemacht. 4) Ein Kaninchen in die rechte Vorder-

pfote nahe der Schulter gebissen, wurde traurig, die Pfote schwoll stark. Starb ohne Anwendung eines Mittels in 2½ Stunden. Bei der Section fand sich eine große Anhäufung von schwarzem Blut um die gebissene Stelle, im Herzen Anhäufung von Serum. 5) Ein Kaninchen erhielt Chlorwasser innerlich, und wurde nach einer halben Stunde in den rechten Schenkel gebissen. Ein gleich experimentensüchtiger Zuschauer wie ich bemächtigte sich dieses Opfers, scarificirte nach 16 Minuten die Wunde, und rieb sie mit einem Aufguß von Aristolochia Gigas, einer afrikanischen Pflanze ein. Starb nach 6½ Stunden. 6) Ein Kaninchen erhielt in den vorher kahl gerupften Schenkel zwei sehr starke Bisse; unmittelbar darauf wurde Chlorwasser eingegeben, und die Wunde nach Dr. Lenz's Anleitung regelrecht ausgeschnitten und mit Chlorwasser ausgewaschen. Starb nach 9 Stunden. 7) Ein Kaninchen erhielt innerlich Aristolochia und wurde nach 10 Minuten, jedoch nur leicht, in den Rücken gebissen; die Wunde wurde scarificirt und mit demselben Aufguß eingerieben. War nach 20 Stunden noch am Leben.

Auf diese Versuche beschränkte ich mich, da bei einer Menge unberufener Zuschauer, und der Hast und Lebhaftigkeit der Franzosen gar keine Hoffnung war zu einem ruhigen und sichern Verfahren zu gelangen; in der That konnte ich nur auf den zweiten und sechsten

Verſuch einigermaaßen rechnen, erkannte aber in dieſen die vortrefflichen Wirkungen des Chlor doch wieder, wie ſie mir aus Dr. Lenz's Verſuchen bekannt waren; da ſich die Giftwirkung auch dieſer Schlange als das Blut zerſetzend darſtellt, ſo kann man annehmen, daß das Chlor hier vollkommen die Dienſte leiſten muß wie beim Otternbiß. Mir genügte es die Aufmerkſamkeit des Dr. Rufz, welcher leider ſeiner Krankheit halber nicht gegenwärtig war, auf dieſes Mittel gelenkt zu haben; er erkannte an daß das Chlor alle Beachtung verdiene, und verſprach weitere Verſuche anzuſtellen. Jedenfalls verdient nach obigen Reſultaten die Aristolochia Gigas dasſelbe, und vielleicht auch unſere in Deutſchland eingebürgerte A. Sipho. Barillet hatte das bekannte ſüdamerikaniſche Guaco in ſeinem Garten, man hatte auch Verſuche damit angeſtellt, es aber nicht erfolgreich gefunden.

Ein friſch erſchlagenes Weibchen, welches ich genau gemeſſen habe, war 6 Fuß lang, der Leib von der Dicke des Handgelenks eines ſtarken Mannes; Kopf 2 Zoll 8 Linien lang, an der breiteſten Stelle 2 Zoll 3 Linien breit und ſehr platt, Hals am Anſatz des Kopfes nur 8 Linien im Durchmeſſer; die auffallende dreieckige Form des Kopfes hat der Lanzenſchlange den Namen serpent ſer de lance gegeben, ihren deutſchen Namen rechtfertigt ſie durch ihre raſchen Bewegungen und ihre ſchlanke Geſtalt; der Schwanz war nur 8 Zoll lang und ſehr

dünn. Giftzähne 10 Linien, sie sollen aber 1 Zoll lang werden. Farbe dunkelgrau, unten hellgrau, hinter dem Auge ein großer schwarzer Strich, auf dem Rücken große schwarze unregelmäßige Flecken von 1 Zoll Durchmesser, an der Seite entsprechend kleine schwarzere Tupfen; die Farben wechseln sehr, eine Varietät ist gelb wie die Schlangenbader Natter (mit deren Habitus und raschen Bewegungen die Lanzenschlange überhaupt große Aehnlichkeit hat); diese sollen besonders bösartig sein.

Die Lanzenschlange lebt hauptsächlich von Ratten, verschlingt aber auch ganze Hühner; Barillet behauptet sie hätten bei ihm in der Gefangenschaft Ratten gefressen, was gegen die Sitte anderer Giftschlangen wäre, und schon deßhalb schwer glaublich ist, weil die Ungeheuer gar nicht aussehen, als wären sie über ihre Gefangenschaft sehr beruhigt; sowie man sich nur nähert züngeln sie und beißen voll Wuth zu. B. sagte auch sie hätten Milch bei ihm gesoffen; es ist bekanntlich eine große Controverse ob unsre deutsche Ringelnatter das thue, erwiesen ist es nicht, wird aber so oft erzählt, daß jedenfalls diese neue Bekräftigung erwähnenswerth ist; es ist überdies hier die allgemeine Sage, daß sie Milch naschen. Die Furcht der Eingebornen läßt sie 8—10 Fuß weit springen; nach allem was ich gesehen und gehört habe, glaube ich daß sie nicht über die Hälfte ihrer Körperlänge weit springt, sie schießt aber dann unglaublich

schnell zu, wobei sie aber auch oft fehlbeißt. Nach Versuchen und anatomischen Untersuchungen von Dr. Rufz sind Auge und Nase bei ihr sehr entwickelt, desto unvollkommener das Ohr.

Die Fabeln der Bewohner von Martinique über die Lanzenschlange sind endlos, und es spiegelt sich darin die abergläubische Angst, des gemeinen Mannes namentlich, vor dieser entsetzlichen Landplage. Ich gebe nur eine kleine Probe, die man mir sehr ernsthaften Gesichtes erzählte: die Lanzenschlange lebt mit allen Thieren des Feldes in Feindschaft, selbst mit der Natter, welche giftlos ist; die Natter wird gebissen, worauf die Lanzenschlange, von Reue ergriffen, in den Wald eilt und bald mit einem Blatt im Munde zurückkehrt, das sie heilend auf die Wunde der Natter legt. Gegen den Schlangenbiß gibt es kein besseres Mittel, als Aufschläge von Urin, Schlamm und Citronensaft. Man glaubt man hörte den alten Plinius reden!

Wie denn kein Uebel nicht auch seine gute Seite hat, so auch die Schlangenplage auf Martinique. Die Verwüstungen, welche die Ratten, eine Frucht der europäischen Colonisation, in den Zuckerfeldern und überhaupt anrichten, sind auf den meisten westindischen Inseln eine wahre Calamität, hier aber steuert ihnen die Lanzenschlange, deren Hauptnahrung die Ratten sind, in bedeutendem, sehr merklichem Maaße. Dieser

Umstand hat denn auf einen Pflanzer auf Guadaloupe zu dem verrückten und verruchten Einfall gebracht, dort ein Dutzend Lanzenschlangen als Rattenvertilger freizulassen. Zum großen Glück haben sie sich nicht eingewöhnt, wie überhaupt in der Beschränkung des Wohnorts dieser Schlangenart etwas sehr Eigenthümliches liegt. Das südamerikanische Festland besitzt in dem Trigonocephalus Lachesis eine nicht minder furchtbare, aber doch lange nicht so verbreitete Giftschlange derselben Gattung; in Guiana heißt dieselbe Bushmaster, und auch dieser Name deutet ihre Schreckensherrschaft über alles Lebendige in der Natur an.

Da an Ausflüge in das romantische Innere der zu sieben Zehntel unkultivirten Insel Niemand denkt, so führte auch mich mein Interesse an der Lanzenschlange nicht so weit, mich ihren Bissen in den Wäldern und Bergen auszusetzen; auch von Pflanzungen habe ich wenig gesehen, da das gesellige Leben der Colonisten sich nach französischer Art mehr auf die Stadt concentrirt. Der Ertrag der Insel an Zucker, Baumwolle, Cacao und Kaffee war sehr bedeutend, wird aber jetzt, nachdem die Februarrevolution die französischen Colonien ebenfalls mit einer übereilten Emancipation beglückt hat, sich eben so gestaltet haben wie auf den englischen Inseln. Das Zuckerrohr ist die Sorte von Tahiti; der Kaffee wurde im Jahr 1727 durch Fürsorge der Regierung aus dem

Orient hieher verpflanzt, indem man einige Bäumchen zu Schiff herüber brachte; als auf dieſem großer Waſſermangel eingetreten war, ließ der Capitain dennoch mit größter Gewiſſenhaftigkeit jedem Bäumchen täglich dieſelbe Ration Waſſer reichen, wie jedem der Mannſchaft, und hatte die erfreuliche Genugthuung ſie glücklich an ihren Beſtimmungsort zu bringen.

Ich geſtehe daß auf Martinique mein Eifer für die Schlangen dem für die Erforſchung der Negerverhältniſſe Eintrag that, ſo daß ich nichts über dieſelben zu berichten weiß; in die Augen fallend iſt die Schönheit der farbigen Frauen, welche durch das romaniſche Blut wieder einen ganz beſonderen Typus erhält; auch ihre Tracht, Schleppgewänder die ſie aufzuſchürzen pflegen, iſt ſehr maleriſch.

Man ſcheint in den franzöſiſchen Colonien die ſpaniſche Eiferſucht der Regierung gegen die Creolen nicht zu kennen, da letztere zu Aemtern gelangen, und auch in dem Comité consultatif, das aus Pflanzern beſteht, Einfluß auf die öffentliche Verwaltung üben. Die Charte von 1830 erſtreckte ihre Segnungen nicht auf die Bürger der Colonien, ſo wenig wie die ſpaniſche Conſtitution auf Cuba, auch waren ſie nicht in den Kammern repräſentirt, ſondern jenes Comité consultatif wählte Deputirte, welche die Colonie bei dem Marineminiſter vertraten. Nach der Julirevolution wurden die freien Farbigen den Weißen rechtlich gleich erklärt.

Die Creolen der französischen Colonien, wie die der spanischen, unterscheiden sich insofern wesentlich von den englischen und dänischen Colonisten, als sie ihren Wohnsitz als bleibende Heimath betrachten, ihre Kinder da erziehen, und die Früchte ihres Erwerbs da genießen. Es bildet sich dadurch jener Creolencharakter aus, den wir in Cuba kennen gelernt haben, der aber jedenfalls dem geselligen Leben ungleich förderlicher ist, als das wesentlich auf Gelderwerb und möglichst baldige Rückkehr nach Europa gerichtete Treiben der Andern. Man war überaus gastfrei und artig gegen mich, besonders Mr. Dieudonné an den ich empfohlen war, und der mich in alle Cirkel einführte; Mr. de Poncis, der reichste und angesehenste Mann von St. Pierre, machte namentlich ein allerliebstes Haus, wo wir sehr viel musicirten. Als Deutscher unter Franzosen ergötzte ich mich nicht wenig an der Bonhommie, aber auch an der Lebhaftigkeit meiner neuen Bekannten, und wir wurden sehr gute Freunde; nur wenn ich ihnen gestehen mußte, daß ich trotz meiner mancherlei Reisen Paris nie gesehen, wurden sie einigermaaßen irre an mir.

Der Franzose besitzt bekanntlich wenig Ausdauer gegenüber widrigen Umständen, und deßhalb wird der Schlag, welcher durch die Negeremancipation gegen ihre westindischen Inseln geführt worden ist, noch weit verderblicher wirken als auf den englischen Inseln, wo

Induſtrie und Unternehmungsgeiſt, freilich auf den Trümmern der alten zu Grunde gegangenen Beſitzthümer, einen erneuten Anlauf verſucht haben. Ich erinnere mich eines Franzoſen den ich bei Barillet kennen lernte, und dem ich ſagte: »Quel beau pays!« das war leider ſein Stichwort für einen langen und hochtragiſchen Monolog, in dem er die Schattenſeiten des weſtindiſchen Lebens ſelbſtquäleriſch hervorſuchte, um derentwillen er die Trennung von ma pauvre France bejammerte; zuletzt kam endlich das Entſetzliche an den Tag, das ihn in eine ſo ſchwarze Stimmung verſetzte: ſein Hauswirth, mit dem er einen Vertrag auf Verabreichung eines anſtändigen Frühſtücks für 2Fr. täglich abgeſchloſſen, hatte ſich an dieſem Morgen nicht entblödet ihn mit zwei weichen Eiern für ſeine 2 Fr. abzuſpeiſen.

In einem alten Buch fand ich die Leſefrucht, daß im Jahre 1765 eine deutſche Anſiedlung auf Martinique verſucht, von der Regierung ſehr begünſtigt, und derſelben auch eine Kirche erbaut wurde; ſie erlagen indeß dem Fieber, und die ganze Anſiedlung iſt ſpurlos verſchwunden. Die Todten beklagen ſich nicht, das iſt ein Troſt für unſere modernen Beförderer der Auswanderung nach Tropenländern.

Im Jahre 1775 waren die Verwüſtungen durch die Ameiſen ſo arg, daß die Colonie einen Preis von einer Million Francs auf deren Vertilgung ſetzte; es kam indeß Niemand ihn zu verdienen.

Da ich noch manche Inselstation vor mir hatte bevor ich mit den Colonien Westindiens abschließen konnte, so benutzte ich nach vierzehntägigem Aufenthalt am 5. Juli Abends das Dampfschiff Teviot zur Weiterreise nach Süden; damit entging ich denn auch dem Beginn der Regenzeit, die auf Martinique Mitte Juli einfällt und deren Nähe sich bereits durch schwüle Hitze ankündigte. St. Pierre nahm sich zum Abschied noch recht romantisch aus, wir passirten in der Nacht Santa Lucia, jene andere Schlangeninsel, und am Morgen lag St. Vincent vor uns, eine schöne Bai mit dem Städtchen Kingston, umkränzt mit steilen, hohen und zackigen Bergen, eine recht westindische Ansicht; den seit 1814 ruhenden Vulkan sahen wir nicht. An Becuja und der Inselgruppe der Grenadinen vorbei, die wir links liegen ließen, brachte uns das schnelle Schiff schon den Abend nach dem Hafen von St. George auf Grenada.

Grenada oder Granada ist dem Guide book zufolge die schönste Insel Westindiens, aber selbst wenn ich mich unterfange neben dieser Autorität eine eigne Meinung zu haben, möchte ich diesem Urtheil wenigstens nicht widersprechen. Abgesehen von manchem Blick ins Innere, den ich bei längerem Aufenthalt that, überrascht schon der erste Eindruck des Hafens und des Städtchens: ein steiler Hügel, von einem Fort gekrönt, springt ins Meer vor und bildet eine zweite Bai, der

Ort St. George windet sich um diesen Hügel herum, und liegt mithin theils nach außen, theils nach der innern Bai zu, in welche auch die Dampfschiffe einlaufen; sie ist geschlossen, und erinnert sehr an die Nebenbuchten der freundlichen Bai von St. Thomas. Das Städtchen selbst ist heiter, gut gebaut, und bietet von allen Punkten schöne Aussichten. Man hatte mir ein Wirthshaus, zum Bienenstock, Beehive genannt, empfohlen, wo ich mich bald wohnlich machte, und in dem behaglichen Gefühl den heillosen Lanzenschlangen entronnen zu sein, bei denen mir trotz aller Lust am Experimentiren doch unheimlich zu Muthe war, sanft einschlummerte. Aber ich war aus dem Regen in die Traufe gekommen, und das Schild des Hauses erwies sich als ein wahres Aushängeschild; in der That war ich hier in einen Bienenstock gerathen, in dem das Schlafen sich bald als eine Unmöglichkeit erwies; das Haus, eine alte hölzerne Barracke mit losen Brettern, Schmutz, Staub, Mäuselöchern u. s. w. beherbergte eine wahre Insektenhölle, in deren brennender Pein ich mich übler befand als es mir je ergangen. Ich vermeide es dem üblen Beispiel jenes Autors zu folgen, dessen Sinne auf einer italienischen Reise nur für Flohstiche empfänglich waren, und der obendrein den schlechten Geschmack hatte, das deutsche Lesepublikum in den ganzen Abgrund seiner Leiden blicken zu lassen; der wißbegierige Leser

wird im Jahrgang 1846 des „Auslands" die mit der ganzen Frische schmerzlich aufgeregter Empfindungen geschriebene Originalschilderung jener schrecklichen Nacht auffinden können.

Am nächsten Morgen ging ich den Capitain Leese, den „Superintendenten" der westindischen Dampfschifffahrt, welche hier ihre Centralstation hat, aufzusuchen; ich hatte die Bekanntschaft dieses liebenswürdigen Mannes vor Kurzem auf der Trent gemacht, und freute mich sehr ihn hier besuchen zu können; es konnte nicht fehlen daß ich mich über die Leiden der Nacht beklagte, als er mich sofort mit der freundlichen Aufforderung überraschte, meine Wohnung bei ihm zu nehmen, und nicht nur meinen düstern Aussichten auf noch mehr schlaflose Nächte ein Ende machte, sondern auch mir die Hoffnung auf einen wahrhaft angenehmen Aufenthalt eröffnete. Capitain Leese und ein Pflanzer, Mr. van Horne, ebenfalls ein Bekannter von der Trent her, machten mir die Honneurs der Insel Grenada in der liebenswürdigsten Weise und bewogen mich auch weit länger als meine Absicht gewesen, dort zu verweilen.

Von Capitain Leese's dicht am Hafen gelegenen Haus hatte man die einladendste Aussicht in die nahen Berge, auf die Forts welche den Hafen umgeben, die Landhäuser an den Anhöhen, und in der Ferne auf den Parnassus, einen sehr steilen, kühn geformten Berg.

Dieſe reizende Umgebung lockte denn zu manchen Ausflügen, auf denen Mr. van Horne meiſt die Freundlichkeit hatte mich zu begleiten.

Das Unangenehmſte bei dieſen Ausflügen war die gerade beſtehende Regenzeit; nicht als ob dieſelbe nicht hier wie überall von heiteren Stunden unterbrochen geweſen wäre, es fehlt aber auf dieſer Inſel die ſonſtige Regelmäßigkeit in den Zeiten des Tages wo der Regen beginnt, und während der wolkenloſe Himmel uns faſt täglich zu längeren Ritten verleitete, konnten wir ſicher ſein zur ungelegenſten Zeit von einem Platzregen überraſcht zu werden; daneben iſt ein Platzregen in den Tropen einem Wolkenbruch bei uns gleich, und man macht ſich kaum einen Begriff von den Waſſermaſſen die über den unglücklichen Wanderer ausgeſchüttet werden. In einer Woche fiel 1, 66″ Regen. Dazwiſchen iſt die Sonne ſo ſtechend, daß ich nicht ohne Beſorgniß war mir auf dem übrigens ſehr geſunden Grenada ein Fieber zu holen, von welchem ich jedoch glücklich befreit blieb.

Der Militärſtation Richmond Hill, auf einer Höhe oberhalb der Stadt gelegen, galt einer meiner erſten Ausflüge, wegen der prächtigen Ausſicht und der üppigen Natur in welche man ſelbſt in nächſter Nähe der Stadt ſich verſetzt findet. Nicht nur die Schönheit der Bergformen, welche Grenada mit den andern Inſeln gemein hat, ſondern namentlich die außerordentlich reiche

Vegetation ist eine große Zierde der Landschaften um St. George; Alles verräth die Nähe des Festlandes von Südamerika, eine Menge neuer Palmenarten, und große Abwechslung in den Formen der Gewächse. Bemerkenswerth ist das sog. Guinea-Gras, welches alle gerodeten Stellen überzieht und hier wild wächst; seine Farbe ist die des jungen Weizens, und es sticht sehr schön gegen die den Tropen eigenthümliche dunkle saftige Färbung des Laubes ab. In Santa Cruz wird es angebaut, und wie hier zum Pferdefutter benützt; in Martinique würden hunderte von Lanzenschlangen sich diese Strecken zum willkommenen Aufenthalt wählen, aber auf Grenada weiß man Gottlob! von diesen Ungeheuern nichts.

Die englische Regierung verlegt mit Vorliebe ihre Kasernen auf die gesunderen Anhöhen, und thut überhaupt Alles für ihre europäischen Truppen; so waren auf dem Weg nach Richmond Hill hinauf Schoppen erbaut zum Schutz gegen Regen und Sonne. Dabei mag sie auch wohl berechnen, was ihr ein Rekrut bis er an Ort und Stelle ist, kostet, und die durchschnittliche Sterblichkeit von 12 % der Ankömmlinge in Westindien trotz aller Fürsorge, ist arg genug und ein verständlicher Wink für Freunde tropischer Auswanderung. Darum hatte man auch begonnen, große Transporte freier Neger herüber zu verschiffen, welche in Regimenter formirt und von weißen Officieren befehligt wurden.

Der Parnassus und das Thal Tempe reizte mich sehr, und ich hätte ersteren gern erstiegen; leider bildete im Thal Tempe der Schmutz ein so überwiegend prosaisches Element, daß mein Pegasus förmlich darin stecken blieb, und sich somit an den Grenzen seines guten Willens befand. In ähnlicher Weise waren wir genöthigt eine Expedition nach dem Krater eines erloschenen Vulkans im Innern auf halbem Wege aufzugeben, weil die Straßen durch den Regen grundlos geworden waren. Auf allen diesen Ausflügen ist eine der auffallendsten Erscheinungen der Zustand der Pflanzungen: nur die wenigsten sind in Betrieb und bieten den Anblick von mehr oder minder gut bestellten Feldern, während man fast jeden Augenblick auf Anlagen stößt, welche vollkommen vernachlässigt und der Zerstörung preisgegeben sind; die kostbarsten Siedereien, Mühlen, Wasserleitungen, Vorrathshäuser, oft mit großer Sorgfalt massiv aufgeführt sind dem Einsturz nahe, sofern die feste Bauart ihnen nicht Dauer verleiht, die Felder sind verwildert, und einige elende Negerhütten lassen den Sinn des Ganzen errathen: das waren die Folgen der hoch gepriesenen Negeremancipation in den ersten sieben Jahren! Der durchschnittliche Preis der Grundstücke in Grenada war $\frac{1}{10}$ von dem was sie vor der Emancipation werth waren, ich kann aber Fälle verbürgen, wo 200,000 Pfund Sterling zu 10,000 Pfund,

und 50,000 Pfund zu 2500 geschmolzen waren. Die Produktion der Pflanzungen welche überhaupt noch im Betrieb waren, war im stetigen Sinken begriffen; eine Pflanzung die ich aus meinem Fenster sah, eine der schönsten der Insel, ertrug früher 200 Faß Zucker, im Jahre 1844 deren 11; die meisten Pflanzer ließen wie oben beschrieben ihre Gebäude zerfallen, und zogen einen geringen Zins aus der Verpachtung der einzelnen Grundstücke an die Neger; da lebt denn eine Familie von den Früchten von 1—2 Morgen Landes, von der Hand in den Mund, und läßt sich höchstens angelegen sein so viel über den Bedarf zu produciren, daß sie den Pacht und eben die nöthigsten Kleidungsstücke bezahlen kann. Tagelöhner waren bei diesem Zustand der Dinge gar nicht zu haben, und die wenigen die arbeiten mochten, zogen jährlich in der Arbeitszeit nach Trinidad, wo sie einen halben Dollar den Tag bekamen und frei übergeschifft wurden, denn die Pflanzer auf dieser Insel bezahlten den Capitains von vornherein für jeden Kopf 16 Dollars, um nur Arbeitskräfte zu erhalten.

Ich habe mich schon öfters entschieden gegen die übereilte Emancipation der Neger ausgesprochen, und dabei die Reinheit meiner Ansicht am besten zu wahren geglaubt, indem ich das Interesse der Pflanzer gar nicht einmal in Betracht zog; Angesichts solcher Thatsachen aber darf man wohl auch fragen, ob eine Maaßregel

weiſe und gerecht ſein kann, die mit Einem Schlage die Vermögen einer ganzen Klaſſe von Staatsangehörigen um neun Zehntel vermindert. Die 20 Millionen Pfund Sterling, welche als Entſchädigung für die Sklavenbeſitzer ausgeſetzt wurden, haben kaum die Hälfte des baaren Werthes der Sklaven gedeckt, außerdem aber hat man die unglücklichen Pflanzer, ohne ihnen Entſchädigung hierfür zu bieten, völlig außer Stande geſetzt aus ihrem Grundbeſitz fortan einen auch nur einigermaaßen entſprechenden Ertrag zu erzielen, die üppigſten Ländereien der Verwilderung preisgegeben, und eine Bevölkerung von Halbwilden geſchaffen, unter deren Händen die weſtindiſchen Colonien bald aufhören werden zur civiliſirten Welt zu zählen. Näheres zur moraliſchen und politiſchen Würdigung dieſer Maaßregel, welche im Sinne des heiligen Criſpinus erfolgt iſt, bei der Beſchreibung von Guiana, wo die unheilvollen Folgen derſelben weit mehr ins Große gehen; gelitten hat aber Grenada ſo ſehr als nur irgend eine der weſtindiſchen Inſeln.

Schon damals war es ſehr bemerklich, wie die Europäer ſich von der dem Untergang geopferten Inſel zurückzogen, Andere blieben um auf den Trümmern der alten Beſitzthümer, deren Herren bankerott geworden, ſolche Unternehmungen zu gründen, wie ſie den Ortsverhältniſſen und dem Mangel an Händen angemeſſen waren. So hatte Mr. van Horne die tiefgeſunkenen

Bodenpreiſe benutzt, um auf einer Landzunge am ſüdlichen Ende der Inſel eine ausgedehnte Viehweide anzulegen; Rindvieh wird wegen Futtermangel auf den wenigſten weſtindiſchen Inſeln in genügender Menge gezüchtet, und die Einfuhr ſüdamerikaniſchen Viehs bildet einen wichtigen Handelsartikel; jenes Unternehmen verſprach mithin günſtigen Erfolg, er hatte die Landzunge am obern Ende abgezäunt, ſo daß Rindvieh und Schafe in faſt vollkommener Freiheit weiden konnten, durch jenen Zaun und durch die See ringsum eingeſchloſſen. Mehr als dieſe Spekulation intereſſirte mich indeß die Landſchaft, ein Seeufer wie es gewöhnlich nur die Phantaſie malt, mit ſteilen, öden Felſen; an den ausgewaſchenen Klippen bricht ſich die Fluth und ſpritzt in weitem Bogen wieder zurück; alle Vegetation beſchränkt ſich hier auf einige ſeltſam geformte Cactus, einige kugelig von 1 Fuß Durchmeſſer, andere hohe geſtreckte aſtloſe Stämme, bis zu 20 Fuß, wieder andere von der Form und Höhe eines verdorrten Baumes mit ſeinen Hauptäſten; die Möven welche hier hauſen, vollenden ein Bild der Oede und Unheimlichkeit. Weiter im Innern beginnen die trefflichen Weiden, und im Hintergrund das herrliche Gebirgspanorama von Grenada mit dem hoch emporragenden Parnaſſus in der Mitte.

Die Negerbevölkerung von Grenada (es ſind unter 30,000 Einwohnern nur 600 Weiße) kommt an

Charakter den Haitiern ziemlich nahe; freilich haben ſie nicht das Gefühl der ausſchließlichen Herrſchaft wie jene, und ſind gewaltig unterwürfig wenn man ſie zu behandeln weiß, deſto unverſchämter aber wo ſie glauben es wagen zu dürfen; hier wie in ganz engliſch Weſtindien, wo conſtitutionelle Formen hergebracht ſind, haben die Neger nicht nur gleiche Rechte mit den Weißen, ſondern ſofern ſie einen gewiſſen Cenſus aufweiſen, ſelbſt Wahlrechte, und es fehlt nicht an ſchlechten Demagogen die dieſer Bevölkerung huldigen, um eine Rolle ſpielen zu können. Dennoch war Capitain Leeſe, der zugleich Friedensrichter war, gewaltig kurz angebunden mit dieſen Staatsbürgern, und höchſt freigebig mit der Drohung ſie zur Tretmühle zu ſchicken. Sonſt ſind die Neger wie überall, träge, diebiſch, lügenhaft, aber im Grund gutmüthig. Man ſollte denken daß jene Negerſoldaten geneigt ſeien mit ihren Brüdern gemeinſchaftliche Sache zu machen, es iſt aber umgekehrt, ſie erkennen ihre höchſte Ehre in dem rothen Rock den ſie angethan haben, und blicken mit äußerſter Verachtung auf die „Neger" herab; »me soldier be, ſagen ſie, you black nigger!« eine an ſich ſchwer haltbare Diſtinktion, welche übrigens wie oben erzählt iſt auch die nach Liberia zurückverſchifften amerikaniſchen Neger, freilich im umgekehrten Fall ſich angeeignet haben.

Ein anmuthigerer Bewohner der Inſel als dieſes

widrige Negervolk war ein Kolibri, der in unſerer Nachbarſchaft wohnte und uns durch ſein niedliches Weſen lange erfreute. Das Thierchen zog unſere Aufmerkſamkeit zuerſt auf ſich, da es eines Morgens ſich in unſer Eßzimmer verirrt hatte, deſſen Fenſter immer offen ſtanden; ſicher hatte die Tapete welche Blumen darſtellte, das arme Ding hereingelockt, denn wir belauſchten es wie es vor einer der gemalten Blumen ſchwebte, ganz wie im Freien. Mit vieler Mühe brachten wir ihn aus dem Zimmer wieder in die Freiheit, denn er ſchien ganz den Kopf verloren zu haben und flog ängſtlich zirpend an der Decke herum. Nichts iſt niedlicher als ein Kolibri, wenn er von Blume zu Blume fliegt, und mit weit ausgebreitetem Schwanz und ſchnellem Flügelſchlag, einem Abendſchmetterling ähnlich ſich vor denſelben ſchwebend erhält; dieſelbe Weiſe wendet er an um an Mauern und Geländern nach Inſekten zu ſuchen, ſo wie denn auch dieſe, nicht der Honigſaft, welchen die poetiſche Sage ihm als Nahrung anweist, ſein Augenmerk in den Kelchen der Blumen ſind, in die er ſeine lange Zunge verſenkt. An einer Schlingpflanze welche das Dach eines Nebengebäudes umzog, entdeckten wir ſein Neſtchen, welches innen die Größe einer halben Wallnußſchale hatte, und aus roher Baumwolle und Haaren ſehr künſtlich geformt war; da die Jungen ausgeflogen waren, und der Kolibri das Neſt

nicht wieder gebraucht, nahm ich es zum Andenken herunter.

Eine Merkwürdigkeit Grenada's iſt noch die übergroße Menge Ziegen, von denen ſelbſt die Straßen der Stadt wimmeln, ſo daß der Gouverneur ſich bewogen fand ſie für vogelfrei zu erklären. Jeder darf ſie todtſchlagen, muß ſie aber zwei Stunden liegen laſſen, damit der rechtmäßige Eigenthümer ſie abholen kann, nachher darf der Andere ſie für ſich nehmen. Da jedoch durch jene Clauſel der Vortheil eines ſolchen Todtſchlags ſehr beſchränkt iſt, ſo vergreift ſich nicht leicht Einer an den hübſchen und graziöſen Thieren. Auf einer kleinen Inſel in der Nähe ſind die Ziegen förmlich wild, und eine Jagdpartie dahin gehörte zu den Unternehmungen, die leider das Regenwetter mir verdarb.

Vom Regen hatte ich in Grenada genug, und da Reiſende aus Trinidad, wohin ich zunächſt zu gehen beabſichtigte, mir ſagten daß dort die Regenzeit eben auf ihrer Höhe ſei, ſo entſagte ich dem Beſuch dieſer höchſt intereſſanten Inſel, und entſchloß mich auf die weitere Nachricht hin, daß dieſelbe in Guiana ſoeben vorüber ſei, ſofort die Reiſe dorthin anzutreten; Grenada als Haupt-Knotenpunkt der Dampfſchifffahrt bot mir dazu baldige Gelegenheit, und am 22. Juli Nachmittags war ich an Bord des Dampfſchiffs Reindeer, Capitain May, wieder zur See, zunächſt mit dem Beſtimmungsort Barbadoes.

Capitain May war ein alter Bekannter, der mich aufs Freundlichste begrüßte; sein Schiff, ursprünglich für die Fahrt zwischen zwei englischen Häfen gebaut, war klein, nur 600 Tonnen, aber bei 300 Pferdekraft sehr schnell, und seine Bestimmung war die Verbindung zwischen Westindien und Guiana zu unterhalten, beiläufig gesagt eine sonderbare Bestimmung für ein „Rennthier," sich so in die Nähe des Aequators versetzt zu finden. Wir hatten nun eine Fahrt vor uns, von Grenada nach Barbadoes, die in der ganzen seefahrenden Welt berüchtigt ist, gerade gegen Wind und Strömung, so daß man auch nicht Ein Segel gebrauchen kann, das dem Schiff stetige Haltung gäbe; außerdem hatte die Reindeer, wie oft schnelle Segler, die Berühmtheit die bewährtesten Seeleute krank zu machen, ihr früherer Capitain war es auf jeder Reise, und einem der Officiere der die Welt umsegelt hatte, ging es nicht besser. So gefürchtet ist diese Tour, daß Capitain Leese, ein Seemann von Beruf, sich vorgesetzt hatte, wenn er das nächste Mal nach Barbadoes gehe eine Fregatte abzuwarten, obgleich diese 14 Tage statt 28 Stunden zu brauchen pflegt, um gegen Wind und Wellen kreuzend den Weg zurückzulegen. Wenn ich mich seit meiner ersten Seekrankheit sehr tapfer gehalten hatte, so entsank mir doch bei all diesen Erzählungen der Muth, und es war alsbald aus mit mir, als das Schiff, auf die

hohe See gelangt, in jene heilloſe Bewegung verfiel die der Engländer pitching nennt, d. h. es fuhr mit dem Vordertheil in die Wellen hinein als wollte es auf den Grund tauchen, während die nächſte Welle es wieder eben ſo gewaltſam in die Höhe ſchleuderte, wie ein Pferd das ſich bäumt. Dabei regnete es, das Schiff war überfüllt, und ich kroch kläglichen Muthes ſo bald als möglich zu Bett. Der nächſte Morgen brachte beſſeres Wetter, aber deſto mehr Wind; ich wickelte mich in meinen Mantel und legte mich aufs Deck, was immer noch das Beſte iſt, und verwünſchte in wahrem Seekrankheitshumor Nordamerika, Südamerika, meine Reiſe, die Reindeer und den der ſie gebaut hatte. Während ich ſolche anmuthige Bilder an meiner Seele vorübergleiten ließ, ging die Zeit hin, und als ich gegen Mittag Kraft fand mich ein wenig aufzurichten, ſah ich zu meiner unausſprechlichen Freude das Deck mit einer Anzahl Weſen oder vielmehr Unweſen bedeckt, welche eben ſo elend wie ich regungslos da lagen, wie eine Heerde Robben am Strande. Wir blieben auch alle liegen, bis wir Abends um 7 in den Hafen von Bridgetown einliefen. Von dort an bis nach Alexandria, was eine ſchöne Strecke Weges iſt, ich weiß nicht wie viel tauſend Meilen, bin ich nicht wieder ſeekrank geworden, bis jene armſelige Pfütze die das mittelländiſche Meer genannt wird mich zu meiner Beſchämung

belehrt hat, daß der Sterbliche nie glauben soll über die Seekrankheit erhaben zu sein.

Wir hatten Alle seit 28 Stunden nichts gegessen, und eilten deßhalb ans Land zu kommen. Die Nacht war wunderschön, der Himmel klar, und die See leuchtete stärker als ich es bis jetzt gesehen; das Steuerruder des Boots hinterließ einen leuchtenden Streif, ebenso die Ruder, und selbst mit der Hand konnte man, wenn ich mich so ausdrücken darf, Feuer schlagen. Wir gelangten bald ans Land, schlugen uns durch ein halb hundert zudringliche und unverschämte Neger durch, die gehofft hatten Gepäck zum Tragen zu finden, und eilten nach dem Wirthshaus, welches nächst jenem in St. Thomas das beste Westindiens sein mag. Hier erholten wir uns ein wenig, und obgleich taumelnd wie Betrunkene in dem Gefühl als ob die Stube wie ein Schiff auf und nieder tanze, fielen wir über die dargebotenen Speisen her wie hungrige Seeungeheuer. Es war das Erstemal auf meiner Reise, daß ich unmittelbar aus dem Elend der Seekrankheit ans Land kam: es ist eine sonderbare Empfindung, die Krankheit weicht sowie man festen Boden fühlt, aber man ist ganz verwirrt und taumelig. Die Nacht brachten wir Alle wieder an Bord zu, den nächsten Morgen aber benutzte ich zu einem längeren Ausflug am Lande, da die Passagiere bis zum Abend Urlaub hatten.

Bridgetown, die Hauptstadt der Insel, ist ein großer Ort von mehr als 20,000 Einwohnern, und die größte und zugleich blühendste Stadt in Britisch-Westindien; es residirt dort der Gouverneur und ein Bischof der anglikanischen Kirche. Die Lage ist schön, ohne romantisch zu sein, an einer langgestreckten Bai hin; die Bauart ist leidlich, fast alle Häuser haben kleine eiserne Balkone mit Dächern gegen die Sonne, die Straßen sind hübsch, und einige Läden haben ein gutes Aussehen. Gegen das Ende der Stadt liegen die kleinen Negerhäuser, gewöhnlich eine Thür und zwei Fenster breit, einstöckig und ganz von Holz. Ein großer Theil der Stadt war vor kaum einem halben Jahre abgebrannt, und noch nicht wieder hergestellt. In der nächsten Umgebung sind auf einer Anhöhe große luftige Kasernen um einen ungeheuren Rasenplatz herum aufgeführt. Bemerkenswerth ist auch der Viktualienmarkt, ein Viereck von bedeckten Gallerien unter denen die Verkäufer sitzen, in der Mitte eine prachtvolle Allee die keinen Sonnenstrahl durchläßt; natürlich ist ein tropischer Markt mit seinen Früchten, und besonders den seltsamen, oft schön gefärbten Fischen immer interessant.

Die Insel selbst ist flach, eine Fahrt von ein paar Stunden im Innern zeigte mir überall herrlichen Anbau und malerische Ansichten durch den Reichthum an Palmen, die jede Wohnung umgeben. Barbadoes hat bei

einer Länge von 5, und Breite von 3 deutſchen Meilen die anſehnliche Bevölkerung von 120,000 Seelen, und der Ueberfluß an Arbeitskräften iſt daher ſo groß, daß die Emancipation keinen entſcheidenden Einfluß auf die Kultur gehabt hat: der Grundbeſitz iſt in den Händen der Pflanzer geblieben, und die Neger müſſen arbeiten wenn ſie leben wollen, haben auch kein unbebautes Land wo ſie ſich niederlaſſen könnten.

Barbadoes befindet ſich ſonach in einer abnorm glücklichen Lage, welche es nur mit Antigua theilen ſoll, das ſeine Rettung jedoch hauptſächlich einigen energiſchen Maaßregeln der Lokalgeſetzgebung dankt. Als im Jahre 1834 die Freiheit erklärt, und nur noch die vierjährige ſog. Lehrzeit vorbehalten wurde, ſah man auf Antigua die Nutzloſigkeit dieſer Art von Uebergang ein, vielmehr gab man die Neger ſofort ganz frei, benutzte aber die gute Meinung, welche man ſich dadurch im Colonial-Miniſterium gemacht hatte, um äußerſt ſtrenge Maaßregeln gegen Vagabondage und Auswanderung der Neger durchzuſetzen, durch welche letztere gezwungen wurden zu bleiben und zu arbeiten; insbeſondere wurde die Verleitung zur Auswanderung verpönt, und ein paar Agenten aus Demerara und Trinidad, welche zwei Colonien beſonders kräftige Anſtrengungen machten ſich Arbeiter zu verſchaffen, zur wirkſamen Warnung in der That gefangen geſetzt.

Am Abend des 24. waren wir wieder unter Segel, und erreichten bei günſtigem Winde und ruhiger See am nächſten Mittag Tobago; es iſt ein langer Gebirgsrücken, der am Südende in eine Sandbank verläuft, und notoriſch eine elende Inſel. Wir liefen bei Courland Bay an der Weſtküſte an, und ich machte mir das Vergnügen im Boot des Dampfſchiffs mit ans Land zu gehen, damit ich ſagen könnte ich ſei auf Tobago geweſen, jener ruhmvollen Inſel die dem Tabak den Namen gegeben hat. Mein Unternehmen endigte in einem Aufenthalt von fünf Minuten, während deſſen ich mich beinahe vergiftet hätte: es wächst dicht am Ufer ein Baum, Mangrove genannt, der ſo giftig iſt daß die bloße Berührung der Blätter Blaſen und große Schmerzen hervorbringt; Leute die während des Regens unter ſolche Bäume flüchteten, ſind durch das von den Blättern rinnende Waſſer jämmerlich verbrannt worden. Eine gute Seele von Paſſagier der hier die Reindeer verließ, rettete mich von dieſer Fatalität. In der Bai bemerkte ich Pelikane, ſo groß wie eine Gans, die unbekümmert um unſer Boot im Waſſer lagen, gelegentlich aufflatterten und dann mit einer eigenen Manier wie die Klötze wieder ins Meer plumpten, daß das Waſſer weit herumſpritzte.

Das war denn auf der Fahrt nach Südamerika die letzte der langen Reihe weſtindiſcher Inſeln, welche

ich mit allzugroßem Zeitaufwand nun ſchon ſeit dem Anfang des Jahres durchreiſte; ſelbſt bei dem Intereſſe welches die Sklavenfrage in ihrer Entwicklung in den einzelnen Colonien für mich hatte, bereute ich doch ſchon längſt die viele Zeit und auch die anſehnlichen Koſten an eine Ländergruppe gewendet zu haben, die den Durſt des nordiſchen Reiſenden nach tropiſcher Herrlichkeit und ethnographiſchem Intereſſe nur ſehr unvollkommen befriedigt. So ſchön die Natur in Weſtindien iſt, ſo iſt ſie doch auf Inſeln immer beſchränkt in ihrer Entwicklung und der Reichhaltigkeit ihrer Formen, und ſie ſteht hinter dem üppigen Südamerika, wie ich ſpäter gewahrte, weit zurück. Was das Volksleben betrifft, ſo iſt von der eiſernen Herrſchaft auf den Plantagen Cuba's bis zu dem verwilderten Haiti hinab nirgends ein anſprechender Zuſtand, und die Unterdrückung des armen Sklaven iſt ſo unerfreulich als die Unterdrückung der Civiliſation durch den befreiten Neger. Die Geſellſchaft in Colonien die zum großen Theil durch die eigene Regierung dem Untergang geopfert ſind, zeigt nirgends die Behaglichkeit welche auch dem Gaſt ſich mittheilen könnte, und an vielen Orten iſt die Geſellſchaft durch eine Zahl Leute erſetzt, die um des leidigen Erwerbs willen in freiwilliger Verbannung da leben, und ihrem Aufenthalt ſtets fremd bleiben. Ueberhaupt muß man in einer Colonie der Natur der Sache nach nichts

Anderes ſuchen, als einen Abklatſch der europäiſchen Formen und Einrichtungen; wenn nun gar dieſelben wie in Weſtindien zu dem Ende ihrer Entwicklung gekommen ſind, und obendrein zu einem kläglichen Ende, ſo wird der Beſucher ſich nur zu oft unbefriedigt finden, und darum möchte ich dem Reiſeluſtigen die weſtindiſchen Colonien nicht empfehlen. Der Colonialcharakter übrigens iſt mehr oder weniger in ganz Amerika vorherrſchend, überall trifft der Reiſende der nach Fremdartigem und Abenteuerlichem ſtrebt auf zahme europäiſche Formen, von Staatsgeſetzen bis herab zu dem engliſchen Baumwollenzeug und der Taſſe von Fayence, und erſt auf chineſiſchem oder indiſchem Boden gelangt man zu dem Gefühl, daß man allem Europäiſchen wirklich entronnen, und in die erfriſchende Atmoſphäre durchaus fremder Umgebungen gelangt iſt. Nicht ohne Beſorgniß den Leſer zu ermüden, habe ich ihn daher die lange Inſelreihe Weſtindiens herunter geleitet, allerdings mit der Hoffnung ihm aus Guiana und dem ſpaniſchen Südamerika friſchere Bilder vorführen zu können.

Da wir die Seekrankheit längſt überſtanden hatten, und die See trotz des widrigen Windes und der Strömung (welche an der ſüdamerikaniſchen Küſte die Geſchwindigkeit von drei engliſchen Meilen die Stunde von S. O. nach N. W. hat) ſehr ruhig war, ſo hatten wir eine angenehme Reiſe, nur durch einen Moment unter-

brochen der uns Alle ein wenig aus dem Gleichgewicht brachte: dieß war ein plötzlicher Windſtoß am Abend des 26., ein Squall, wie der engliſche Seemann es nennt, begleitet von einem heftigen Regenguß. Ich ſaß gerade beim Schachſpiel in der Kajüte, im Begriff an Dr. Rowland, einen gewaltigen Schüler Stanton's eine Partie zu verlieren, als die Schachfiguren, die Stühle, die Paſſagiere, kurz Alles was nicht niet- und nagelfeſt war, eine unfreiwillige Wanderung nach der Steuerbordſeite des Schiffs antraten, ohne weitere Folgen jedoch, als daß wir uns mit Lachen aus der Verwirrung in die wir geſtürzt worden, wieder hervorarbeiteten; in einer halben Stunde war Alles vorüber, und nur die See blieb etwas aufgeregt. Die Officiere und Paſſagiere waren alle ſehr umgängliche Leute, nur unſere Damen, von denen zwei wirklich ſchön waren, lagen fortwährend kläglich darnieder, und als die armen Geſchöpfe das Schiff verließen, konnte man die Spuren überſtandenen unſäglichen Wehs auf ihren Geſichtern nur zu deutlich leſen. Wie manche Schönheit habe ich friſch und roth aufs Schiff, und blaß und abgezehrt wieder herunter gehen ſehen! Ueberhaupt möge der welcher ein weibliches Weſen nur im Nimbus ihrer Reize zu erblicken wünſcht, eine Seereiſe mit ihr meiden; eine ſeekranke Dame iſt ein jammervolles Weſen, und wenn ſie auch ſelbſt in dieſer Lage unſere Ritterdienſte fordert,

ſo ſind es eben nur Hoſpitaliterdienſte, die einen höheren Grad von Selbſtverläugnung erheiſchen als den meiſten Menſchen gegeben iſt.

Es war für mich wahrlich kein geringes Vergnügen, täglich die Spuren zu bemerken daß wir weiter ſüdlich kamen; der Polarſtern ſank immer mehr am nördlichen Horizont, während die prachtvollen Sternbilder des Scorpions, des Centauren und des ſüdlichen Kreuzes immer höher und glänzender erſchienen. Als wir uns der Karte nach am 26. Mittags vor der Mündung des Orinocco befanden, empfand ich ſo recht die Freude am Exotiſchen, ein abenteuerliches Gefühl welches ſich ſchwer analyſiren läßt; Südamerika mit ſeinen Rieſenſtrömen iſt denn doch ein ganz anderes Reiſeziel als jene weſtindiſchen Inſeln.

Am 27., einem Sonntag, hatten wir Gottesdienſt an Bord, welchen ein Geiſtlicher der als Paſſagier mit uns gekommen war, verſah. Es war ein herrlicher Morgen, die Feierlichkeit mit der die Seeleute ſich auf dem Verdeck aufſtellten, das Geläute welches ſo gut es ging mit der Schiffsglocke bewerkſtelligt wurde, Alles machte einen Eindruck wie man ihn ſchwerlich auf dem Lande nachempfinden wird: ein ſolcher Gottesdienſt iſt vollkommen ungeſtört, das Schiff wird zur Kirche, und Alles was um uns herum Leben hat, iſt in dem Augenblick dem Ueberirdiſchen zugewandt, gewiß ein ſehr

erhebendes Gefühl. Gewöhnlich pflegt bei schönem Wetter der Gottesdienst auf Deck gehalten zu werden, und die große Winde auf dem Quarterdeck wird mit der Nationalflagge bedeckt, welche als höchster Ehrenschmuck auch das Leichentuch des zur See Verstorbenen, oder selbst des Matrosen im Hafen bildet. Ich hoffte daß der Gottesdienst im Verlesen eines Passus aus der Bibel, und vielleicht einer kurzen, kräftigen Predigt bestehen würde; der Geistliche besaß indeß nicht Takt genug einzusehen, daß er sich nach Ort und Stimmung richten müsse, sondern führte uns durch den ganzen ermüdenden Ritus der englischen Kirche und gab zum Schluß eine breite, matte Predigt, die er sehr weitschweifig anfing und kurz abschneiden mußte, da mehrere Leute davongingen, und die Geduld von uns Uebrigen ebenfalls beinahe erschöpft war.

So wenig wie der Engländer überhaupt, ist die herrschende Kirche von England gemacht, auf den ersten Eindruck Freunde zu erwerben, und wenn auch letztere durch die fromme Anhänglichkeit ihrer Glieder sich als ein Institut von trefflichen Eigenschaften bewährt, so enthält sie doch vieles was nur durch Gewöhnung von Jugend auf ansprechen kann, und keinen Falls nachahmenswerth ist. Ich berühre nur kurz die bedenkliche Entwicklung welche das papistische Element in ihr durch den Puseyismus gewonnen hat, die mit dem evangelischen

Geiſt wenig verträgliche Einſetzung von Kirchenfürſten mit weltlichem Glanz, und die grelle Ungleichheit in der Lage ihrer Geiſtlichen; vielmehr werfen wir einen Blick auf ihren Gottesdienſt, der bei der anerkannten Nothwendigkeit einer Reform in dem unſrigen belehrend iſt. Der ſonntägliche Ritus beginnt mit der Verleſung des Sündenbekenntniſſes, dann folgt das Credo, welches ſpäter noch einmal wiederholt wird, die zehn Gebote, ein Abſchnitt aus dem alten Teſtament, ein Abſchnitt aus den Evangelien, die Epiſtel des Sonntags, das Evangelium des Sonntags. Dieſe Stücke werden unterbrochen durch Gebete, theils ſolche die aus Bibelſtellen wirklich ſehr ſchön zuſammengefügt ſind, dann ein Gebet für die Königin u. ſ. w., das Vaterunſer welches während des ganzen Gottesdienſtes fünfmal wiederholt wird, und zwiſchen alle dieſem wird mehreremale geſungen, verſificirte Pſalmen welche das einzige Geſangbuch bilden und eine eintönige weinerliche Melodie haben. Nachdem dieſer Ritus theils vom Pult unter der Kanzel, theils vom Altar, theils mit Reſponſorien, theils ſtehend, theils knieend, theils ſitzend vollendet iſt, beſteigt der Geiſtliche, nachdem er zuvor das weiße Gewand mit dem ſchwarzen vertauſcht hat, die Kanzel, und ändert nun auch den zerknirſchten Ton mit welchem jene Gebete vorgetragen wurden, denn die Predigt wird in dem bündigen Ton einer Abhandlung, in der That mit mehr Geſchmack

als bei uns, abgehalten, und zwar behandelt die englische Kirche mit Vorliebe in der Predigt einen dogmatischen Text, während die schottische in unserer Weise die praktische Sittenlehre hervortreten läßt; mit dem Amen darnach endigt der ganze Gottesdienst ex abrupto, und ohne ein Gebet oder einen Gesang läuft Alles aus einander.

Man hat bei uns, seitdem die Nichtigkeit des Rationalismus mehr und mehr durchschaut worden ist, einsehen gelernt daß die Predigt nicht die Hauptsache in der Kirche ist, und daß es nicht nur eine Unmöglichkeit ist jeder Gemeinde einen anregenden Kanzelredner zu geben, sondern auch die Schwierigkeit selbst für den besten Redner besteht, die Empfänglichkeit der Mehrzahl der Gemeindeglieder durch den jeweiligen Vortrag zu gewinnen. Vielmehr will man einen wirklichen Gottesdienst, und will jedem Einzelnen in diesem Anlaß geben sich zur Andacht, zu frommen Gefühlen und Betrachtungen zu erheben, welche nach der Stimmung des Einzelnen eine sehr verschiedene Richtung nehmen kann. Ohne daß man in den sinnlichen Prunk der katholischen Kirche zu verfallen nöthig hat, bietet sich solche Anregung selbst in der Würde und Harmonie des Gebäudes, in der Anwendung von Musik, in unsern herrlichen Kirchenliedern und Choralmelodieen, die ein reinerer Geschmack eben so wie unsere Kirchen selbst, wieder zu

reſtauriren begonnen hat, ferner in einer Anordnung der Liturgie, die trotz der Bekanntheit der einzelnen Stücke durch deren erhabene Einfachheit zur Andacht ſtimmt. Gerade aber in letzterer Beziehung ſoll die engliſche Kirche uns ein Beiſpiel ſein wie man es nicht machen ſoll, denn ihre Formen ſind ermüdend und ertödtend, ſo daß der Deutſche ſich nie mit ihnen befreundet, und beim Engländer eben die angewöhnte Achtung vor jeder kirchlichen Satzung dazu gehört, um ihn zu einem regelmäßigen Kirchenbeſuch zu vermögen. Das große Uebel iſt die ungeordnete Aneinanderreihung einer Menge heterogener Stoffe, wie ich ſie vorher aufgezählt habe, geſteigert obendrein durch die Wiederholung deſſelben Stückes während eines Gottesdienſtes; wenngleich eine ſolche Zuſammenſetzung der Liturgie aus mancherlei Stücken bei einem Gottesdienſt der nicht ungebührlich kurz iſt, unvermeidlich bleibt, ſo finden wir doch in der deutſchen Kirche in den prächtigen kernigen Liedern eine Unterbrechung, und die Freudigkeit mit welcher faſt jede tüchtige Gemeinde ein ſolches Lied anſtimmt iſt ein Genuß und eine Erfriſchung, von der der Engländer, wenn er ſeine Hymnen mit weinerlicher Stimme ſummt, keine Ahnung hat. Nachahmenswerth ſind die Reſponſorien, auf dem vortrefflichen Grundgedanken beruhend, daß der Einzelne ſich nicht ſchämen ſoll thätigen Antheil am Gottesdienſt zu nehmen, nur daß ſie in der engliſchen Liturgie

abermals in Eintönigkeit ausarten. Sehr löblich iſt ebenfalls die Verleſung der zehn Gebote und des Credo; letzteres iſt in der preußiſchen Kirche recipirt, deren Muſter überhaupt für Süddeutſchland recht ſehr viel Nachahmenswerthes bietet. Hinſichtlich der Predigt könnten wir bei den Engländern lernen uns das unleidliche Pathos abzugewöhnen,* welches als etwas Unwahres nicht auf die Kanzel, kaum auf's Theater gehört; auch die ſchriftgemäße Auseinanderſetzung eines Dogma's oder die homiletiſche Erklärung des Textes hat das Gute, daß ſie für jeden Zuhörer etwas Erſprießliches hat, und neben der Beförderung der Erkenntniß recht wohl auch erbauen kann, während die kunſtgerechten Abhandlungen unſerer Schönredner das Herz eben ſo kalt laſſen, als ſie die Anerkennung des Verſtandes vielleicht fordern.

Der Leſer verzeihe mir dieſe Abſchweifung, welche, ſo fremdartig ſie auch hier an der Mündung des Orinocco ſich ausnehmen mag, doch einen Gegenſtand betrifft der den Deutſchen unter Engländern nahe zu berühren pflegt, und ſomit nicht außer dem Bereich der Beſchreibung meines Lebens bei ihnen liegt.

Bald nach Mittag an jenem Sonntage zeigte ſich

* Ein katholiſcher Freund bezeichnete mir dieſes Pathos unſerer Geiſtlichen als etwas was ihm beſonders an unſerem Gottesdienſt mißfalle, und ich konnte ihm nicht Unrecht geben.

das Leuchtſchiff welches vor der Mündung des Demerarafluſſes liegt; das Waſſer, welches ſchon den ganzen Tag über eine ſchmutzig grüne Farbe gezeigt hatte, verrieth immer mehr die Nähe des Landes und der großen Ströme, welche ſich an dieſer Küſte ins Meer ergießen. Zu meiner unendlichen Freude begrüßten wir nun auch entfernte Baumſpitzen, bald nachher die flache Küſte von Guiana, und die aromatiſche Landluft, immer ein hoher Genuß nach jeder Seereiſe, wehte uns entgegen. Um 4 Uhr paſſirten wir das Leuchtſchiff, eine Stunde ſpäter lagen wir in dem ſchönen, mit einer Menge ſtattlicher Schiffe gefüllten Hafen vor Anker, und kurze Zeit darauf betrat mein Fuß das Feſtland von Südamerika.

Sechster Abſchnitt.

Britiſch-Guiana — Demerara — Neger-Emancipation.

Georgetown oder Stabroek, Demerara oder Demerary in Britiſch-Guiana, Guyana oder Guayana, ſind die verſchiedenen Les- und Schreibarten einer Colonie, von der ich hier kurz bemerke, daß die Niederlaſſungen Demerara, Eſſequebo und Berbice von den Holländern angelegt, ſeit 1803 durch Eroberung und ſeit 1814 durch Vertrag in den Händen der Engländer, gegenwärtig die vereinigte Colonie Britiſch-Guiana unter Einem Gouverneur bilden, der ſeinen Sitz in Georgetown hat. Es iſt ein Landſtrich von 160 engl. Meilen Länge an der Küſte, nach Braſilien und Venezuela im Innern ohne feſte Grenze, da die Anſprüche der verſchiedenen Staaten zwar variiren, aber bei dem Mangel europäiſcher Anſiedlungen in dem von Indianern bewohnten Landſtriche zu keinem Conflicte führen; der Küſtenſtrich iſt eine große Fläche, an der

Mündung mehrerer gewaltiger Ströme aufgeschwemmt, unter denen der Essequebo der größte ist; der Corentin macht die Grenze nach Surinam, der Moroko in Nordwesten nach Venezuela. Die Einwohnerzahl der Colonie beträgt 98,000. Die Hauptstadt liegt unter 6° 50′ N. B. und 58° westlich von Greenwich, und ist mithin nicht nur der südlichste, sondern auch der östlichste Punkt Amerika's, den ich bis dahin berührt hatte.

Die Stadt liegt am rechten Ufer des nach Norden sich ins Meer ergießenden Demeraraflusses, und kaum 2 engl. Meilen von dessen Mündung entfernt, er ist drei Viertelstunden breit, seine Ufer flach und bewaldet; schon vom Wasser her ist das Aussehen sehr freundlich und durch Palmen und andere malerische Baumformen gehoben, ganz allerliebst aber ist der landeinwärts gelegene Theil, so daß ich Georgetown nächst Batavia das Ideal einer tropischen Hafenstadt nennen möchte; beide Städte haben des holländischen Ursprungs halber das gemein, daß sie von Kanälen durchzogen sind. Einem Reisenden der das tropische Amerika besuchen will, möchte ich geradezu anempfehlen in Georgetown zuerst zu landen, nicht nur daß er in Guiana überhaupt die höchste Entwicklung der Natur antrifft, sondern der erste Blick wird ihm jenen Vorzug des tropischen Lebens versinnlichen, welches von einem Hause nichts mehr verlangt als Bedachung, und jede menschliche

Wohnung mit einem Paradieſe umgibt: die leichten hölzernen mit Gallerien verſehenen und freundlich bemalten Häuſer haben jedes einen Garten um ſich, und ſind mit Gebüſch und Schlingpflanzen oft ſo umwachſen daß man wenig von ihnen ſieht; auch die Straßen ſind weit, durchſchneiden ſich regelmäßig und laſſen den erquickenden Seewind frei einziehen; die Bauart ſchützt ſelbſt in der Mittagszeit gegen die Hitze, und jede Wohnung gewährt die Annehmlichkeit des ungeſtörten Landlebens. Nur im Geſchäftstheil der Stadt iſt Alles enger beiſammen. In dem aufgeſchwemmten Uferlande ſind Steine gar nicht zu haben, und die als Ballaſt eingeführten Backſteine viel zu koſtſpielig, ſo daß faſt alle Gebäude ganz von Holz ſind und auch die Wände nur aus aufgenagelten Brettern beſtehen. Einige wenige maſſivere Gebäude, wie das ſog. Public Building, den Behörden eingeräumt, haben bei dem Mangel an Material und der Grundloſigkeit des Bodens große Koſten verurſacht. Deſto naiver verfährt man bei den anderen Bauten: als man jüngſt eine Kirche, und zwar an der Stelle einer alten hölzernen Kapelle bauen wollte, hob man letztere auf und ſetzte ſie neben ihren alten Platz, um ſie während des Baues noch zu benützen, demnächſt aber an eine Gemeinde auf dem Lande zu verkaufen. Viele Häuſer, namentlich die geringeren, haben gar kein Erdgeſchoß, ſondern ſtehen auf Backſtein- oder gar

Holzpfeilern in der Luft. Ein Glück daß die Colonie weder die Orkane Westindiens, noch bei ihrem Marschboden starke Erschütterung durch die übrigens häufigen Erdbeben kennt, sonst würden solche Häuser nicht lange stehen.

Daß man an einem Ort lebe wo jede Art von naturhistorischer Herrlichkeit sich dem Reisenden darbietet, bekunden schon einige Alltäglichkeiten selbst in den Straßen der Stadt, vor allem die Ochsenfrösche, welche die Kanäle bevölkern und jeden Abend ein lautes Concert anheben: sie haben einen Ton der ungefähr dem Klang einer dicken, schlaffgespannten Saite gleichkommt, aber sehr laut und wohl 10 Secunden anhaltend; im Chor ist das Gebrumm ununterbrochen, und die ersten Nächte wurden sie mir wirklich zur Plage. Kaum sind diese nächtlichen Ruhestörer verstummt, so beginnt mit dem ersten Hahnenschrei die Frage, zwar aus Vogelmunde aber täuschend nachgeahmt: »Qu'est-ce qu'il dit?« das ist ein munterer, drosselartiger Vogel, der sich häufig in der Nähe der Häuser hält, und diesen absonderlichen Ruf den ganzen Tag über ertönen läßt, zur großen Belustigung des Fremden, besonders in der ersten Zeit. Neben diesen Naturmerkwürdigkeiten muß man leider auch in der Naturgeschichte der Musquitos neue Erfahrungen machen; der Marschboden und die Kanäle in denen ihre Larven hausen,* befördern ihre Vermehrung

* Wiewohl die Seeluft den Musquitos feindlich ist, habe ich

in arger Weiſe, und der Reichthum der Natur zeigt ſich ſelbſt in neuen Arten, von deren einer die Gelehrten ſchreiben daß ſie einen fünffachen Rüſſel habe; der Stich einiger hinterläßt tagelange Geſchwulſt. An vielen Orten in der Niederung kann man Abends im eigenen Hauſe nicht aushalten, ohne durch den Rauch von verbranntem Gebüſch die Musquitos vertrieben zu haben; ein Wandersmann der vom Markte heimkehrte, wo er ſich einen eiſernen Topf gekauft hatte, gerieth in ſolche Schwärme dieſer Quälgeiſter, daß er in der Verzweiflung den Topf über den Kopf ſtülpte und ihn auf die Gefahr hin zu erſticken, mit einem Tuch hermetiſch befeſtigte; dabei ſtechen ſie zwar nicht durch eiſerne Töpfe, aber durch ziemlich dicke Kleider, und wenn man ſich etwa bis auf die Naſenſpitze vermummt, ſo wird eben dieſe ſo arg heimgeſucht, daß ſie hoch aufſchwillt. So wie in der ganzen heißen Welt iſt es unmöglich anders als unter einem Musquitonetz zu ſchlafen, und das feindliche Summen der blutgierigen Ungeheuer, ſelbſt außerhalb des Vorhangs genügt ſchon jeden Schlaf zu ſtören. Auch das exotiſche Vergnügen begegnete mir von einem Scorpion, von denen unſer altes Haus wimmelte, geſtochen

ſie doch einigemal ſelbſt auf hoher See beobachtet; die befremdende Erſcheinung wurde. mir erklärlich, als ich in unſern Waſſerfäſſern die kleinen beweglichen Larven entdeckte, welche ſeiner Zeit ſich in das geflügelte Inſekt verwandeln.

zu werden. Ich war im Begriff zu Bette zu gehen, als das Unthier, auf das ich getreten ſein mochte, mich an der Außenſeite des Fußes verwundete; der Schmerz war nicht ſtärker als von einem Weſpenſtich, aber anhaltend, ſo daß er mich am Schlafen hinderte, die Geſchwulſt war, da an jener Stelle der Knochen nahe iſt, unerheblich. Ich wollte nun wenigſtens einige Scorpione an dieſem Orte reicher Ernte ſammeln; als ich meine Hausleute darum anging hatten ſie in wenigen Minuten deren ein halb Dutzend beiſammen, hauptſächlich aus einer alten Bücherkiſte, die bei dem geringen literariſchen Eifer der Colonie vergeſſen da ſtand. Der Scorpion ſticht nur drei oder viermal hinter einander und erſchöpft ſeinen Giftvorrath ſchnell; auch iſt er nicht ſehr gefürchtet.

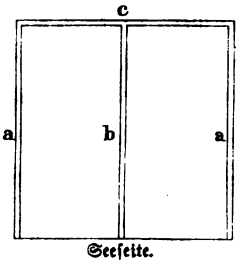
Demerara theilt mit Batavia den üblen Ruf, das Grab der Europäer zu ſein, jedoch beide unſchuldig. Vorausgeſetzt daß man ſich des unſinnigen Vornehmens enthält Weiße als Feldarbeiter dort anzuſiedeln, iſt insbeſondere Georgetown ein geſünderer Ort als die meiſten weſtindiſchen Städte; ſtatiſtiſche Ausweiſe zeigen daß die Sterblichkeit geringer iſt als in vielen Theilen Englands, wobei freilich die treffliche Geſundheit der Neger den Verluſt der europäiſchen Bevölkerung decken muß, und man iſt auch hier nicht ſo ängſtlich wie in Weſtindien, wo ich faſt ein Vierteljahr lang keinen Tropfen pures Waſſer getrunken habe, weil man

mir alles Ernſtes ſagte es ſei Gift. Ungeſünder iſt der Theil der Stadt, wo die Nähe des am Ufer ſtagnirenden halb ſalzigen Flußwaſſers für ſchädlich gilt. Das gelbe Fieber, welches faſt alle Orte des heißen Amerika ab und zu beſucht, iſt nur ausnahmsweiſe hier aufgetaucht, das Letztemal im Jahr 1839, wo es eben nur dieſen ungeſunden Stadttheil heimſuchte. Aus dieſer Zeit freilich lauten die Beſchreibungen grauenvoll, wie man in fortwährender Sorge um Freunde und Bekannte lebte, wie man ſicher ſein konnte jeden Morgen auf dem Frühſtücktiſch ein paar Einladungsbillets zum Leichenbegängniß von Perſonen zu finden, mit denen man etwa den Tag vorher zu Mittag gegeſſen hatte, wie in dem halbverſumpften Boden das Waſſer einige Fuß hoch in den raſch bereiteten Gräbern ſtand, in das die Leichen zum Grauſen der Angehörigen hinab gelaſſen werden mußten. Auch hier verſchonte das gelbe Fieber Schwarze, Farbige und Indianer, und erwies ſich nur dem Europäer feindlich, ein ſehr ſtarker Beweis dafür daß dieſer in den Tropen nicht zu leben beſtimmt iſt. Mehr dem Innern gehören die Wechſelfieber an, welche jedem unbebauten Landſtrich eigen ſind.

Obgleich wir in der heißeſten Jahreszeit waren, ſtieg das Thermometer nicht über 26°, und die Seewinde machten es ſehr erträglich. Die Regenzeit war vorüber, und hatte nur noch die Nachwehen einzelner

Regengüsse hinterlassen, welche obendrein als eine große Wohlthat betrachtet wurden, da das Erdreich nicht so rasch trocknen und eine Kruste annehmen konnte. Ein interessantes Schauspiel bot uns allabendlich diese Zeit, nämlich fast ununterbrochenes Wetterleuchten nach der Gegend hin, wo die großen in der Regenzeit versumpften unbebauten Strecken liegen; die Meinung in der Colonie war, daß dieses in der Uebergangszeit von dem Regen zum Trockenen regelmäßig wiederkehrende Phänomen nicht sowohl in entfernten Gewittern, als in der starken Entwicklung von Elektricität oder Phosphorescenz in jenen sumpfigen Strecken seinen Grund habe.

Wenn man dieses angeschwemmte flache und wasserreiche Land betrachtet, so sagt man sich daß nur die Holländer an der Niederlassung in einer solchen Gegend Reiz finden konnten, daß aber auch nur sie im Stande waren sich einer solchen Aufgabe Meister zu machen. Nachdem aber diese anscheinend ungünstige Wahl einmal getroffen ist, erweist sich diese Colonie als vielleicht die schönste und reichste die die Welt kennt. Natürlich ist das Land sumpfig, und das ganze Hinterland in der Regenzeit ein einziger Morast, in der Nähe des Ufers ist aber das Land vortrefflich kultivirt und durch Kanäle entwässert. Jedes Grundstück ist in der hier unten angegebenen Weise mit Gräben umzogen, von denen der



bei c das von der Landſeite kommende Waſſer auffängt, die bei a aber dasſelbe zur See oder zum Fluß ableiten; letztere ſind mit Schleuſen verſehen, um in der naſſen Jahreszeit das Eindringen der Fluth zu verhindern. Größere Pflanzungen haben in der Mitte noch einen Kanal bei b, der zum Flößen des Zuckerrohrs auf ſchmalen Booten ſinnreich verwendet wird. Dieſes Kanalſyſtem iſt das Geheimniß der Kultur von Guiana, und ſelbſt die Stadt hat in allen Straßen die dem Fluß parallel laufen Kanäle, und entſprechende Abzugsgräben mit Schleuſen. Es iſt Leben genug in dieſem Gewäſſer um ſchädliche Stagnation nicht eintreten zu laſſen.

Der hauptſächliche Charakterzug von Britiſch-Guiana iſt ſeine glänzende Ertragsfähigkeit, durch die Neger-Emancipation aufs Tiefſte beeinträchtigt, neuerdings wieder gefördert durch großartige Anſtrengungen der Grundbeſitzer; es iſt von allen weſtindiſchen Colonien — denen es ſeinen Verhältniſſen, wiewohl nicht ſeiner

geographiſchen Lage nach angehört — die intereſſanteſte, und ſelbſt der flüchtige Reiſende wird von einer lebhaften Theilnahme und dem Wunſche ergriffen, daß ſie nicht für europäiſche Thatkraft und Betriebſamkeit verloren gehen möge. Es iſt ermüdend die Zuſtände der einzelnen oft unbedeutenden Inſeln zu ſtudiren und ſich mit den Wirkungen der Sklaverei oder der Emancipation auf ihr Plantagenweſen bekannt zu machen: ob Barbadoes durch die große Maſſe ſeiner Negerbevölkerung annoch gedeiht, andrerſeits Grenada als producirende Colonie gänzlich vernichtet iſt, ſind Umſtände von geringem Werth für die praktiſche Seite der Frage, und höchſtens belehrend für analoge Verhältniſſe in andern Colonien. Guiana dagegen iſt ſeiner geographiſchen Ausdehnung und Lage, ſowie ſeinen natürlichen Vorzügen nach von ſo hoher Bedeutung, daß ſein Wiederaufblühen allein ein mächtiges Gegengewicht gegen die jetzigen und zukünftigen Verluſte der übrigen britiſchen Colonien im tropiſchen Amerika bilden würde. Eine Ausdehnung von 3000 deutſchen Quadratmeilen (nach den engliſchen Anſprüchen), von denen etwa 240 Quadratmeilen angeſchwemmter Boden von unvergleichlicher Fruchtbarkeit ſind und zum Bau des Zuckerrohrs, das hier nicht ſelten armsdick wird, ſich trefflich eignen, Gelegenheit für faſt jede andre Kultur im Binnenlande, ein Reichthum der Vegetation der wohl von keinem Erdſtrich über-

troffen wird und eine Menge natürlicher Produkte von hohem Werthe liefert, die vollkommenſten Communicationen durchs ganze Land mittelſt der ausgedehnten Flußſyſteme welche dieſen Theil Südamerika's charakteriſiren, treffliche Häfen, ein Klima welches für farbige Arbeiter gut, und für Europäer wenn ſie nicht Feldbau oder harte Arbeit treiben wenigſtens nicht gefährlich iſt — das ſind die natürlichen Vorzüge des Landes, und man wird zugeſtehen daß ſie nichts zu wünſchen übrig laſſen als eine dichte und arbeitſame Bevölkerung.

Dicht bevölkert war Guiana nie, ſeine Indianer ſcheuen die Ebenen, und die Kultur des Bodens durch europäiſche Anſiedlung erſtreckte ſich nicht weiter als auf die fruchtbaren Partien der Seeküſte und entlang den Flußufern, großentheils Zuckerpflanzungen, da Kaffee und Baumwolle in den letzten Jahren ſehr zurücktraten. Wie die meiſten Colonien des tropiſchen Amerika war es lange Zeit eine Goldquelle für die Pflanzer, welche indeß hier wie überall durch den überreichen Erwerb und die erſchlaffende Lebensweiſe in ihren Vermögensverhältniſſen eher rück- als vorwärts gingen, wiewohl aus den reichen Pflanzungen und der gezwungenen Arbeit der Neger die Quelle des Wohlſtands fortwährend floß. Da wurde die Neger-Emancipation des Jahres 1834 durch das engliſche Parlament verhängt, und das ganze Syſtem des Erwerbs völlig umgeſtürzt. Es dürfte hier

der Ort ſein dieſe große und folgenſchwere Maaßregel in ihrem moraliſchen und politiſchen Werth etwas näher zu betrachten. Von den Einen als ein großartiger Nationalakt der Gerechtigkeit und Humanität in den Himmel erhoben, wird ſie von den Andern als eine ſchlau berechnete That des politiſchen Jeſuitismus hingeſtellt: England habe mit Aufopferung ſeiner ohnehin in Abnahme begriffenen weſtindiſchen Colonien dem Aufſchwung Nordamerika's eine zwar anfänglich unſcheinbare aber vergiftete Wunde beigebracht, habe gleichzeitig alle andern Concurrenten in der Erzeugung von Colonialprodukten dem gleichen Ruin in kürzerer oder längerer Zeit geweiht, und möge aus dem Untergang der weſtlichen Colonien wohl auf die größere Blüthe ſeines prachtvollen Reiches in Oſtindien ſpekuliren. Wie ich glaube gehen beide Anſichten viel zu weit, denn nicht ſelbſtbewußte Staatsmannſchaft, ſondern Agitation hat die Emancipation durchgeſetzt, und wenn auch die Engländer angewieſen ſein mögen ſich über die einmal ins Leben getretene unwiderrufliche Maaßregel in der eben bezeichneten Weiſe zu tröſten, ſo iſt doch nicht nachzuweiſen daß man in dieſer Art vorausgerechnet, und dieſem Zweck obendrein zunächſt die Vermögen der eigenen Unterthanen mit Vorbedacht geopfert habe. Die ganze Sache erklärt ſich aber weit anders: wer mit Engländern viel gelebt hat, kennt jenes wunderbare Geſchöpf John Bull, und

weiß wie der Engländer ſelbſt über dieſes einigermaaßen myſtiſche Weſen ſpricht und denkt: es iſt die perſonificirte Nationalſouveränetät, thatſächlich zu Bewußtſein und Macht gelangt, der wirkliche Herr des Landes; John Bull iſt im Herzen geſund und bieder, nicht ſehr erleuchtet und vielmehr ſtarrköpfig, trotz mancher Leiden ſeiner Glieder geduldig und dem Beſtehenden hold, wenn er ſich aber etwas in den Kopf ſetzt, ſo muß es ſchlechterdings geſchehen. Dieſe reale Souveränetät iſt im Parlament, der einzigen wirklichen Macht Englands verkörpert, das Parlament trotz aller Weisheit der in ihm verſammelten Staatsmänner herrſcht nicht durch dieſe, ſondern durch ſeine Identität mit dem Willen John Bull's, und letzterer weiß, ſo oft er einen determinirt ausgeſprochenen Willen hat, demſelben die Anerkennung aller oder wenigſtens der entſcheidenden Mehrheit ſeiner Gewählten zu ſichern. So haben wir mehrmals in den letzten Jahrzehnten geſehen, wie ein Gedanke die Bevölkerung von England durchdrungen und ſich gegen allen Widerſtand unbezwinglich Bahn gebrochen hat; ſo iſt die Reformbill, ſo die Abſchaffung der Korngeſetze durchgedrungen, ohne Widerſtand im entſcheidenden Moment, obgleich eine mächtige Gegenpartei darauf hinweiſen durfte, daß die Grundfeſten der bisherigen Ordnung durch dieſe Reformen erſchüttert wurden. So hat ſich denn in jener Zeit der Gedanke Geltung verſchafft, daß

der Flecken der Sklaverei den Charakter John Bull's ſchände; Fanatiker und Agitatoren, aber ſicher auch redliche Eiferer erhitzten die Gemüther, und es war nicht möglich daß unter den Vertretern der Nation die Mehrzahl dem allgemeinen Bewußtſein fremd geblieben wäre, und ſo war die Maaßregel der Emancipation ihres Sieges gewiß, um ſo mehr als die Natur dieſer überſeeiſchen Verhältniſſe den Meiſten fremd war, und die am meiſten Betheiligten am wenigſten vertreten waren. Wir haben wohl geſehen daß John Bull, dem es an Mitgefühl für Unglückliche ſonſt nicht fehlt, ſehr zähe war ſich für ſeine Kinder zu enthuſiasmiren, die in unbeſchränkter Stundenzahl den ertödtenden Fabrikarbeiten verfielen; er iſt wie geſagt geduldig, und ließ ſich gerne bereden daß er der Blüthe ſeiner Induſtrie dieſes Opfer nicht anſinnen dürfe; für die Sklavenbeſitzer im fernen Weſtindien war aber ſein Gefühl ſehr ſchwach, und ſo wurden ſie kurzer Hand geopfert.* Wir dürfen von dem Gerechtigkeitsgefühl Englands, das es wenigſtens gegen die eigenen Unterthanen nie verläugnet hat, glauben, daß es die votirten 20 Millionen Pfund für eine volle Entſchädigung des Sklavenbeſitzes, der unter der Garantie ſeiner Geſetze erworben war, hielt, und bei der allgemeinen Unkenntniß des Negercharakters iſt jedenfalls anzunehmen, daß

* Man ſagte mir daß die Tories der Emancipation abgeneigt waren.

man von dem bevorstehenden völligen Arbeitsmangel keinen Begriff hatte, und deßhalb auch die daraus entstehende Werthlosigkeit der Grundstücke nicht vorhersah.

Wie dem auch sei, die Maaßregel der Emancipation fiel in ihrer ganzen Schwere auf Guiana wie auf die übrigen englischen Colonien: jene 20 Millionen, nach Raten vertheilt, erwiesen sich als kaum zur Hälfte zureichend um allein den Schaden am Werthe der Neger zu decken. Was den Fortbetrieb der Plantagen anlangt, so hatte die vierjährige sog. Lehrzeit, apprenticeship, wenn sie auch nicht den geträumten Zweck erfüllte die Schwarzen zu arbeitsamen Staatsbürgern zu erziehen, noch ihr Gutes; die Neger waren gezwungen gegen Empfang von Nahrung und Kleidung für ihre bisherigen Herren ein tägliches Arbeitsquantum zu verrichten, und waren willig nach Vollendung ihres Tagewerkes, welches sie sehr leicht in vier Stunden verrichten konnten, noch für Geld zu arbeiten; der wirkliche Verlust war mithin in jener Zeit nicht groß, aber die Aussicht auf eine völlige Aenderung dieses erträglichen Zustandes und ein solcher Lage natürlicher panischer Schrecken brachten die größte Verwirrung hervor; die Einen, welche ohnehin schon auf schwachen Füßen standen, oder ihr Unternehmen mit fremdem Gelde hatten beginnen müssen, wurden geradezu bankerott, Andere suchten ihr Eigenthum um jeden Preis los zu werden, und der Werth der Plantagen sank

tiefer als er trotz aller üblen Umstände wirklich war. Was die durchschnittliche Abnahme des Werthes war, ist schwer zu sagen: viele schätzen die Abnahme um ein Drittel, ja um die Hälfte des früheren Werthes, aber ein Beispiel, und keineswegs ein alleinstehendes sagt uns, daß eine bekannte prachtvolle Zuckerpflanzung nahe der Stadt, welche ein Einkommen von 25,000, in glänzenden Jahren von 30,000 Pf. St. lieferte, um 36,000 Pf. St. verkauft wurde; der Ertrag war nunmehr etwa 4000 Pf. St. jährlich.

Betrachten wir die Lage der Colonie am Ende der Lehrzeit: von Sir Robert Schomburgk, dem berühmten Reisenden in Guiana entlehne ich folgende Vergleichung der Ausfuhr der Jahre 1839 und 1836, die derselbe, obgleich ein entschiedener Freund der Emancipation, mit Recht »a frightful decrease« nennt: der Ausfall am Geldwerth der Produkte betrug an Zucker 665,748 Pf. St., Rum 240,436 Pf. St., Baumwolle 31,236 Pf. St., Kaffee 98,926 Pf. St., Syrop 113,020 Pf. St., in Summe an 1,150,000 Pf. St., nahe vierzehn Millionen Gulden jährlicher Ausfall! Solche Zahlen beweisen. Inzwischen mochte sich die Ausfuhr wieder etwa um ein Achtel vermehrt haben. Die Hälfte der kultivirten Fläche von Guiana lag wüst, viele Plantagen gänzlich verwildert, andre nur zum Theil bearbeitet; eine Menge Neger hatten während der

Lehrzeit ſo viel Geld erworben, daß ſie ſich alsbald nach völlig erlangter Freiheit unabhängig anſiedelten, und, nach der Neigung ihrer Race nur ſo viel zu verdienen als ſie unbedingt brauchen, ſich den Arbeiten im Taglohn der Pflanzer faſt gänzlich entzogen. Der größte Mangel an Arbeitskräften trat ein, der Taglohn von einem halben Dollar, den ein fleißiger Arbeiter leicht auf's Doppelte ſteigern konnte, war erdrückend und außer allem Verhältniß zu dem Werth des Geldes in der Colonie. Auch arbeitete die Mehrzahl der Pflanzer mit Schaden, um nur ihren Credit bei den engliſchen Handelshäuſern zu erhalten, und mehr als ein Pflanzer machte mir die Bemerkung, welche hier faſt ſprüchwörtlich geworden iſt, daß in Guiana die Pflanzer arm und die Arbeiter reich werden. In der That nahm man an, daß ein ſolcher in vier Jahren ſich ein unabhängiges Vermögen zuſammenſpare, andere ließen ſich ohne weiteres im Innern an den Flüſſen, als Squatters im amerikaniſchen Sinn, ohne Eigenthumsrecht nieder, wogegen jedoch bald Abhülfe geſchafft wurde, ſowie auch kein Verkauf von Staatsländereien unter 100 Morgen ſtatt hatte; nun aber thaten ſich die Neger zuſammen, kauften ganze Pflanzungen an, die ſie unter ſich vertheilten, und auf denen ſie in ihrer Weiſe, mit den roheſten Lebensbedürfniſſen zufrieden, vegetirten. Selbſt in dem dichtbevölkerten Stadttheile hatten ſie ſich eine

unverhältnißmäßige Menge Häuſer und Plätze angeeignet, und die unglücklichen weißen Einwohner ſahen ihr faſt unvermeidliches Schickſal von den Schwarzen immer mehr verdrängt zu werden, ſo recht vor Augen.

Solche Umſtände waren entmuthigend genug, um ſo mehr da faſt kein Bewohner der Colonie in der allgemeinen Calamität von direkten oder indirekten ſchweren Verluſten verſchont blieb; es traf indeß Anderes damit zuſammen, was einen energiſchen Kampf gegen das Mißgeſchick möglich machte. Die augenfälligen Vorzüge des Landes waren eine Aufmunterung, nicht Alles verloren zu geben; dazu war ein namhafter Theil der Pflanzungen Eigenthum engliſcher Kapitaliſten, welche mit einem augenblicklichen Opfer Maaßregeln treffen konnten, deren ſpäterer Erfolg im glücklichen Fall die ungeheuren Auslagen erſetzen mag, andre Beſitzungen waren um ein Spottgeld gekauft und boten dem unternehmenden neuen Beſitzer Anlaß zu fruchtbringenden Anlagen, endlich verdient die Feſtigkeit der perſönlich Betheiligten Lob, ja Bewunderung. Alsbald gelangte man zu der Einſicht daß man das Uebel an der Wurzel angreifen müſſe, und ſann auf durchgreifende Erſparniß von Händen durch Maſchinen, und auf Begünſtigung der Einwanderung im möglichſt großartigen Maaßſtab. Beides war damals in vollem Gange.

Was das Maſchinenweſen betrifft, ſo hatte nicht

nur jede Zuckerpflanzung eine Dampfmaschine zum Zerquetschen der Rohre, sondern diese Maschine mußte auch die Rohre selbst zwischen die Walzen schütten, und auf der andern Seite das ausgequetschte Stroh in einem Wägelchen nach dem Schoppen bringen, wo es zur Feuerung aufbewahrt wird. Deßgleichen hatten die meisten Pflanzungen complicirte und kostspielige Dampfsiedereien, deren eine nicht weniger als 25,000 Dollars zu stehen kam; meist waren es Apparate in welchen der Zuckersaft in einer hermetisch verschlossenen Blase schon bei 60—70° R. gekocht wird, indem eine Dampfmaschine die sich entwickelnden Dämpfe herauspumpt und eine stark verdünnte Luft fortwährend erhält. Ein Faß so bereiteten Zuckers hält 2400 Pfd., während ein gleich großes mit gewöhnlichem Zucker nur 2100 Pfd. wiegt. Wer solche Summen wie die obige unter den ungünstigsten Aussichten aufwendet, zeigt daß er entschlossen ist über die Krisis mit jeder möglichen Anstrengung hinwegzukommen, und wenn man diese prachtvollen Etablissements, die ihres Gleichen in Westindien nicht haben, betrachtet, so kann ein Unkundiger leicht zu dem Wahne verleitet werden, als sei die Colonie blühender denn je, während freilich dieser Glanz nur schweren Opfern die sich erst bezahlt machen sollen, oder gar dem Bankerott des alten Besitzers, der seine Habe um ein Geringes weggeben mußte, zu verdanken ist.

Beträchtliche Einwanderungen hatten ſchon mit dem Anfang der Lehrzeit begonnen, beſonders langte damals eine Anzahl Deutſcher, nicht über 100 an, welche ſich auf fünf Jahre verbindlich gemacht hatten; ſie wurden namentlich als Arbeiter unter Dach und Fach auf den Pflanzungen verwendet, und gediehen, wiewohl manche ſtarben, verdienten auch viel Geld, verließen jedoch ſämmtlich die Colonie wieder, da ſie deutſche Gemüthlichkeit ſchwer vermißten. Weniger glücklich war das ſeelenverkäuferiſche Unternehmen eines deutſchen Juden, der in Folge eines Contrakts mit den Pflanzern eine Anzahl Deutſcher im Jahr 1839 einführte; gegen den Vertrag, welcher von tüchtigen und reſpektablen Leuten ſprach, las er ſeine Karawane in den Straßen von London auf, und die Leute ihrerſeits machten ſich die geſetzliche Beſtimmung zu nutze, daß Niemand durch einen Leibeigenſchaftsvertrag der nicht in der Colonie ſelbſt abgeſchloſſen werde, gebunden ſei. Sie liefen auseinander, und die meiſten ſtarben oder verdarben im Lande, beſonders durch Unmäßigkeit. So weit deutſche Auswanderung nach Guiana. Man pflegte dort zu ſagen daß jenen Deutſchen um ſo weniger zu helfen geweſen ſei, weil ſie guten Rath verſchmähten, eine Angabe in der ſich allerdings der Charakter des deutſchen Auswanderers ſpiegelt.

Bis 1841 wanderten ferner ein: 3000 weſtindiſche

Neger, 3000 ſolche von Sierra Leone und 5000 Portugieſen von Madeira, welche Einwanderungen der Colonie volle 380,000 Dollars koſteten. Die letzteren verdienen beſonderer Erwähnung, weil ſie ſich als ſehr nützliche Subjekte erwieſen haben, und weil man eine beträchtliche Anzahl ihrer Landsleute erwartete. Zwar ſtarben ſelbſt von dieſen an ein warmes Klima gewöhnten Menſchen in kurzer Zeit 2000, man glaubte indeß genügende Gründe zu finden, aus denen ſich dieſes traurige Reſultat ohne Schaden für den Ruf des Klimas erkläre: ſie ſollen aus Sucht recht viel Geld zu gewinnen ſich überarbeitet, ſich keine ordentliche Nahrung und Kleidung, und in der Krankheit nicht einmal einen Arzt gegönnt haben. Spätere Reſultate, ſelbſt für die Feldarbeit ſeien günſtiger geweſen. Sie ſind ſehr thätig und unternehmend, und füllen einen Beruf aus, den man als Anfang der Civiliſation im Innern betrachten kann, den der Hauſirer; mitten im Urwald und fern von allen Weißen habe ich dieſe Leute mit dem Bündel auf dem Rücken in den Hütten der Indianer angetroffen, auf welche die Zier europäiſchen Flitters einen gewaltigen Eindruck zu machen ſchien. Jene Sterblichkeit unter den Portugieſen veranlaßte die Regierung ſowohl aus Gewiſſenhaftigkeit als aus Intereſſe, um dem Ruf des Klimas nicht zu ſchaden, die Einwanderungen von Madeira zu erſchweren; es war aber im Werk dieſe

Beſchränkung wieder aufzuheben, und man ſchmeichelte ſich noch 20,000 mehr zu erhalten, welche gern die Dürftigkeit ihrer Inſel verlaſſen würden. Inzwiſchen hatte man aber einen Ausfuhrzoll von 5 Dollars per Kopf Seitens des portugieſiſchen Gouvernements feſtgeſetzt.

Durch eine Privatunternehmung wurde die Aufmerkſamkeit auf die Coolies oder Lascars wie man ſie hier nennt, gelenkt; Coolie iſt in China und Oſtindien der Name für Arbeiter, Lascar die gewöhnliche Bezeichnung für eingeborene Matroſen der Hindu- oder malayiſchen Race. Da man in Weſtindien gar wenig von Oſtindien weiß, ſo hat mir erſt mein ſpäterer Aufenthalt in letzterem Lande nähere Aufklärung verſchafft: dieſe Leute ſind ſämmtlich Hindus aus Südindien, zur Auswanderung — welche ihre Religion, ſowie ſelbſt Seereiſen verbietet — durch Uebervölkerung und Hunger getrieben, vielleicht auch zum großen Theil Individuen niedriger Kaſte oder gar Pariah's, welche bei der Ungunſt der Braminen nichts zu verlieren haben.* Dieſer erſte Verſuch mißlang ſchon darin,

* Ein von einer Seefahrt zurückgekehrter Hindu muß ſich, da er ſeine Kaſte verloren hat, förmlich wieder einkaufen, durch Geld oder harte Buße: die Unglücklichen welche ſich zu Ehren der Gottheit an einem Schwebebaum, durch Haken die im Fleiſch ihres Rückens befeſtigt ſind, ſchwingen laſſen, pflegen ſolche Büßer zu ſein. Die Deportation, von den Engländern eingeführt, iſt dem rechtgläubigen Hindu härter als der Tod.

daß die Coolies den Negern ähnlich müssig gingen wenn sie Geld verdient hatten, und nur arbeiteten wenn es ihnen Noth that; viele starben außerdem,* dem Rest gefiel es nicht in der Fremde und sie kehrten zurück, wobei sie zum Schaden der Colonie viel Geld mitnahmen: dreihundert hatten 26,000 Dollars zusammengespart. Diese ungünstigen Resultate brachten die Anti-Slavery-Partei in England, jenen selbst durch die Erfolge der Emancipation nicht versöhnten Feind der Pflanzer in Bewegung; ohnehin sagte diesen der Gedanke nicht zu, daß die süßen Früchte des Monopols welches den Negern durch den Arbeitermangel zugefallen, von andern getheilt oder gar geschmälert werden sollten; unter dem Vorwand daß diese Einwanderung von Coolies nur auf eine neue Sklaverei hinauskomme, setzten sie ein Verbot gegen dieselbe durch. Ganz entsprechend hassen auch die Neger selbst die Coolies und die Portugiesen als Concurrenten, und wollen letztere nicht einmal als Weiße gelten lassen.

Von dem heuchlerischen und arglistigen Treiben der eben genannten fanatischen Partei will ich eine Probe mittheilen, ein Stückchen welches einer der Hauptleute der Anti-Slavery-Association in Guiana spielte; dieser Mensch erbat sich im Anfang der Lehrzeit Briefe von

* Ihre ersten Todten gedachten sie nach Hindusitte zu verbrennen, was jedoch die Behörden nicht zugaben.

dem Colonial Office an die Behörden in Westindien, um die Wirkungen der Emancipation zu studiren; man gab ihm die Briefe willig, und wies gleichzeitig die Gouverneurs an, diesem Vorhaben jede Erleichterung zu gewähren. Nun kam jener S. in Demerara an, stellte sich jedoch dem Gouverneur nicht vor, sondern begab sich aufs Land, wo er heimlich und verkleidet des Nachts unter den Negern herumschlich, und da er gekommen war um zu finden was ihm paßte, Unfrieden stiftete und die Angaben der Neger in Klagen zu verdrehen wußte. Als der Gouverneur Sir James Carmichael Smyth von diesem Treiben hörte, schrieb er einen Brief an S. worin er sein Bedauern aussprach, daß Jener nicht den gerad en Weg zur Erforschung der Wahrheit gewählt habe, ihm seine Hülfe anbot, und auf alle Fälle ihn bat ihm vor seiner Abreise Einsicht der gemachten Aufzeichnungen zu gewähren. Das paßte dem Andern nun freilich nicht, und er fuhr in seiner Weise fort die Neger auszuforschen und aufzureizen. Sir James ließ ihn nochmals durch seinen Sekretär auffordern, ihm alles mitzutheilen was er nicht in der Ordnung gefunden habe, S. hatte aber nichts dergleichen, wohl aber veröffentlichte er alsbald nach seiner Rückkehr ein dickes Pack lügenhafter Berichte. Sir James indeß hielt eine Vertheidigung bereit, stellte das Benehmen des Mannes bloß, und die Thür des Colonial Office wurde ihm verboten.

Durch ganz Westindien ist eine Bande schlechter Zeitungsschreiber und Demagogen verbreitet, welche in Ermanglung eines ehrenwerthen Weges zu Macht und Ansehen sich auf das numerische Gewicht der schwarzen Stimmberechtigten stützen, und diesen schmeicheln, indem sie sie gegen die Pflanzer aufhetzen und das Colonialinteresse in jeder Weise zu untergraben suchen. Ein Unheil für Guiana war es, daß der schwache und unfähige Nachfolger von Sir James C. Smyth bei seiner Ankunft ganz in die Hände dieser Menschen fiel, welche sein Urtheil trübten und ihn zu feindseligen Maaßregeln gegen die Pflanzer anzuspornen suchten. Während die ganze Colonie unter dem Druck der schweren Zeiten seufzte, freute sich der arme bethörte Mann über die Blüthe seines Reichs, und berichtete die verkehrtesten Dinge nach Hause, insbesondere führte er als Zeichen der gedeihlichen Entwicklung des Volkswohlstands jene Thatsache an, daß die Neger eine verlassene Pflanzung nach der andern an sich brächten und zerstückelten. Man sagt daß dieser kühne Beweis der Blüthe von Guiana die Aufmerksamkeit Lord Stanley's auf sich zog, und daß er dem Gouverneur persönlich erwiederte, man pflege nach allgemeinen Grundsätzen die Blüthe einer Colonie nach dem Belauf ihrer Ausfuhr zu schätzen, und die Berichte über letztere seien weit entfernt jene rosenfarbenen Schilderungen zu rechtfertigen, auch existire

neben der arbeitenden Bevölkerung noch eine andere Klasse deren Bestehen der Regierung nicht gleichgültig sein könne, solche die durch Kapital, Grundbesitz, Kräfte und Intelligenz hervorragten, die Pflanzer nämlich. Nun gingen dem Gouverneur die Augen auf, und er suchte sich von jenen nichtswürdigen Rathgebern frei zu machen, welche ihn indeß in die heftigste Feindschaft mit den Colonisten gebracht hatten; alle seine Berichte in jener Zeit athmeten diesen Geist der Feindseligkeit gegen die Pflanzer. Inzwischen hatten die Maaßregeln zur Einwanderung schlechten Fortgang, und wurden auch von England her nicht günstig angesehen; Niemand wußte wie es zuging, bis unter den dem Parlament vorgelegten Aktenstücken über die Colonialverwaltung ein Bericht aus Demerara ans Licht kam, in welchem der Gouverneur gegen eine stärkere Einwanderung als jährlich 2000 protestirte. Nun wandten sich die Pflanzer an das Colonial Office und verlangten Untersuchung, und zwar durch die eigenen Beamten der Centralregierung, die Stipendiary Magistrates; diese gingen nun von Pflanzung zu Pflanzung um den Bedarf an Arbeitern zu prüfen, und berichteten sachgemäß, daß etwa die Hälfte aller Plantagen wegen Mangels an Arbeit verlassen sei, und daß 50,000 neue Einwanderer von den Pflanzern nicht nur beschäftigt, sondern sofort beherbergt werden könnten. Nun war der Gouverneur der Erste

welcher berichtete, daß die Colonie nur durch eine Einwanderung von jährlich 10—15,000 Mann gerettet werden könne; umfassende Plane wurden nun gemacht, und eine Anleihe von 500,000 Pf. St. zu diesem Zwecke mit Genehmigung des Colonial Office contrahirt.

Schon vor dieser großartigen Anleihe hatte man einen neuen und glücklicheren Versuch mit Coolies gemacht, indem auf Kosten der Colonie deren 500 eingeführt wurden. Die Sache wurde so organisirt, daß Schiffe durch die Centralregierung gemiethet und von London aus nach Indien abgesendet wurden, wo öffentliche Agenten in verschiedenen Häfen die Schiffe und ihre Aufnahmsfähigkeit inspicirten und das Ganze überwachten; die Auswanderer gingen nun um das Cap der guten Hoffnung nach Demerara, wo die Colonialregierung 15 Pf. St. für den Kopf zahlte, und die Leute nach ihrem Ermessen auf die Pflanzungen vertheilte; die Pflanzer auf die eine solche Erleichterung traf, zahlten dafür nichts. Nach fünf Jahren hatte jeder Coolie das Recht auf freie Rückfahrt, vorausgesetzt daß er seine Zeit in fleißiger Arbeit verbracht und sich nicht der Vagabondage ergeben hatte; wollte er nach vier Jahren zurückkehren, so zahlte er 3 Pf. St., nach drei 6 Pf. St. und so für jedes Jahr des verkürzten Aufenthalts ein Fünftel jener 15 Pf. St. Man trug große Sorge, die Leute möglichst in Einer Gegend und auf

Pflanzungen die vollkommen geeignet waren, angesiedelt, um sie zum Bleiben zu vermögen; im Jahre 1846 und fernerhin erwartete man jährlich 10,000, und beabsichtigte namentlich Familien und Weiber einzuführen, damit auch in dieser Weise Guiana ihnen zur Heimath werden möchte.

Zu diesen Einwanderungsplanen kommen noch die, welche mein Freund der Negerkönig Butts eingeleitet, und deren Resultat noch ungewiß war; außerdem dachte man an die Azoren, die Cap Verde'schen Inseln und selbst an freie Farbige aus den Vereinigten Staaten. Ein tragikomischer Beleg von der Gier mit der das arme Guiana in seiner Noth nach Händen haschte, ist das Erbieten an die Regierungen der westindischen Inseln ihnen ihre Sträflinge abnehmen zu wollen; diese hielten aber ihre Spitzbuben selbst zu werth, als daß sie dieselben hergegeben hätten.

Die eingebornen Indianer werden nie zur Ansiedlung und Arbeit gebracht werden; obgleich friedlich, mild und lenksam, und somit ihren nordamerikanischen Stammesgenossen sehr unähnlich, theilen sie doch mit diesen den unüberwindlichen Hang zu einem unstäten Naturleben.

Dieses sind die Materialien auf welche man Conjecturen über die Zukunft Guiana's gründen kann, aber selbst die Betheiligten fühlen sich des Erfolgs nicht

ſicher. Mit jenen 500,000 Pf. St. konnte die Colonie etwa 45,000 Arbeiter haben; die Summe iſt hoch, und nach der Anſicht der Pflanzer die Zahl dieſer Einwanderer kaum genügend den Preis der Arbeit erheblich herabzudrücken; es läßt ſich da freilich hoffen, daß die Einwanderung ſpäter, wenn eine wirkliche indiſche Anſiedlung ſich hier begründet haben wird, wohlfeiler werden, vielleicht umſonſt erfolgen wird; eine ſolche Conſolidation eines beſondern Volksſtammes hätte dann auch noch den wichtigen Vortheil, daß das Blut rein erhalten und kein Miſchlingsvolk, dergleichen nie etwas taugt, erzogen würde. Die vereinigte Colonie Britiſch-Guiana hat an 100,000 Einwohner, und würde alſo mit jenem Zuwachs dann 145,000 haben; ziehen wir auch nur jenes fette Küſtenland mit 240 Q.-Meilen in Betracht, ſo würde ſelbſt auf dieſem die Bevölkerung nur 604 Mann auf die Meile betragen; es iſt aber außerdem gar nicht abzuſehen, in welchem Maaße die Einwanderer wenn ſie Geld gewonnen haben, ihren Wohnſitz im Innern aufſchlagen und ihre Arbeitskräfte abermals der Colonialproduktion entziehen werden. Zwar iſt der Hindu in ſeinem Vaterland durch Uebervölkerung zur Arbeit gezwungen, und beſitzt jedenfalls auch über die Schaffung des Lebensunterhalts hinaus weit mehr Betriebſamkeit als der Neger, im Grunde iſt er aber doch eben ſo indolent wie alle Völker der heißen Zone, und ſucht

ſein Lebensglück im Genuß der Ruhe;* am allermeiſten wird aber gerade die Leichtigkeit des Erwerbs dieſe Indolenz fördern. Der Zeitpunkt wo Guiana die reichliche Anſiedlung an ſeinen prächtigen Strömen als eine erfreuliche Ausdehnung begrüßen könnte, liegt noch in weiter Zukunft; käme es aber dahin, ſo bildet freilich dieſes reiche und große Land einen ganz andern Raum für Entwicklung von Macht und Reichthum als irgend eine Inſelcolonie.

Inzwiſchen iſt Guiana nicht nur als Colonie, das heißt als Erzeugerin von exotiſchen Produkten für den europäiſchen Markt nur unvollkommen entwickelt, ſondern auch für den eigenen Bedarf iſt ſeine Ergiebigkeit nur ſehr einſeitig in Anſpruch genommen; ein bekanntes Axiom ſagt zwar, daß eine Colonie nicht Induſtrie treiben ſondern dem Markt des Mutterlandes dienſtbar ſein ſolle, hier aber werden ſelbſt die erſten Lebensbedürfniſſe und ſolche Dinge eingeführt, die das Land ſelbſt in unübertrefflicher Weiſe erzeugt; das Volk in Guiana wie überhaupt in Weſtindien lebt neben den einheimiſchen Früchten von Stockfiſch und geſalzenem Schweinefleiſch, was aus den Vereinigten Staaten eingeführt wird, und eben daher kommen nicht nur Balken und Bretter, ſondern

* Das indiſche Sprüchwort: Sitzen iſt beſſer als Stehen, Liegen iſt beſſer als Sitzen, Schlafen iſt beſſer als Wachen, und am bequemſten iſt es todt ſein — gibt kein glückliches Omen für Obiges.

ganze Häuser, während der südamerikanische Urwald wahrlich nicht nur Holz die Menge, sondern die köstlichsten Sorten liefert. Selbst frisches Rindfleisch mit den üblichen Eissendungen aus Nordamerika zu importiren ist lohnend. Die Handwerker sind schlecht, werden aber bei dem Mangel an Concurrenz und überhaupt an Händen, steinreich; 1½ Dollars täglich ist der gewöhnliche Verdienst eines Handwerkers; für das Reinigen eines Gewehrs zahlte ich 2 Dollars, ein Clavierstimmer erhält jedesmal 8 Dollars, und in einem mir erzählten Fall wurden für das Schmieren eines Wagens 5 Dollars, schreibe zwölf und ein halber Gulden verlangt!

So wenig ich eine auch nur einigermaaßen zahlreiche Auswanderung von Europäern nach Guiana auf dem Gewissen haben möchte, so muß ich doch an die oben citirten lockenden Preise die Bemerkung knüpfen, daß der einzelne tüchtige Handwerker nicht übel thun wird, wenn er in einer Colonialstadt sein Schicksal versucht; namentlich solche Arbeiter, deren Geschäft mehr die Ausübung einer Geschicklichkeit als starken Aufwand körperlicher Anstrengung erfordert, welche zugleich unter Dach und Fach ihr Handwerk betreiben und dabei nüchtern und verständig sind, werden dort, wenn sie sich einmal akklimatisirt haben, recht wohl bestehen und viel Geld verdienen; auf gemüthlichen Lebensgenuß freilich muß ein Solcher verzichten. Dagegen will ich auch bei diesem

Anlaß abermals warnen vor der Verlockung deutſcher Feldarbeiter in ein tropiſches Land;* für Guiana habe ich bereits oben einige Beiſpiele citirt, und füge noch einen ſehr lehrreichen Fall hinzu, welchen der Arzt Dr. Manget in Georgetown mir zur Motivirung ſeiner Anſicht von der Verderblichkeit des Klimas mittheilte: Ein Pflanzer in Demerara hatte ſich vier Paar Pferde mit vier Pflügern aus England kommen laſſen, um ſie auf ſeinem Beſitzthum zu verwenden; ſehr beſorgt für das Wohlergehen der Menſchen wie der Pferde, ließ er dieſelben nur in den Morgen- und Abendſtunden arbeiten, bezahlte die Leute für den Tag, und es ging Alles gut. Da fingen dieſelben an ſich ſicher zu fühlen, und da ſie zugleich mehr Geld zu verdienen wünſchten, baten ſie den Herren er möge die Zahlung nicht für den Tag ſondern für jeden umgepflügten Acker beſtimmen; der Herr war unklug genug ihnen nachzugeben, ſie fingen an ſich und die Pferde ſtärker anzuſtrengen und in der Hitze zu arbeiten, und in kurzer Zeit waren die vier

* Sir Robert Schomburgk, freilich eine Autorität, widerſpricht der Anſicht von der Untauglichkeit der deutſchen Feldarbeiter für die Tropen und beruft ſich auf die weißen Feldarbeiter in Puerto Rico. Abgeſehen jedoch daß Deutſche keine Südeuropäer ſind, ſteht jener Fall viel zu iſolirt da, als daß man die tauſend Beiſpiele von dem kläglichen Ende europäiſcher Auswanderer in heißen Klimaten und die allgemeine auf Erfahrung gegründete Meinung an Ort und Stelle ſelbſt, darauf hin übergehen dürfte.

Menſchen und die acht Pferde todt. In dieſer Erzählung drückt ſich der Punkt auf den es bei der Auswanderungsfrage ankommt recht deutlich aus: wenn der große Haufen der Coloniſten die Einſicht und die Mittel hätte ſich den Erforderniſſen des Klimas zu fügen, ſo könnten ſie auch in Guiana bis zu einem gewiſſen Grade gedeihen, da ihnen aber in der Regel, ja faſt ohne Ausnahme Beides mangeln wird, ſo werden ſie unfehlbar zu Grunde gehen.

Von dem benachbarten Surinam kam gerade in jenem Sommer 1845 die Nachricht, daß von 100 vor fünf Wochen angekommenen holländiſchen Einwanderern ſchon 40 geſtorben waren. Sollte dieſer Fall auch nicht in ſeiner ganzen entſetzlichen Ausdehnung ſich beſtätigen, ſo gilt doch das von Britiſch-Guiana Geſagte eben ſo für Holländiſch-Guiana, welches völlig gleiche Lage hat. Wir hören von Auswanderungsprojekten dahin, und halten es für Pflicht auch hier dringend zu warnen. Sofern die niederländiſche Regierung an deutſche Staaten vorerſt nur das Erſuchen geſtellt hat durch geeignete Perſonen, Aerzte und Andere, die Beſchaffenheit von Surinam prüfen zu laſſen, ſo handelte ſie mit löblicher Gewiſſenhaftigkeit; unſere Regierungen aber ſollten ihrerſeits die ernſte Pflicht erkennen, wenn ſie überhaupt auf ein ſolches meiner Ueberzeugung nach fruchtloſes Projekt eingehen, daß ſie nur erprobte und gewiſſenhafte

Kundſchafter entſenden, nicht die Erſten Beſten die ſich gern zu einer ſolchen Expedition anbieten, weil ſie etwa zu Hauſe nicht viel taugen. Ich verbürge mich dafür, daß ein gewiſſenhafter Forſcher kein anderes Reſultat erzielen wird als jenes, welches ich in mehr als einer Colonie und mehr als einem Welttheil beſtätigt gefunden habe.

Ich hätte Surinam gern beſucht, aber obgleich es ſo nahe liegt, daß man von Paramaribo in Einer Nacht zur See nach Demerara gelangt, ſo braucht man gegen Wind und Strömung acht lange Tage, ja ſelbſt das Doppelte in der umgekehrten Richtung, und zu Land iſt die Reiſe noch beſchwerlicher.

Wir haben nun über die politiſche Verfaſſung Guiana's Einiges zu ſagen. Mehrere der weſtindiſchen Inſeln, z. B. Jamaica und Antigua finden ſich im Beſitz einer ſtark entwickelten conſtitutionellen Verfaſſung, und werden ſomit in neueſter Zeit ſtatt ſich ſelbſt zu regieren, von dem numeriſchen Uebergewicht der Neger, oder vielmehr von den Demagogen regiert, welche ſich auf deren Stimmen ſtützen; Guiana dagegen hat als eroberte Colonie den Vorzug regiert zu werden, und befindet ſich dabei beſſer als z. B. das unglückliche Jamaica. In Guiana findet ſich das althergebrachte Wahlcollegium der „Kiezers," welche durch die Stimmfähigen auf Lebenszeit erwählt werden; die Kiezers ernennen die Hälfte der Mitglieder der Regierungsbehörde, Court of

Policy der Art, daß der Gouverneur stets Einen von zwei Vorgeschlagenen auswählt, die fünf andern aber von der Regierung direkt ernannt werden. Sechs andre für den Zweck des Finanzwesens auf zwei Jahre Gewählte regeln im Verein mit dem Court of Policy die Einnahme und Ausgabe. Die Stimmfähigkeit ist an einen Steuercensus oder an ein Vermögen von 150 Pf. St. geknüpft, wodurch der große Haufe der Neger ausgeschlossen bleibt, und man wird auch aus dem Obigen ersehen, daß der Demagogie in dieser Verfassung wenig Spielraum gewährt ist, weßhalb denn diese wackern Leute auch auf allgemeines Stimmrecht hinarbeiteten. Von der Frechheit der Presse citire ich nur Ein Beispiel, einen Ausfall gegen den armen Gouverneur, der das Unglück hatte es mit Allen verdorben zu haben; da hieß es in einer Ansprache an das „Volk:" „Wenn Ihr in der Straße einen Mann mit grauen Haaren seht, der ein Gesicht hat wie eine alte Geis, so wißt ihr, das ist der Gouverneur. Ihr dürft ihn nicht insultiren, denn er ist der Repräsentant des Gesetzes, aber den Hut vor ihm ziehen und ihm Respekt bezeigen dürft ihr auch nicht, denn er ist nicht euer Freund."

Ich habe schon die Stipendiary Magistrates erwähnt, bezahlte Beamte welche über Streitigkeiten zwischen Pflanzern und Arbeitern, sofern sie die Erfüllung eines Contractes auf Arbeit gegen Lohn betreffen, ohne Appell

entſcheiden. Sie ſind den Friedensrichtern, welche daneben beſtehen ähnlich, aber nicht ſo ſelbſtſtändig und angeſehen wie dieſe, welche ihr Amt unentgeltlich bekleiden; in Demerara ſind deren zehn, und ſie werden von England aus ernannt.

Die Zuſammenſetzung des Criminalgerichtshofs vermittelt zwiſchen dem Geſchwornenweſen und der Doctrin daß der Richter ſich zum Richten beſſer eigne, als der erſte beſte aus dem Volk Herausgelooste: eine Jury aus drei Richtern und drei „Aſſeſſors" entſcheidet über ſchuldig oder nicht ſchuldig. Sie berathſchlagen zuſammen, und in gewöhnlichen Fällen, wo nicht Abſcheu, Mitleid oder Sympathie die Aſſeſſors aus ihrer Ruhe bringen, werden die Rechtsgelehrten die Meinung der Andern beherrſchen. Ich will bei dieſem Anlaß erwähnen, daß ganz gegen die Meinung daß das Princip der Jury in England allſeitig anerkannt ſei, ich eine Menge gebildeter Engländer gefunden habe die mir dasſelbe willig preisgaben.

In Demerara war ich durch günſtige Empfehlungen ſo recht in die bedeutendſten und angenehmſten Kreiſe der Colonie gerathen, und erfreute mich endloſer Freundlichkeiten und Aufmerkſamkeiten. Beſonders war die Gunſt des Mr. John Croal, Mitglied des Court of Policy, eines ſehr diſtinguirten und hochangeſehenen Mannes, unſchätzbar für mich. Die Gaſtfreiheit ſtand

der von Westindien noch voran, und mein Aufenthalt in der Stadt war ein Cyclus namentlich von Diners, die nach englischer Sitte mit der Nacht begannen, und nach Ortssitte nicht eben allzufrüh aufhörten. Eine englische Mahlzeit ist schon an und für sich dem Deutschen etwas ganz Ungewohntes: zuerst kommt die Suppe, sofern es welche gibt, in Westindien regelmäßig Schildkrötensuppe, dann wird die ganze Masse der Gerichte auf Einmal auf den Tisch gesetzt, und Jeder legt vor was vor ihm steht; das Essen besteht fast ausschließlich aus wohlbereitetem Fleisch und Kartoffeln,* das in Wasser abgekochte Gemüse ist ungenießbar, künstlich zubereitete Gerichte sind nicht üblich, dafür ist aber die Art das Fleisch zuzubereiten unendlich erhaben über die deutsche und französische; wie z. B. Hammelfleisch schmecken kann, weiß kein Mensch auf dem Continent. Dafür ist freilich der englische Koch vollständig verloren wenn er kein gutes Fleisch vorfindet, während der französische dem Gaumen die Illusion zu geben vermag, daß man etwas Gutes und Nahrhaftes verzehre. Unfehlbar steht am obern Ende des Tisches ein Truthahn, am untern ein gekochter Schinken, und der Hausherr, resp. ihm gegenüber der nächste Hausfreund opfern sich und

* Guiana ist für Kartoffelbau viel zu heiß; man importirt sie von England und abwechselnd von den Bermudas, und hat sie so das ganze Jahr frisch.

ihre Tafelfreude, indem ſie die gedachten Opferthiere zerſchneiden und austheilen; der Truthahn und der Schinken ſtehen aber in einer noch näheren Beziehung, denn man ißt ſie zuſammen, um dem weißen, etwas faden Fleiſch mehr Geſchmack zu geben. Nachdem nun Jeder ſeinen Hunger an den aufgetragenen Dingen geſtillt hat, werden Deſſertteller gebracht und Süßigkeiten auf den Tiſch geſetzt, warme Obſtkuchen (Pies), Pudding u. ſ. w. Während all der Zeit wird Wein getrunken, Madeira und Sherry, und die Sitte des Zutrinkens iſt ſehr amüſant: A nickt B zu, B nickt A zu, darauf füllen beide ihre Gläſer, nicken einander zum zweitenmale zu, und trinken Jeder einen kleinen Schluck. Nach den Süßigkeiten wird Käſe und Bier geboten. Nun nehmen die Bedienten Alles was auf dem Tiſch ſteht weg, und es iſt Ehrenſache daß ein ſchön polirter Mahagonitiſch ſich zeige; Obſt, Nüſſe, Roſinen und Mandeln und Wein, namentlich Portwein und Claret (Bordeaur) werden aufgeſetzt, und ſowie einiges Obſt verzehrt iſt, pflegen die Damen aufzuſtehen und die ſcharfe Grenzlinie zwiſchen Eſſen und Gelage zu beſtimmen; äußerſt naiver Weiſe pflegt auch zu dieſem Zeitpunkt das Tiſchgebet zu erfolgen, ſo daß man unwillkürlich an die ſtudentiſche Formel erinnert wird: »Ex est commercium, initium fidelitatis,« ein Latein deſſen Ueberſetzung ſich meine ſchöne Leſerin überall ſuchen möge nur nicht beim Philologen.

Nun werden die Flaschen, da die Diener sich entfernt haben, von Einem zum Andern geschoben, ein Geschäft das mich bei manchem Souper vor dem Einschlafen bewahrt hat, das aber oft sehr scharf geht. Dies ist auch die Zeit wo Gesundheiten ausgebracht werden, und hier gilt, umgekehrt wie beim Zutrinken die Regel: »fill what you may, but drink what you fill;« man braucht das Glas nicht voll zu haben, aber muß es leeren; nur bei großen Gelegenheiten werden bumpers, d. i. volle Gläser commandirt. Dieses Sitzen nach Tisch, wenn es mit Maaß geschieht, ist jedenfalls vernünftiger als unsere Art das Essen als ein Geschäft zu behandeln, und den letzten Bissen im Munde aufzustehen; wem es zu lange dauert, der hat selbst bei Privatdiners die volle Befugniß einzeln aufzustehen und zu den Damen zu gehen; dort wird Kaffee getrunken, und in Georgetown setzten wir uns in der Kühle der Nacht nun noch auf die Verandah und rauchten eine Cigarre bei einem Glas Cognac und Wasser.

Es verräth eine naive Unkenntniß des eigenen Werths, wenn die Engländer sprüchwörtlich sagen: er trinkt wie ein Deutscher; wir leisten wohl etwas bei festlichen Gelegenheiten, aber kennen, in diesem Jahrhundert wenigstens, die Sitte nicht, alltäglich aus dem Mahl ein Gelage zu machen, am allerwenigsten in so starkem Getränke; der Deutsche, gewöhnt ein Liqueur-

gläschen voll Madeira oder Sherry zu trinken, erschrickt vor den Quantitäten die eine englische Dame ohne sichtbaren Nachtheil zu sich nimmt, und ihr Bier könnte einen bayerischen Brauknecht umwerfen; Champagner macht gar keinen Eindruck auf einen gutgepichten Engländer. Mein armer Magen hat es lange empfinden müssen, daß ich ein paar Jahre wie ein Engländer habe trinken und essen müssen.

Guiana ist das Land wo der Pfeffer wächst, wenigstens der Cayennepfeffer, und er spielt eine große Rolle hier. Schon in ganz Westindien hatte ich Anlaß mich an die stark gewürzten englischen und creolischen Gerichte zu gewöhnen; sie sind, da der Appetit in der Hitze abnimmt, erwünscht genug, erschlaffen aber wie jeder fortgesetzte Reiz den Magen desto mehr; in Guiana aber hatte ich eine neue Lehrzeit zu bestehen. Die Suppe in dem Kosthaus wo ich wohnte war die ersten Tage so gepfeffert daß ich sie nicht essen konnte, zum weiteren Bedarf lagen aber auf zierlichen Schälchen kleine Cayennepfeffer-Schoten, ganz ähnlich unserm gewöhnlichen spanischen Pfeffer, aber nur einen halben Zoll lang und noch grün. Das Aroma dieser frischen Schoten ist köstlich, aber er ist furchtbar stark und verbrennt den Mund förmlich. Die Pfefferfresserei erreicht aber ihren Gipfel in dem Kultus des Pfeffertopfes, pepperpot, welcher aus der holländischen Zeit stammt, aber von den

Engländern treulich übernommen worden ist. Der Pepperpot ist ein Kochtopf von ansehnlicher Größe, in welchen die Abfälle des Fleisches vom Tisch (in anständigen Häusern wenigstens nicht von den Tellern) geworfen und mit Pfeffer und starkem Gewürz eingemacht werden; jeden Tag wird er aufgekocht, und jeden Tag kommt neues Fleisch hinzu, aber niemals wird er gereinigt Jahr aus Jahr ein. Man erkennt auf den ersten Blick die Analogie unserer deutschen Spülichtfässer für die s. v. Schweine, der Pepperpot ist aber vollkommen recipirt, auch in den ersten Häusern; selbst Mr. Croal ließ bei einem Diner den rußigen Hausgötzen auf einen hölzernen Stuhl neben sich setzen (das ist die Manier ihn zu serviren) da der Inhalt durch das Ausschöpfen verlieren würde, und verabreichte uns das köstliche Ragout, das ich wirklich ganz schmackhaft fand, aber aus Ekel vor seiner Entstehungsgeschichte doch kaum hinunter brachte. Ein recht ehrwürdiger Pepperpot, der etwa ein Menschenalter lang besteht, wie es in Wirklichkeit vorkommt, ist allerdings werth neben den Penaten des Hauses seinen Platz zu finden; ewige Jugend ziert ihn, und er bleibt zwischen den wechselnden Geschlechtern der Menschen unverändert in edlen Ruß gehüllt bestehen. Auch den Pfefferpunsch will ich erwähnen, als Beweis daß man in Guiana die himmlische Gabe des Pfeffers nach allen Richtungen zu würdigen weiß.

Wie alle Colonien so empfindet auch Guiana die schädlichen Einflüsse der farbigen Weiber auf die Geselligkeit; sehr viele Europäer heirathen gar nicht, sondern leben mit jenen, und wenn sie sich später trauen lassen, so geschieht es meist aus Rücksicht für die Kinder. Die Frauengesellschaft ist ganz in die engsten Kreise zurückgedrängt, und die gesellschaftliche Sitte wird dadurch allerdings nicht eben feiner. Man ist in Guiana sehr tolerant gegen farbige Männer, schließt jedoch auch hier die Weiber unbedingt aus: man folgt dabei dem Gefühl daß der Mann, was er ist, durch sich selbst sei, die Stellung der Frau dagegen auf gesellschaftlichen Vorurtheilen beruhe, und beruhen müsse, so lange man eben nicht Emancipation der Frauen predigen will: Abstammung und Naturell der Farbigen aber erwecken gerade in dem Punkte auf den es bei der weiblichen Ehre ankommt, so große Bedenklichkeiten, daß die Gesellschaft nicht umhin kann sie aus Gründen der Selbsterhaltung fern zu halten.

Was die eigentliche Negerbevölkerung, das Volk von Guiana betrifft, so ist es natürlich daß sie bei dem Bewußtsein dem armen Pflanzer mit ihren theuern Diensten eine Wohlthat zu erzeigen, und bei den Schmeicheleien der Demagogen vor Uebermuth und Unverschämtheit kaum zu ertragen sind; sie bilden einen Pöbel, der allerdings bei der natürlichen Gutmüthigkeit

der Schwarzen wenig zu fürchten ist, aber ein Feind von Anstand und Ordnung und eine nicht geringe Plage für die Uebrigen. Dabei gereicht es der, übrigens sehr zahlreichen Polizei von Georgetown zur schlechten Ehre, daß einmal dicht vor meiner Wohnung in der Straße eine großartige Prügelei vor sich gehen, und unter Lärmen und Geschnatter* drei volle Stunden anhalten konnte. Sehr oft sind diese Prügeleien gegen die Portugiesen gerichtet. Die Angriffsweise der Neger ist die der Ziegenböcke, mit dem Kopf; da sie von der Natur mit einem überaus dicken Schädel begabt sind, so können sie diesen edlen Theil füglich als Mauerbrecher benützen; ihre schwache Seite sind dagegen die Beine, und es ist eine in Amerika bekannte Sache, daß man einen Neger mit einem mäßigen Hieb oder Stoß gegen das Schienbein zu Boden werfen kann, während mir andrerseits aus Habana ein Fall bekannt ist, daß ein zolldicker Stock auf dem Schädel eines Negers zerbrach, ohne diesem wirklichen Schaden zuzufügen. Ein anderer Beweis von Zügellosigkeit war, daß die Neger in den letzten Jahren auf sämmtlichen Pflanzungen in der Nähe der Stadt nach und nach die Zuckerrohrschoppen angesteckt hatten.

Natürlich sieht man in dem warmen Klima zuweilen den abenteuerlichsten Anzug, oder richtiger gesagt Mangel

* Das Schnattern in der Leidenschaft hat der Neger mit dem Affen völlig gemein.

an Anzug, die ſchwarzen Dandies aber wiſſen ſich ungemein ſchön herauszuputzen, etwa blauer Frack mit Goldknöpfen, rothe Weſte und gelbe Beinkleider; die gemeinen Weiber tragen das nationelle bunte auch bei den Männern ſehr übliche Kopftuch, oder auch Strohhüte für Männer, manchmal mit Bleiweißfarbe der Haltbarkeit wegen angeſtrichen; während aber in Haiti ſelbſt die Miniſterfrauen ſich mit jenem Kopftuch begnügen, iſt hier ein ungeheurer Andrang nach der Auszeichnung eines Damenhuts, und nicht minder nach dem entſprechenden Titel Lady, den ſie ſich wenigſtens untereinander mit großer Freigebigkeit gewähren. Eine mir bekannte Dame in St. Thomas wollte ein Dienſtmädchen miethen, man meldete ihr daß »a good lady« unten wäre die ſich anbieten wolle, worauf ſie aber erwiederte ſie brauche keine Lady zum Dienſtboten; ich wollte etwas nähen laſſen, und meine farbige Wirthin wußte eine Lady die das beſorgen könne. — Einen wahren Hexenſabbath hat die farbige Bevölkerung am Sonnabend Abend auf dem Wochenmarkt von Georgetown; an dieſem Tage bringen die Neger ihre Garten- und Felderzeugniſſe zu Markt, die täglichen Handelsartikel kommen hinzu, und das ganze geräumige Gebäude iſt glänzend erleuchtet, eine Maſſe von tropiſchem Obſt, Gemüſe u. ſ. w. mit leiblichem Geſchmack aufgeputzt, und etwa 500 Schwarze und Farbige beiderlei Geſchlechts machen einen betäubenden

Lärm, denn es ist ihr Haupt-Vergnügungsort, und der Pfefferpunsch fließt in Strömen.

Mit den Officieren der Reindeer, welche alle vierzehn Tage hier mit der Mail ankam, hatte ich große Freundschaft geschlossen, und der biedere Capitain May bewirthete mich oft an Bord, wogegen die Herren es sich auch zuweilen bei mir gefallen ließen. Da auch sie Fremdlinge waren, so machten wir manche kleine Ausflüge zusammen, unter andern nach einer Pflanzung am gegenüberliegenden Ufer, die einem Holländer gehörte, und wegen der von der englischen Sitte ganz abweichenden Hauseinrichtung mir interessant war. Kaum gelandet, sahen wir ein paar Coolies sitzen, die ersten die ich sah; Mr. Roberts, der erste Officier der Reindeer, der lange in Ostindien gewesen war, redete sie in ihrer Sprache an, und ihr Entzücken sich in der Fremde so begrüßt zu hören, war wahrhaft rührend; der arme R. konnte sie gar nicht wieder los werden, sie begleiteten uns wohl eine halbe Stunde weit, und als wir unsern Besuch gemacht hatten, fanden wir sie im Hofe sitzend, singend und mit einem Kessel Musik machend; sie hatten uns da erwartet und begleiteten uns wieder zurück. Als wir unser Boot erreicht hatten, standen die armen Menschen am Ufer, singend, ihre Hände erhebend und uns zehnmal ihr »Salám Aleikúm, Baba!« zurufend. Baba, eigentlich Vater, ist ein Ausdruck des Respekts.

Dieſe Coolies hatten ſchöne Figuren, ausdrucksvolle Geſichter, ſchwarzes ſchlichtes Haar und Schnurrbärte, eine Zier deren die Neger meiſt entbehren. Sie waren bis auf eine Art Schürze unbekleidet, und nur einer von ihnen beſaß einen Lappen, den er mit vieler Grazie und eben ſo vieler Selbſtgefälligkeit umgeſchlagen hatte. Ihre braune Hautfarbe iſt faſt ſo dunkel als die der Neger, aber ich machte damals zum Erſtenmal die Bemerkung, daß es keineswegs die dunkle Farbe iſt welche uns den Neger zuwider macht, eine Bemerkung die ich bei meinen Reiſen im tropiſchen Aſien im weiteſten Umfange beſtätigt fand; es gibt kein Volk der Erde wo man im Durchſchnitt ſo ſchönen Körperbau, edle Geſichtszüge und graziöſe Bewegungen findet, als gerade bei den Hindus. Eigenthümlich iſt es, daß auf den europäiſchen Reiſenden, ſelbſt auf Damen, die darin anfangs eine ſchlimme Schule durchzumachen haben, die Nacktheit der Tropenbewohner einen unverhältnißmäßig geringen Eindruck macht; die dunkle Farbe erſcheint ſchon wie eine Bekleidung, während der Anblick einer unbedeckten weißen Haut ſtets den Eindruck gibt, daß eine ſolche Haut nicht geſchaffen ſei, ohne Schutz den Einflüſſen der Luft und der Hitze zu trotzen.

Siebenter Abſchnitt.

Eſſequibo — Indianer — Leben im Urwald.

Das Eldorado welches im Innern dieſes Theils von Südamerika geſucht wurde, ſcheint immer noch, wenn auch in veränderter Weiſe auf alle Sterblichen die in ſeine Nähe gelangen eine unwiderſtehliche Anziehungskraft zu üben; durch Alexander von Humboldt und kürzlich durch die beiden Schomburgk's war der Schleier gelüftet, und die Großthaten der letzteren waren noch in Aller Munde in Demerara. So ergriff auch mich ein leidenſchaftliches Verlangen nach einem Ausflug auf dem ich alle Umgebungen europäiſcher Civiliſation endlich einmal abzuſtreifen hoffte; einmal in das Innere jenes ungeheuren Landes vertieft wollte ich mich denn ganz von dem Strom äußerer Umſtände treiben laſſen, und vielleicht auf dem Orinocco, vielleicht auf dem Amazonenſtrom, etwa gar durch einen neu entdeckten Verbindungsfluß, deren Vorkommen jene großen

Flußgebiete charakterisirt, mit gutem Glück wieder zur Küste gelangen. Von diesen Planen sind leider selbst die Anfänge durch die Uebermacht des Fiebers bewältigt worden, aber auch diese, und der Jubel der mich bei meinem Auszug von Demerara erfüllte, gehören zu meinen glücklichsten Reise- und Lebenserinnerungen.

Das Schicksal schien meinem Vorhaben günstig zu sein, als es mir die Bekanntschaft eines Colonisten tief im Innern vergönnte: Mr. Jeffrey, ein noch junger Mann, war mit 15 Jahren nach Guiana gekommen, und hatte alsbald solches Gefallen an dem sorgen- und zwangslosen Dasein der Indianer gefunden, daß er den Entschluß faßte eine Zeitlang unter ihnen zu leben; drei Jahre hindurch machte er sich ganz zum Indianer, begleitete sie auf ihren Jagdzügen und hängte seine Hängmatte in ihren Hütten auf. Zum Dank machten ihn die Arrowaak's, so hieß der Stamm, zu ihrem Häuptling, und das Band des Vertrauens und der Zuneigung erhielt sich auch, nachdem Jeffrey zum civilisirten Leben zurückgekehrt war. Er kaufte von der Regierung ein Stück Land im Innern, das er Indiana nannte, machte es urbar und wählte dort seinen bleibenden Aufenthalt, indem er das Fällen und den Verkauf inländischer werthvoller Holzarten zu seinem Geschäft machte, und die Indianer mehr als ein Anderer vermocht hätte, zur Leistung der hiebei nöthigen Arbeiten zu verwenden

wußte. Dieſer liebenswürdige und durch ſeine Erlebniſſe ſehr intereſſante Mann lud mich zu einem Beſuch nach ſeinem Indiana, einer der äußerſten Stationen europäiſcher Coloniſation ein, und in ſeiner Geſellſchaft verließ ich am 21. Auguſt Georgetown.

Ein kleines Dampfſchiff, das den Namen der armen Lady Flora Haſtings verewigt, verſieht die Verbindung zwiſchen Georgetown und der Colonie Eſſequibo; in zwei Stunden gelangten wir aus dem Demerara an einer flachen, buſch- und musquitoreichen Küſte hin in die Mündung des Eſſequibofluſſes. Unſere Geſellſchaft die ausſchließlich aus Pflanzern und ſolchen die Geſchäfte auf den Pflanzungen hatten, beſtand, war ſo belehrend als angenehm, und die rückhaltloſe Gaſtfreiheit mit der ſie mich alle auf ihre Beſitzthümer einluden, ſprach mich ſehr an; da ich aber mich Jeffrey ganz angeſchloſſen hatte, und dieſer nach Hauſe eilte, ſo konnte ich diesmal wenigſtens von ſo vielen freundlichen Anerbietungen keinen Gebrauch machen. Die Mündung des Eſſequibo iſt 30 engliſche Meilen breit, und würde daher, um ſo mehr da Alles flach iſt, eben ſo wenig überſehbar ſein als die des Amazonenſtroms, wenn nicht die Inſeln an ſeinem Ausfluß überhaupt eine Ueberſicht über die Ausdehnung ſeiner Gewäſſer unmöglich machten. Dieſe Inſeln ſind namentlich Leguan, Wakenaam und Tiger Island, neben einander dicht am Ausfluß,

dahinter Hog Island und eine Menge kleinere. Eine Stadt besitzt die Colonie Essequibo nicht, nur einzelne Pflanzungen, und wir kreuzten den halben Tag zwischen den Inseln und dem Festlande herum, um allenthalben Passagiere zu landen, wodurch ich denn eine ziemlich genaue Anschauung der Scenerie bekam. Das Land ist vollkommen flach, dicht bewaldet, und gegen die Gewalt des Wassers durch einen Baum geschützt, welchem die Natur recht eigentlich dieses Amt übertragen hat — die Mangrove; dies ist ein niedriger Baum, dessen zahlreiche und starke Wurzeln die Fähigkeit haben sich selbst wenn der Grund um sie weggeschwemmt ist, fest und gesund zu erhalten; außerdem eines der nicht zahlreichen Gewächse welchen das Seewasser nicht feindlich ist, und also um so mehr für solche Ufer geschaffen die durch den steten Andrang der Fluth doppelt leiden würden; diese Wurzeln bilden eine Art Flechtwerk, das oft 3 bis 4 Fuß über dem Wasser emporragt, und dem Strome jeden Fortschritt wehrt, während angespülter Schlamm und Erde vielmehr dazwischen hängen bleiben. Eine schöne Wasserfläche, prachtvolles Grün der Inselufer und ein herrlicher klarer Himmel machten die Fahrt sehr angenehm, wir waren indeß doch froh am Abend bei der Zuckerpflanzung Spring Garden am linken Flußufer zu landen, wo der Verwalter der Pflanzung uns gastfrei aufnahm. In einem Lande wie dieses, wo außer

den Pflanzungen gar keine menſchlichen Wohnungen exiſtiren, wird die Gaſtfreiheit allerdings zur Pflicht, die Freudigkeit und Zuvorkommenheit aber mit welcher dieſe Pflicht geübt wird, gereicht den Pflanzern zur hohen Ehre und macht eine ſolche Reiſe ins Blaue hinein, bei der man bald hier bald dort anklopft, doppelt angenehm.

Nach einer Nacht in der die Musquitos mich leider kein Auge ſchließen ließen, ging nun des Morgens früh die Reiſe in einem Corial weiter; dieſe Corial's (Canoes der ſüdamerikaniſchen Indianer, oder in unſerm Fall ein nach dieſem Muſter gemachtes Boot) ſind lang und ſchmal, ſehr leicht, und werden mit kurzen Rudern welche der Ruderer frei in Händen hält, ſehr raſch vorwärts getrieben; zwei Mann ruderten unſer Corial mit Leichtigkeit 5—6 engliſche Meilen die Stunde, während der dritte hinten ſaß und ſteuerte. Mit einiger Mühe zwängten wir uns in das ſchmale Fahrzeug hinein, da mancherlei Vorräthe, mit denen auch ich mich vorſorglich verſehen hatte, den Platz noch beengten; deſto weniger hinderte mich mein Bedarf an Toilettegegenſtänden, den ich für die Wildniß auf ſolch einfache Stücke reducirt hatte, daß man in ſolchem Aufzug in Europa ſchwerlich zu einem Stadtthor, gewiß nicht zu eines ordentlichen Menſchen Haus- und Stubenthür hinein gelangen würde. Für ſolche Fahrten gilt das Nützliche vor dem Schönen,

und darauf waren meine segeltuchenen Kleider, mein — horribile dictu! — blau baumwollenes Hemd und meine gelben Schuhe von Ziegenleder meisterlich berechnet.

Nach einer halbstündigen Fahrt am linken Ufer des Stromes gelangten wir an die Mündung des Supiname oder Supenaam Creek, an welchem etwa 25 englische Meilen oberhalb Indiana liegt; es war ein prachtvoller Morgen, ganz geeignet die Schönheit der Scenen zu erhöhen die sich vor unsern Augen alsbald entfalten sollten. Der Fluß ist an der Mündung 200 Fuß breit und bis weit hinauf über 20 Fuß tief, so daß er zur Schifffahrt selbst mit großen Fahrzeugen sehr geeignet erscheint; bis auf wenige Negerhütten die sich hie und da am Ufer zeigen, sind dieselben völlig unangebaut, und wir hatten zu unserer Seite nichts als die riesenhaften, uralten Bäume, umgeben von jungem Nachwuchs und durch Schling- und Schmarotzerpflanzen zu einem undurchdringlichen Dickicht verbunden. Möge man es dem armen an solche Herrlichkeit nicht gewöhnten Nordländer zu Gute halten, wenn diese nie gesehene Fülle der Vegetation mich auf den ersten Blick an — ein wohlgeordnetes Treibhaus mahnte. Und wahrlich, die Natur legt nicht minderen Geschmack an den Tag als der Gärtner: die herrlichsten Gruppen bieten sich dem Auge dar, und namentlich machen sich die verschiedenen Palmenarten als Mittelpunkt solcher Gruppen

geltend, indem ſie mit ihren ſchönen, meiſt ſchlanken Formen über das übrige Grün ſtolz hervorragen; daneben glänzen beſonders die reichen Blüthen der Schmarotzerpflanzen in allen Farben. Wenn ein Urwald, beſonders der heißen Zone, dem Fuße undurchdringlich iſt, ſo war es nun hier eine beſondere Gunſt, daß wir dieſen Reichthum von Formen ſich zum Waſſer hin abdachen ſahen, und ihren Anblick ohne alle Beſchwerde genießen konnten; ja das Waſſer ſelbſt gewährte die Hauptzierde des Ganzen, denn in ſeiner von mir nie in ähnlicher Weiſe erblickten Glätte und Klarheit ſpiegelten ſich die Baumgruppen ſo vollkommen, daß es in einiger Ferne ſchwer war die Gränze zwiſchen dem wirklichen und dem Spiegelbilde zu beſtimmen. Eine Menge Vögel belebte die ſonſt ſo einſamen Ufer, namentlich die Papageien, welche in Schaaren, aber in dieſen immer paarweiſe fliegend, und mit großem Geſchrei über uns wegzogen, oder ſich auf den Bäumen niederließen; ſo ſehr leicht ihnen anzukommen ſein ſoll wenn ſie bei ihrem Fraß ſind, ſo ſcheu fand ich ſie auf der Wanderſchaft. Bald verſtummten auch die Stimmen der Vögel, denen die ſchwüle Hitze in dem abgeſchloſſenen, von keinem kühlenden Winde beſtrichenen Flußthal eben ſo drückend werden mochte als uns. Als wir an die zweite Hälfte unſeres Wegs gelangt waren, wo die Ufer des Fluſſes allmälig ſich erheben und das Waſſer beginnt reißender

zu werden, zogen ſich Gewitterwolken zuſammen und ein furchtbarer Regenguß brachte Kühlung, aber freilich auch Näſſe, gegen die wir uns gar nicht zu ſchützen vermochten; der Donner, ohnehin ſtärker in den Tropen, machte in dieſer einſamen Gegend einen gewaltigen Eindruck. Der Fluß wurde nun allmälig enger, die Umgebungen immer wilder, der Lauf des Waſſers von zahlreichen Inſeln unterbrochen, während umgeſunkene Stämme unter der Waſſerfläche unſerer Fahrt manches Hinderniß entgegen ſetzten. Wir waren indeß nahe am Ziel, und nach einer etwa ſechsſtündigen Fahrt landete das Corial an dem kleinen Hafen des Beſitzers von Indiana.

Jeffrey hatte dieſe Niederlaſſung vor vier Jahren in einer Gegend gegründet, wo noch viele Indianer hauſten; im dichteſten Urwald hatte er eine kleine Anhöhe urbar gemacht und ſich ein freundliches Haus da gebaut, in welchem er und ſein Compagnon Mr. Shiach mich acht Tage lang beherbergten. Die Indianer, an Jeffrey's Autorität gewöhnt, ließen ſich ganz willig finden ihm die Arbeit des Holzfällens zu verrichten, wenn auch keineswegs mit der Regelmäßigkeit eines civiliſirten Arbeiters, und die gefällten Stämme wurden nach jenem Hafen am Fluß geſchleift, dort zu Flößen vereinigt und nach der Stadt geleitet. Hierbei beſchränkte ſich Jeffrey auf einige harte, werthvolle Holzarten, deren mehrere in

England zum Schiffbau Ruf erlangt hatten; die Hauptsorten waren Mora, Greenheart und Purpleheart (nach der Farbe benannt) und der Kubikfuß war einen halben Dollar und mehr werth. Geringes Holz wurde gar nicht geschlagen, denn obgleich Jeffrey selbst weiter unten am Fluß eine Schneidemühle besaß, pflegte er doch die Bretter zu seinem eigenen Bedarf billiger in Georgetown zu kaufen, wohin sie von Amerika eingeführt wurden. Das kostbarste, selbst im Innern seltene Holz ist das prächtige getigerte Letter-wood; nur der innerste Kern der Stämme ist von vollkommener Schönheit, und überaus theuer. Von einem Indianer kaufte ich einen solchen Bogen.

Was mich nun vorzüglich interessirte, waren die Indianer welche in der Nachbarschaft angesiedelt waren, sofern man bei diesen unstäten Menschen mit ihren Hütten ohne Wände, die kaum gegen Sonne und Regen Schutz gewähren, von Ansiedlung reden darf. Den Mittelpunkt bildete eine Missionskirche, welche Jeffrey herzustellen sich angelegen hatte sein lassen, und in welcher ein auf Kosten der Colonie angestellter Lehrer den schottischen presbyterianischen Ritus pflegte; diese Bevorzugung der Confession welcher Jeffrey selbst angehörte, hatte derselbe trotz der angestrengtesten Bemühungen des Gouverneurs und des Bischofs von Demerara aufrecht zu erhalten gewußt, und war stolz darauf die ganze

Kette hochkirchlicher Miſſionen welche Guiana umgibt, zu Gunſten der Lehre die er für die reinere erkannte unterbrochen zu haben. Seltſam iſt freilich der Eindruck auf den unparteiiſchen Dritten, wenn er die armen Indianer, die kaum die Grundlehren des Chriſtenthums zu faſſen vermögen, in Berührung mit unſern kirchlichen Zwiſtigkeiten gebracht ſieht. Jeffrey hatte ſchon bei ſeinem Indianerleben nicht verabſäumt ſeine Umgebung auf das Chriſtenthum hinzuführen; bereits im Jahre 1834 hatte er den Erſten taufen laſſen, und hatte nach und nach das Häuflein bis auf 100 gebracht; ich habe ſelbſt dem Gottesdienſt beigewohnt, der allerdings von der Geſchicklichkeit des Miſſionslehrers mir ſehr geringe Begriffe beibrachte; die Indianer betrugen ſich ſehr anſtändig, und erſchienen bei dieſem Anlaß auch in Hemden gekleidet, wiewohl ſie die Kleider abwerfen ſobald ſie nach Hauſe kommen.* Die Bekehrung fand von Anfang an wenig Widerſtand, ihr eigener religiöſer Glaube war ein ſehr reiner, an einen großen Geiſt wie bei ihren Stammgenoſſen in Nordamerika; Opfer- und Gottesdienſt hatten ſie jedoch nicht, wiewohl ſie Prieſter als Aerzte und Wahrſager für ihre Jagdzüge und ſonſtigen Unternehmungen beſaßen; dieſe waren denn auch

* Die Jugend lehrte man leſen und ſchreiben, und ihre Handſchrift war, wie ich das bei allen Miſſionsſchülern wilder Nationen und überhaupt bei Farbigen gefunden habe, auffallend gut.

die einzigen, die aus Eigennutz ſich der Einführung der neuen Lehre widerſetzten. Wie tief dieſe letztere bei Menſchen eindringen konnte, die trotz ihrer Bekehrung in ihrer Lebensweiſe vollſtändig Wilde blieben, läßt ſich ermeſſen, und es iſt um ſo weniger zu erwarten daß das Chriſtenthum bei ihnen eine große Ausbreitung erlangen werde, als die Indianer dieſer weiten Strecken noch lange in deren unbeſtrittenem Beſitz verbleiben werden, und in ihrer urſprünglichen Exiſtenz durch eine Einwanderung civiliſirter Völker, wie etwa in Nordamerika, nicht bedroht ſind. Die unendlich ſchwierige, gerade von der Mehrzahl der Miſſionäre mit großer Oberflächlichkeit behandelte Miſſionsfrage bietet alſo hier doppelt große Bedenklichkeiten.

Die Statur der Indianer iſt unter Mittelgröße, unterſetzt, nie corpulent, ihre Geſichtszüge breit und gutmüthigen Ausdrucks, niedrige Stirn und flache Naſe; ſie erinnern ſehr an die Abbildungen die man von den Esquimaux beſitzt. Ihre Farbe iſt heller als kupferfarb; ſeltſam iſt es daß die Geſichter bleicher ſind als der Körper, namentlich bei Weibern und Kindern, und der Ausdruck „Mondgeſicht“ iſt ganz bezeichnend für ſie. Die ſchwarzen ſchlichten Haare ſind bei den Männern oft über einen Fuß lang, oder in einen Zopf geflochten; einen alten Mann ſah ich der einen großen Zopf trug, und ſein Geſicht mit drei diagonalen Strichen ſcheußlich

bemalt hatte. Sie ſind unbärtig, und dieſes verbunden mit ihrer kleinen Statur und ihrem wenig energiſchen Weſen gibt ihnen ein kindiſches Anſehen.

Dieſe Indianer haben mit ihren nordamerikaniſchen Brüdern wenig anderes gemein, als ihre Abneigung gegen regelmäßigen Erwerb und feſte Wohnſitze. Das Gerücht ſagte daß vor wenigen Jahren im Innern große Kämpfe ſtattgefunden haben, die Stämme nahe der Küſte aber, obgleich noch keineswegs entartet oder in weſentlicher Berührung mit der Civiliſation, ſind ſanftmüthig, furchtſam und milden Charakters. Es iſt faſt unmöglich ſie zur Arbeit zu bringen, und Jeffrey der doch Einfluß über ſie beſaß, klagte daß ſie nur dann erſcheinen wenn der Hunger ſie treibt; dabei ſind ſie ſehr unzuverläſſig, und ſagen zehnmal ja, ohne ihre Zuſage zu erfüllen. So lenkſam ſie an ſich ſind, ſo eigenſinnig und mißtrauiſch ſind ſie wo einmal eine vorgefaßte Meinung bei ihnen gewurzelt hat. Untereinander ſind ſie nicht ſehr verträglich, und nur Genoſſen derſelben Familie leben an demſelben Ort; auch ſehr eiferſüchtig ſind ſie. Ihre Sprache in dieſer Gegend iſt ein abſcheuliches Patois von Engliſch, Holländiſch und ihrer eigenen Sprache.

Verglichen mit dem peruaniſchen Indianer eines durch die Hochgebirge kälteren Klimas, zeigt der von Guiana den rein tropiſchen Charakter, keine Kultur wie

die der Yncas, und dafür auch nichts von der finstern Verschlossenheit der Nachkommen aus jenem unglücklichen Staat.

Zu Sklavenzeiten pflegte man den Indianerstämmen nahe den Ansiedlungen große Aufmerksamkeiten zu erweisen, da man sie als eine Grenzwache gegen flüchtige Neger betrachtete und in der That benutzte; alle Weihnachten kamen sie dann in großen Schaaren nach Georgetown, wo sie im Hause des Gouverneurs bewirthet wurden, und sich mit gewaltig viel Freiheit dort behaglich gemacht haben sollen; dabei erhielten sie Geschenke von Gewehren und andern Dingen. Jetzt hat das aufgehört, und in der Stadt sieht man nur noch Einzelne, die wilde Früchte, Affen, Papageien und andere Ausbeute des Waldes dort zum Verkauf bringen. Sie sind harmlos und Niemand will ihnen übel; sie werden »matty,« d. h. Freund, angeredet; ihre allgemeine Bezeichnung ist »Bucks,« die sie aber als Anrede beleidigt.

Die Männer gehen fast ganz unbekleidet, an hohen Festtagen setzen sie eine Krone von Papageienfedern auf, die sehr künstlich gemacht ist; die Weiber haben eine Art Netz in dem sie stecken, keineswegs romantisch. Die Hütten sind äußerst einfach; ein elendes Dach von Palmblättern, von ein paar Stangen getragen genügt, an diesem sind die Hängmatten befestigt, und so wohnt eine Familie von 6—8 Personen in dem engsten

Raum; alles ſchwebt in den Lüften, die Kinder haben ihre kleinen Hängmatten, und wenn ich Jeffrey glauben darf ſo erhält oft der Lieblingshund eine ſolche. Bei Indiana hatten mehrere gar keine Hütten, ſondern begnügten ſich ihre Hängmatte unter der auf Pfählen gebauten Kirche aufzuhängen. Im Allgemeinen wählen ſie nur Hügelland, niemals die Ebene für ihre Wohnorte.

Ihre Nahrung gewinnen ſie durch Jagd und Fiſchfang, und durch den rohen Anbau der Caſſada, (Caſſave, Maniok) aus deren Wurzel ſie ein geſchmackloſes Brod bereiten; auch die wilden Früchte müſſen ihnen dienen, und ſie hauen ohne Bedenken einen Baum um, um zu denſelben zu gelangen, vielleicht eines der ſchlagendſten Beiſpiele ihrer uncivilisirten Lebensweiſe. Intereſſant dagegen iſt ihr Fiſchfang: ſie pflegen in der trockenen Jahreszeit wo die Gewäſſer ſeicht und ohne Strömung ſind, die Fiſche mit dem Kraut einer Schlingpflanze zu vergiften; das Kraut wird hineingeworfen, und in wenigen Minuten ſchwimmen die Fiſche betäubt an der Oberfläche; ſie ſind darum nicht weniger eßbar und werden im Vorrath eingeſalzen oder gedörrt; das nächſte Jahr ſind ſie ſicher eine eben ſo große Menge Fiſche wieder zu finden, und hiernach ſcheint jenes Gift eben nur zu betäuben, nicht zu tödten. Jeffrey gab mir ein ganzes Bündel davon mit, aber es ging mir zu Grunde, wie ſo manche naturhiſtoriſche

Merkwürdigkeit die der Reisende in den Tropen sammelt. Zur Jagd sind sie sowohl mit Bogen und Pfeil, als mit dem Gewehr sehr geschickt; ein Europäer würde gar nicht im Stande sein in dem dichten Wald, wo er jeden Augenblick anstreift und Geräusch macht, und wo er alsbald ermüden würde, zu jagen; sie aber stehlen sich so still durch das Gebüsch und sind mit der Lebensweise des Wildes so vertraut, daß sie selten leer zurückkehren. Sie haben Hunde zur Jagd, welche nach dem löblichen Grundsatz daß ein Jagdhund nicht zu fett sein darf, halb verhungert, aber doch dem Besitzer sehr ans Herz gewachsen sind; darum hat man auch dort das Sprüchwort: »lean as a Buck-dog,« mager wie ein Indianerhund, zu deutsch: wie ein Zinshahn. Jeffrey hatte eine solche Hündin, die den wohlklingenden Namen Sarape führte, für 14 Dollars gekauft, bei dem Werth des Geldes für die Indianer verhältnißmäßig mehr als man bei uns für ein Rennpferd geben würde, und also ein Beweis von der Werthschätzung eines guten Hundes bei ihnen. Auf ihren Jagdzügen begleitet sie die ganze Familie, und die ganze Habe wird mitgeschleppt; an einem passenden Platz schlagen sie dann ihr Lager auf und verweilen so lange an ihrer neuen Wohnstätte als es sich trifft; eine eigentliche Heimath haben sie nicht. Ich sah einen Indianer in seinem Reiseaufzug: die Hängmatte in ein Bündel geschlungen, welches zugleich einige

andere Habe, Pulver u. ſ. w. enthielt, und mittelſt eines Stricks der um die Stirn ging, auf dem Rücken getragen, in der rechten Hand den 7 Fuß langen Bogen mit Pfeilen; unter dem linken Arm die Flinte, in der linken Hand ein großes Meſſer. So zog dieſer Mann, der einige hundert Meilen her vom Mazaruni kam, frei und fröhlich in die Welt hinein, ein wahrhaft beneidenswerthes Weſen. Natürlich ſpielt das Corial, das Boot, in dem flußreichen Lande eine große Rolle, und ſie ſind alle Schwimmer, jedoch in anderer Weiſe als die Europäer; wenn ein Corial umſchlägt, ſo wiſſen ſich ſelbſt die kleinen Kinder zu retten.

Die Indianer begraben ihre Todten in der Hütte wo ſie geſtorben ſind, verlaſſen aber dann die Gegend wo die Familie ein ſolches Unglück getroffen hat. Als die Einführung des Chriſtenthums und die Nähe der Kirche ſie etwas weniger unſtät machte, ſetzten ſie jenen Gebrauch zwar fort, blieben indeß in der Hütte wohnen, und erhielten Monate lang ein Feuer neben dem Grabe. Einem Indianer war ſein Kind geſtorben; Jeffrey der ſeine Ideen erforſchen wollte, fragte ihn ob er die Hütte nun noch ferner bewohnen werde; der Indianer bejahte das mit dem Zuſatz, daß er in einiger Zeit wahrſcheinlich ſeinen Wohnort verändern werde. Jeffrey fragte ihn weiter, ob er dann das Dach der Hütte für den neuen Bau benützen werde, worauf der Andere

erwiederte: „O nein, siehst du nicht daß mein Kind eine Hütte braucht?“

Ein seltsames und bis dahin noch dunkles Schicksal schien diesen harmlosen Menschen zu drohen, über welches man in der Colonie viel sprach. Vor anderthalb Jahren nämlich verbreitete sich unter den Indianern das Gerücht, daß tief im Innern, noch sechs Wochen Landreise jenseit der Quellen des Mazaruni, ein Mann von außerordentlicher Macht und Gaben lebe, zu welchem alle Indianer weit und breit wallfahrteten um reiche Geschenke zu empfangen. Die bekehrten Indianer beredete man es sei Christus, und sie schickten wirklich Kundschafter aus, welche jedoch unverrichteter Sache zurückkehrten. Ganz neuerdings indeß waren viele von den Arrowaak's einer nach dem andern aus der Gegend weggezogen, und es schien wahrscheinlich daß der ganze Stamm folgen würde. Man vermuthete einen Anschlag der Brasilianer, die armen Indianer gefangen zu nehmen und als Sklaven zu verkaufen, da diese wegen eines ähnlichen Unternehmens bereits berüchtigt waren; die Indianer aber spotten bei dem Eigensinn der einen Grundzug ihres Charakters bildet, jeder Warnung.

Auch in holländischen Zeiten wurden die Indianer der Sklaverei unterworfen, und man verfolgte das System drei Stämme, die Warau's, Arrowaak's und Caraiben frei zu erhalten, und diese zum Fang

der Andern zu verleiten indem sie ihnen ihre Kriegsgefangenen abkauften. Noch jetzt pflegt ein Stamm der Accaway's, wenn sie auf ihren Fahrten Caraiben kommen sehen, Corial und Alles im Stich zu lassen, da denn diese herausnehmen was ihnen beliebt. Eine der ersten Handlungen der Engländer nach der Besitzergreifung war, allen Indianern und Abkömmlingen indianischer Mütter die Freiheit zu schenken.

Diese mancherlei Erzählungen meiner gütigen Wirthe, und die kleinen Ausflüge welche wir machten, verliehen meinem Aufenthalt in dieser tiefen Waldeinsamkeit einen besondern Reiz, aber auch hier, und hier selbst mehr als anderswo, beschränkten Klima und Natur meine Schritte. Zwar war die Hitze, trotzdem daß die Sonne gerade senkrecht stand und trotz unserer eingeschlossenen Wohnung sehr gemäßigt und erreichte selten 24° R., aber die tausend Stacheln, Hecken, Schlingen mit denen die tropische Natur den Europäer von ihrem Heiligthum abwehrt, waren auch hier in aller Fülle vorhanden, besonders fand ich die Waldung undurchdringlich wegen der endlosen Schlingpflanzen, die nicht nur von Baum zu Baum, sondern auch besonders auf dem Erdboden hin das Dickicht völlig ungangbar machen; man ist dann auf die betretenen Indianerpfade hingewiesen, und selbst diese sind oft mehr als schwierig. Jene Schlingpflanzen nannte Jeffrey kurzweg Waldseile, bush ropes, und

ſagte mir daß er ſich ihrer beim Holzfällen und beim Zuſammenfügen der Flöße ausſchließlich ſtatt wirklicher Seile bediene; die dünneren Ranken geben einen Bindfaden, der wenigſtens ſo lange das Holz friſch iſt ganz dem Zweck entſpricht. Auch die Waſſer gebende Liane iſt hier einheimiſch, ſie muß aber nicht nur angezapft, ſondern ein Stück förmlich abgeſchnitten werden, weil ſonſt das Waſſer nicht läuft. Ein armdickes Stück von 2 Fuß Länge gibt ein großes Glas waſſerhellen und ſehr trinkbaren Saft; die Indianer ſcheinen dieſe Quelle oft zu benutzen, denn im Walde fand ich ſolche abgeſtorbene Pflanzen.

Die Einſamkeit von Indiana wird erhöht durch die geringe Ausdehnung der urbar gemachten Umgebung des Hauſes, und ſelbſt dieſe iſt bei dem unendlich üppigen Wachsthum kaum frei zu erhalten. Noch vor 10 Monaten war Alles kahl abgetrieben worden, und jetzt ſtanden junge Bäume und Sträuche von 20 Fuß dort, und der Durchſchnitt der Höhe war 12 Fuß; ein Papawbaum, deſſen Alter von gerade einem Jahr beſtimmt bekannt war, hatte bei einem Durchmeſſer von 8 Zoll, 20 Fuß Höhe; allerdings iſt es ein ſehr ſchnell wachſender Baum, der wie die Palme keinen dichten Stamm hat. Zwiſchen dieſem Pflanzenleben hausten wir paar Menſchenkinder, und um uns herum die Ziegen, Rinder, Hühner, Enten und Gänſe der Anſiedlung,

durcheinander wie im Paradieſe. Kein Mißton der civiliſirten Welt unterbricht für gewöhnlich die Ruhe, aber um ſo greller iſt der Contraſt wenn mitten in dieſer Einſamkeit aus dem Gewehr eines europäiſchen Ruheſtörers ein Schuß fällt: die ganze Gegend geräth in Alarm, die Vögel der Wildniß, die Hausthiere aller Art, ja ſelbſt die Ziegen erheben einen ungeheuren Lärm, und ein Vogel, eine Art Heher pfeift wunderbar gellend dazwiſchen. Ueberhaupt ſind die Stimmen des Waldes mannichfaltig und ſeltſam, und nur die Mittagshitze vermag ſie zum Schweigen zu bringen; wie in Georgetown der Qu'est-ce qu'il dit, ſo läßt ſich hier der »Who are you« vernehmen, und ſein Zuruf iſt ſo verſtändlich, daß das Geſchichtchen von jenem Neger wohl wahr ſein mag, der im Begriffe flüchtig zu werden ſich im Walde plötzlich angerufen hörte, und auf die Frage des Who are you ganz erſchrocken den Hut abnahm und ſagte: »It is only me, Massa!« und nach ſeiner Pflanzung zurückſchlich. Dabei pflegen dieſe Stimmen zu ſehr regelmäßigen Stunden zu ertönen, und wie Linné eine Blumenuhr vorgeſchlagen hat, ſo drängte ſich mir hier die Idee einer Thieruhr auf: der Brüllaffe läßt ſich Abends 9 und Morgens 3 Uhr vernehmen, der Scherenſchleifer, ein großer Käfer oder Cicade, fängt ſein Geſchäft um Tagesanbruch an, eine Stunde ſpäter ziehen die Papageien mit großem Geſchrei in den Wald

zurück, nach Sonnenuntergang fängt der Who are you an zu fragen. Nimmt man noch den Haushahn hinzu, ſo hat man eine Anzahl ganz verläſſiger Zeitmeſſer.

Wenn ſich mir auf dieſe Weiſe manches exotiſche Gethier darbot, ſo fand ich doch meine Träume von Jaguars, Armadillen, Ameiſenfreſſern, Rieſenſchlangen, die ich noch in Georgetown gehegt hatte, völlig enttäuſcht; alle dieſe Thiere ſind in reichlicher Menge vorhanden, aber von Jagdpartien iſt ſo wenig die Rede, und im Dickicht hat man ſelbſt ohne Gewehr ſo viel Mühe auf ſeinen Beinen zu bleiben, daß man auf die Erlegung bedeutenden Wildes ganz verzichten muß; ſelbſt ein glücklicher Schuß würde bei der Unmöglichkeit das verwundete Thier zu verfolgen, fruchtlos ſein; ſo entkam uns unter Anderm ein prächtiger Aras. Sehr häufig iſt der Jaguar und dem Vieh in hohem Grade gefährlich, da er aber weit herum zu ſchweifen pflegt, ſo iſt wenig Möglichkeit ſeiner habhaft zu werden. Vor Kurzem wagte ſich am hellen Tage ein Jaguar die Treppe von Jeffrey's Hauſe hinauf, marſchirte durch die offene Verandah und um daſſelbe herum und zog wieder ab. Man ſagte mir daß er den Menſchen nicht ungereizt angreife, und erzählte einen Fall, wo er an der Seite eines ſchlafenden Negers einen Hund weggenommen, ohne dem Menſchen ein Leid zu thun. Seine Kraft iſt furchtbar und liegt wie beim Königstiger,

den der Jaguar auf dem neuen Continent vertritt, hauptſächlich in der Wucht der breiten Tatzen; er vermag ſeine Klauen zwei Zoll tief in das Gehirn eines erwachſenen Rindes durch den Schädel hindurch einzuſchlagen.

Neben dieſem großen Würger treiben auch hier die kleinen Feinde aus dem an Quälgeiſtern ſo unendlich reichen Inſektengeſchlecht ihr Weſen: von den bekannten Sandflöhen, die ihre Eier in die Zehen der Menſchen legen, wußte man in Indiana wie überhaupt in der Colonie mir vieles zu erzählen; von einer Zahl von 29 Coolies ſollten 20 den Folgen einer ſolchen Verwundung erlegen ſein, da Entzündung, Brand und der Tod aus deren Vernachläſſigung hervorgehen. In ganz Weſtindien ſind dieſe Thiere bekannt, und namentlich in Schweineſtällen häufig, hier aber iſt ihnen faſt Jedermann ausgeſetzt; glücklicher Weiſe hat man überall Leute die in der nöthigen kleinen Operation Uebung beſitzen, und die Eier des Thiers rechtzeitig entfernen. Von Musquitos waren wir glücklicher Weiſe frei, dafür aber von kleinen Fliegen beläſtigt, die Abends zu Hunderttauſenden gegen das Licht, oder auch in die Augen der Leute flogen, ſie ſtechen nicht, ſind aber unerträglich; nicht weniger ſtörend waren die Tauſende von Käfern, Schaben, Schmetterlingen und anderm geflügelten Ungeziefer, die vom Licht angelockt ebenfalls um

unſere Köpfe zu ſummen pflegten. Eine wahre Merkwürdigkeit ſind die ſtachelloſen Bienen, die guten Honig geben, und die man der Curioſität halber dicht bei den Aufenthaltsorten der Menſchen in ausgehöhltes Holz anſiedelt; ich mochte anfangs dem Landfrieden gar nicht recht trauen, als man mich aufforderte ungeſcheut näher zu treten und die Thierchen gar in die Hand zu nehmen. Dagegen kann man ſchlimm ankommen, wenn man wie ein paar Bekannte von mir eine Frucht von einem Baum zu reißen vermeint, und Einem etwas auf den Kopf fällt, was ſich alsbald als ein erotiſches Weſpenneſt erweist. — Ein wunderbares Beiſpiel vom Inſtinkt der Ameiſen beobachtete ich noch: eine der häßlichen amerikaniſchen Schaben wurde, als ſie durchs Zimmer lief, von Jemand todt getreten; kaum fünf Minuten ſpäter bemerkte ich daß eine Schaar Ameiſen nach dem Platze gezogen kam. Die Schabe war etwa einen Zoll lang, und die Ameiſen von kleiner Art, hatten mithin kein leichtes Werk, mit geſchickter Vertheilung der Kräfte waren ſie indeß bald im Stande das Thier von der Stelle zu ſchaffen, einige ziehend, die Mehrzahl ſchiebend, wobei ſie ſich fortwährend ablösten. Die Geſchwindigkeit war etwa 1 Zoll in 3—4 Secunden, und ſo erreichten ſie bald die Wand, einen fußhohen Blechkaſten, den ich abſichtlich ihnen recht in den Weg ſchob. Alsbald wurde ein Bote an die

Nachzügler abgeſchickt, welche um die übrigen Reſte des zertretenen Thiers beſchäftigt waren; ſie kamen mit großer Eile herbei, und es gelang ihnen die Schabe, freilich mit geringerer Schnelligkeit bis faſt zur Höhe des Kaſtens ſenkrecht hinaufzuziehen, einige voran, welche den einen Fuß der Schabe wie eine Deichſel gefaßt hatten und ſo dem Zug ſeine Richtung gaben. Leider wurde ich von dieſem intereſſanten Schauſpiel abgerufen, und als ich zurückkam hatten ſie ihre Beute in Sicherheit gebracht, wahrſcheinlich auf dem Wege den ſie gekommen waren.

Meine Wirthe waren ſehr liebenswürdig, vorausgeſetzt daß ſie nicht gerade ihren Fiebertag hatten; wem dieſes Leiden naht, der zieht ſich mit Verwünſchungen in das Innerſte ſeiner Gemächer zurück und iſt auf viele Stunden ungenießbar. Unſere Lebensweiſe, von allem ſtädtiſchen Zwang frei, behagte mir ſehr, beſonders auch die Hängmatte welche man mir zum Nachtlager gab. In einem warmen Klima wo von Zudecken keine Rede iſt, gibt es kaum eine angenehmere Ruheſtätte, das luftige Gewebe iſt kühl, und man kann ſeinen Gliedern jede beliebige Lage geben; auch hört das Schaukeln, wenn man ſich ruhig hält, alsbald auf; bei alle dem ſetze ich freilich voraus daß die Stricke wohl befeſtigt ſind, nicht wie es mir einmal in Indiana erging, wo mein ſchwarzer Bedienter, ein Ausbund von Nachläſſigkeit und Nichtsnutzigkeit, dem ich als letztes Argument ein Buch an

den Kopf geworfen hatte, mir aus Rachſucht und gekränkter Negerwürde die Hängmatte ſo loſe anbrachte, daß ich alsbald und zum Glück noch mit einem Bein auf dem Boden ſtehend mit ihr zur Erde fiel.

Da nach achttägigem Aufenthalte Mr. Jeffrey Geſchäfte in der Stadt hatte, und von Indiana aus keine weiteren Expeditionen zu machen waren, ſo begleitete ich ihn bis zu jener Pflanzung Spring Garden zurück, wohin uns Jeffrey's geräumiges und wohlgebautes Boot am 29. Auguſt Abends brachte. Von dort aus ſetzte ich nach der Inſel Wakenaam über, wo ich auf der Plantage Friendſhip gute Aufnahme und ein Pferd erhielt, um die vier engliſchen Meilen nach der andern Seite der Inſel, nach Mr. Croal's Beſitzung Palmyra zurückzulegen. Der Reiſende in einer Colonie macht in der That wenig Umſtände in der Benutzung der gaſtfreien Dispoſitionen der Pflanzer, und mag manchmal dadurch recht beſchwerlich werden, wenn er Alles zu ſeinem Fortkommen von einer Niederlaſſung zur andern erbittet. Mein Ritt war heiß, und zu meiner Freude traf ich auf einen kleinen Viktualienladen, deren man in Guiana viele hat, und wo mich ein Trunk Bier, das zur Kühlung ſehr geſchätzt wird, erfriſchte. Durch meinen Gönner und Freund Mr. Croal mit Briefen verſehen, durfte ich auf ſeiner Plantage doppelt gute Aufnahme erwarten, es ergab ſich aber daß ſowohl

Dr. Croal, der Sohn, als der Verwalter Mr. Macrae abwesend waren und vor Nacht nicht zurückerwartet wurden. Mitleidige Leute öffneten mir indeß die Pforte, und ich vertrieb mir die Zeit so gut ich konnte mit einigen Büchern die da lagen; es war Mittag, es wurde 6 und 7 Uhr und Niemand kam; zu einigem Trost versorgte man mich mit einem guten Mittagessen, ein Ding nach dem ich nicht zu fragen wagte und dessen ich doch sehr bedurfte. Um 10 Uhr legte ich mich in baarer Verzweiflung auf ein Sopha, und schlief von des Tages Hitze und Last ermüdet bald ein; um 12 Uhr erwachte ich von Dr. Croal's geräuschvoller Ankunft in seinem eignen Zimmer, es war Alles stockdunkel, und ich hatte das angenehme Geschäft mich in dieser Finsterniß zu introduciren. Mein Speech in schlechtem Englisch und nicht geringer Verlegenheit schien Dr. Croal nicht zu überzeugen daß er es nicht mit Räubern zu thun hatte, man rief nach Licht, und ich überreichte meinen Brief mit der Apologie für eine so drollige Manier Bekanntschaft zu machen. Nun war es aber des guten kleinen Doctors Sache verlegen zu werden; er war so bestürzt mir einen so schlechten Empfang gegeben zu haben, daß er weglief und Mr. Macrae zu Hülfe holte, wo dann eine allgemeine Explication erfolgte und in großem Gelächter endigte. Wie aber, wenn Dr. Croal statt zu parlamentiren, dem vermeintlichen Räuber

alsbald einen Stuhl an den Kopf geworfen oder eine Piſtole auf die Bruſt geſetzt hätte!

In allen engliſchen Colonien iſt die Menge von Schotten bemerkenswerth; theils der mindere Reichthum des Landes, theils eine dazu hinneigende Sinnesart treibt die Söhne dieſer Nation ihr Glück über See zu verſuchen, und ſie ſind ſo achtbar als unternehmend, zugleich ſehr ſolid und haushälteriſch. Die Engländer laſſen den Schotten nicht für voll gelten, und jene Mißgunſt welche zur Zeit der Vereinigung der zwei Königreiche die mit Jakob I. herübergekommenen Schotten als Hungerleider verhöhnte, welche ſich an den Fleiſchtöpfen Altenglands zu ſättigen gedächten, ſcheint noch nicht erloſchen.* Vielleicht gerade weil er fühlt, wie weh

* Eine ſehr hübſche Leſefrucht fand ich einmal in einem alten ſchottiſchen Werk: »A short abridgment of Britane's distemper, from the yeare of God 1639 to 1649« (alſo eine Geſchichte der engliſchen Revolution). Da heißt es an einer Stelle von den verſchiedenen Königen dieſer Erde: der deutſche Kaiſer ſei ein König von Königen, der König von Spanien der des Goldes, der von Frankreich ein König von Eſeln, denn er bürde ihnen mehr Laſten auf als ſie tragen könnten, der König von Schottland ein König von Männern, denn das Land beſitze keine andere Schätze als den männlichen Sinn ſeiner Bewohner, ... »and the kinge of Ingland is kinge of diwells, for as it was pryde that made diwells of angells, so their pryde makes them hatefull to all nationes, in so much as both in their actiones, in their daylie and ordinarie discourses, you may hear them underwalue all other nationes of the world, ewer building their oune praises on the dispraise of others.« — Bei

Zurückſetzung thut, iſt der Schotte weit billiger und zuvorkommender gegen Ausländer, und beſonders habe ich ſie den Deutſchen ſtets ſehr geneigt gefunden; wiſſenſchaftlicher Sinn und Aehnlichkeit in kirchlicher Richtung tragen dazu viel bei. Selbſt die deutſche Sprache iſt ihnen zugänglicher ſchon wegen unſeres ch, das auch dem Schottiſchen angehört, für eine engliſche Zunge aber nicht zu bewältigen iſt.

Mr. Croal der Vater, den ich gehofft hatte ſelbſt auf ſeiner Beſitzung zu begrüßen, ſchickte den Schooner Home, um mich den Eſſequebo hinauf nach der letzten europäiſchen Station, wo ich ihn treffen würde, zu fördern; es war ein Reiſeziel das Mancher unfreiwillig erreicht — die Strafcolonie, Penal Settlement von Britiſch Guiana. Die Leute hatten in Abweſenheit des Capitains das Schiff auf den Sand laufen laſſen, ſo daß wir die beſte Zeit verloren, und erſt Nachts um 1 flott wurden, wo Ebbe und Wind gegen uns waren; dafür genoß ich den Anblick des geſtirnten Himmels, der mir nie ſo prächtig erſchienen war: der Polarſtern tief am Horizont, der große Bär verſchwunden, und außer den glänzenden Bildern der Fixſterne Venus, Jupiter, Mars und Saturn am Himmel, die drei letzteren

dieſem Anlaß möge hier noch ein anderes Urtheil über England, ein engliſches ſtehen:

»England uses her friends as a huntsman his pack,
For she thinks, when she wants she may whistle them back.«

zu gleicher Zeit. Ich ſtand lange in dieſer Anſchauung verloren, ehe ich mich entſchließen konnte dieſen Genuß mit dem eines erbärmlichen Lagers unten zu vertauſchen. Auf dem Fluſſe konnte unſer Schifflein viele Segel tragen, das Waſſer iſt breit und die Gegend flach genug um dem regelmäßigen Strich des Windes ausgeſetzt zu ſein, und zugleich fehlten bei ſolcher Flußſchifffahrt die Gefahren welche ein mit Segeln überladenes Schiff bei einem plötzlichen Windſtoß in offener See bedrohen. Uebrigens war unſere Fahrt langweilig, und auch die Ufer des breiten Stromes ohne Intereſſe; nur die Inſeln gewähren einige Abwechslung. Da wir erſt mit der Nacht ankamen, ſo zog ich vor an Bord zu ſchlafen, und am nächſten Morgen meine Briefe an den Direktor der Strafanſtalt, welcher zugleich mein gütiger Wirth ſein ſollte, abzugeben.

Das Penal Settlement iſt eine Anſtalt für Verbrecher deren Urtheil auf harte Arbeit lautet, alſo entſprechend unſern Zuchthäuſern, jedoch ſo daß Sträflinge von zwei Monaten bis zur äußerſten Strafzeit hier zu finden ſind. Sie werden in Steinbrüchen beſchäftigt, um Georgetown, dem es an Baumaterial völlig fehlt, damit zu verſehen, ſpäter ſollten ſie auch Holz ſägen, und die Errichtung eines Arbeitſchoppens zu dieſem Zweck war gerade im Werk und beſchäftigte alle Hände. Die Anſtalt war erſt 4½ Jahre alt, ſeit 18

Monaten unter der Leitung ihres jetzigen höchst tüchtigen Vorstandes, welcher alle nur erdenklichen Verbesserungen vornahm, und in dem für Guiana so seltenen Besitz unbeschränkter Arbeitskräfte wahrhaft zu schwelgen schien; die Niederlassung enthält außer den zahlreichen wohl eingerichteten Gebäuden 100 Morgen Landes, das von Wald und Gestrüpp gereinigt war und vortreffliche Yams und Cassada erzeugte. Die Sträflinge arbeiteten den Tag über, während der Frühstückszeit und Abends nach vollendetem Tagewerk sitzen sie plaudernd vor ihren Zellen, welche erst mit Sonnenuntergang geschlossen werden. Die Strafe ist mithin einfach und leicht, die meisten Verbrecher sind Schwarze und Farbige, und zwei Weiße unter ihnen wurden mit möglichster Rücksicht behandelt. Fluchtversuche sind fast unmöglich, da die Indianer, auf viele Meilen weit die einzigen Nachbarn, für jeden Flüchtling 5 Dollars erhalten; zur Vorsorge ist auf den Jacken und Beinkleidern der Sträflinge das Wort Convict (Verurtheilter) in großen rothen Buchstaben wohl sechsmal angebracht.

Mr. Crichton, mein freundlicher Wirth, war ein vollkommenes Original, auf dessen Lebensgang die Gleichheit des Namens mit jenem bekannten englischen Polyhistor entscheidenden Einfluß geübt zu haben schien, denn auch er suchte seinen höchsten Stolz in seiner Vielseitigkeit, aber was er angriff, darin leistete er auch

Tüchtiges. Bei ſeinen 65—70 Jahren war er merkwürdig rüſtig, und erinnerte mich in ſeinen Geſichtszügen wie in ſeiner Art an den alten Blücher, wie er in der Vorſtellung der Welt lebt; frei, offen, praktiſch und in allen Sätteln gerecht, und dabei verwünſcht poſitiv. Sowohl die Popularität die der Mann in der Colonie genoß, als ſein Wohnort an der Pforte der Wildniß zogen ihm viele Beſucher und Gäſte herbei, und während der Zeit die ich dort lebte wurde ſein Haus nicht leer; auch die Art wie er dieſe umfangreiche Gaſtfreundſchaft übte, war ganz originell, er hatte einen Saal in dem wohl zwölf Hängmatten hingen, wer kam war willkommen und erhielt nicht mehr und nicht minder als eine ſolche Schlafſtätte; um ſeinen Gäſten einen guten Tiſch zu bereiten, hatte er alle Indianer der Umgegend als Jäger in ſeinem Sold, und wir beſtanden dabei vortrefflich. Jagdpartien und Ausflüge in die Umgegend und die fröhliche Tafelrunde in guter Geſellſchaft, oft eine Partie Schach mit dem alten Herrn, der ein formidabler Naturaliſt in dieſem königlichen Spiel war, füllten meine Tage aus, und ich wußte mich ſo wohl zu ermüden, daß ich die Alarmkanone die jeden Morgen kaum 50 Schritte von unſern Fenſtern abgefeuert wurde, regelmäßig verſchlief.

Crichtons Tiſch, an guten Dingen reich, ſoll mir die Gelegenheit geben einige Vergleichungen zwiſchen

der vaterländiſchen Koſt und dem was die Tropen bieten anzuſtellen. Allerdings wird Niemand in dieſem Punkte, wo jahrelange Gewohnheit am meiſten entſcheidet, ſo leicht billig ſein, und ich unterlaſſe nicht dieſen Geſichtspunkt vorerſt hervorzuheben, bekenne aber ſodann, daß ich für meine Perſon es ganz und gar mit den Genüſſen der gemäßigten Zone halte. Ich habe mancherlei Wild, Roth- und Schwarzwild, Haſen und Kaninchen, ſelbſt Pfauen und fliegende Hunde in den Tropen verzehrt, finde aber daß der Wildgeſchmack, vielleicht wegen der rauheren Lebensweiſe der Thiere in kälteren Ländern, bei uns ungleich edler iſt. Eine Ausnahme will ich höchſtens zu Gunſten des trefflichen Bratens vom Laba oder Paka, einem Nagethier gelten laſſen, ein Gericht auf deſſen Erlangung Crichton den höchſten Werth legte, und das er uns als einen Leckerbiſſen auftiſchte: es ſchmeckt dem Schweinefleiſch ähnlich, aber zarter; den zu demſelben Genus gehörigen Aguti habe ich auch gekoſtet, fand ihn aber nicht beſonders, namentlich wenn ich mich des Ausſpruchs erinnerte daß er in Amerika unſern Haſen vertrete. Ein berühmter Leckerbiſſen iſt der Leguan, die große mehrere Fuß lange ſüdamerikaniſche Eidechſe; ſie ſchmeckt wie Hühnerfleiſch, wenn man aber die ekelhaften knorpeligen Knochen in den Mund bekommt, ſo iſt es mit dem Appetit aus, und man hält ſich lieber an natürliches Hühnerfleiſch. Köſtlich und nahrhaft ſind ſeine Eier,

aber die weiche Schale erregt abermals Ekel; sie sind nach Geschmack und Ansehen den Schildkröteneiern gleich. Papageiensuppe wird gerühmt, als Braten sollen sie zu zäh sein. Wie ich einmal in Java Affenbraten — nicht gegessen habe, behalte ich mir vor zu erzählen.

Die Früchte anlangend so gibt es mit Ausnahme der Ananas fast keine einzige die unsern Kirschen, Aepfeln, Birnen, Erdbeeren gleichkommt, selbst die Orange wird man alsbald überdrüssig, der berühmte Mango ist nur in Bombay wirklich gut, überall sonst ist er wegen des Terpentingeschmacks fast ungenießbar. Die Goyava ist ein schlechter Ersatz unserer Quitte, und wird gerade so verwendet. Der Mangustin, im indischen Archipelagus heimisch, welchen ich seiner Zeit beschreiben werde, ist die einzige tropische Frucht die meinen Erwartungen entsprach. Dagegen gilt es z. B. in Java für einen besonderen Vorzug, in den höheren Gebirgsgegenden unsere Erdbeeren als etwas unübertrefflich Gutes zu kultiviren. Allerdings stammen die meisten unserer Obstsorten ebenfalls aus einem wärmeren, aber doch nicht aus dem tropischen Klima.

Am übelsten ist man mit den Surrogaten dran, welche in abgelegenen Gegenden dem Europäer statt des Brodes geboten werden. Ich habe mich immer körperlich unwohl befunden, wenn ich auf mehrere Tage des Brodes und der Kartoffeln entbehren mußte, und

nicht wenigſtens an den letzteren den Genuß einer mehligen Subſtanz fand; der Kartoffel ſteht die Yamswurzel ſehr nahe, einzelne Sorten ſo ſehr daß ſie kaum zu unterſcheiden ſind, aber ſie entbehrt der unſchätzbaren Eigenſchaft der Kartoffel daß man ſie nicht überdrüſſig wird. Die Batate oder ſüße Kartoffel, ſchon in den Vereinigten Staaten ein Leibgericht, iſt widrig ſüß. Das Brod von Caſſada, Maniok, ſieht aus wie ein Judenmatzen aus Sägeſpänen, und ſchmeckt auch eben ſo; ich habe es nie in einigermaaßen ſättigenden Quantitäten bewältigen können. Die Banane wird halbreif geröſtet und als Brod ſehr häufig auf den Plantagen bei Tiſch ſervirt, erſetzt es aber keineswegs; die friſche Frucht iſt noch eine der werthvollſten Gaben der tropiſchen Natur, man hat eine Menge Abarten, die wie unſere Aepfel- und Birnenſorten von dem Deſſert der Reichen bis zur Koſt der Schweine ſich erſtrecken; ſie iſt der Birn am ähnlichſten, aber mehliger, und man wird ſie nicht leicht überdrüſſig; zugleich iſt ſie, ſelbſt in großer Menge genoſſen, nicht ſchädlich wie der meiſte Obſtgenuß in den Tropen. Die Brodfrucht, welche nach Amerika verpflanzt iſt, habe ich bei Erichton zum Erſtenmal gegeſſen; die kugelige Frucht von der Größe eines Kindskopfes wird in Scheiben geſchnitten und geröſtet, und behagte mir beſſer als das Brodſurrogat der Bananen. Die Mehlſpeiſen aus Mais ſind noch das

Beste, wiewohl ein eigentliches Brod daraus nicht bereitet wird. Im Allgemeinen findet man aber das Mehl unseres Getreides, das im heißen Klima nicht gedeiht, unersetzlich für den Magen des Europäers, und darin liegt einer der wichtigsten Winke gegen die Ansiedlung in heißen Ländern.

Man hält sich bei dem Mangel an Brod an Schiffszwieback, dem man bald so viel Geschmack abgewinnt, daß man ihn besonders mit gesalzener Butter leidenschaftlich gern genießt. Alle Butter wird, namentlich aus Irland, gesalzen eingeführt, und ist bei der Hitze fortwährend flüssig; sie behaupten man könnte in den Tropen keine Butter machen, ich habe indeß hie und da sehr gute frische gekostet; es gehört aber zu den Eigenheiten des Colonialllebens, daß man sich in einer Menge Dinge auf die Einfuhr der europäischen Produkte verläßt, selbst wenn man sie besser im Lande selbst gewinnen könnte.

Die Cocosnuß im halbreifen Zustand, in dem sie gewöhnlich genossen wird, ist ein fades kleisterartiges Gericht; die sogenannte Milch, ein trüber etwas säuerlicher Saft, der nichts milchartiges hat, lernt man schätzen und sie gilt für sehr blutreinigend; aus dem reifen Kern ließ mein guter Capitain May auf der Reindeer ein Milchsurrogat bereiten, das allerdings den Zweck die Farbe des Thees zu trüben, hinreichend erfüllte.

Der Wein ist ein trauriges Kapitel in den Colonien; der importirte Bordeaux, der nach einem bewährten Hamburger Recept aus Pernambukholz, Zucker und Schnaps bereitet wird, so daß man meist die Späne des Rothholzes unten in seinem Glase findet, und der Rheinwein aus Honig und Schnaps verdienen nicht einmal den Namen von Surrogaten; es wird deßhalb unverhältnißmäßig viel Branntwein (Cognac, Arrack, Rum u. A.) mit Wasser getrunken. Als nationelles Getränk von Guiana setzte man mir Paywari vor, welches wie Branntweinmaische schmeckt, und in der That nichts anderes ist als eine solche gegohrne Maische von geriebener Cassada und Yam; in Crichton's Hause hatte man wenigstens die Gewähr daß es nicht in klassischer Weise bereitet war: die Indianer setzen sich nämlich in einen Kreis, kauen Jeder ein Stück der genannten Wurzeln, und — es ist nicht anders — spucken es in die in der Mitte stehende Schale!

Weit angenehmer als das Hereinragen exotischer Gerichte in unsern Küchenzettel, berührte mich der Verkehr der Ansiedlung mit den gefiederten Bewohnern der Wildniß. Die Umgebung wimmelte von halbzahmen Papageien, deren Jedermann einige besaß, die auf den Bäumen übernachteten und jeden Morgen die Sonne mit ihrem ohrzerreißenden Gekrächz begrüßten, in das sie einige Phrasen die sie im Umgang mit den Menschen

aufgeschnappt, zu mischen wußten; es waren meist die grünen Amazonenpapageien, so benannt weil sie am Amazonenstrom häufig sind. Der Ausbund unter ihnen war Mr. Crichton's Lieblingspapagei John Guaco; er übernachtete mit den andern im Freien, aber so wie C. ans Fenster trat und ihm rief, antwortete er mit einem fröhlichen: „John Guaco," und kam sofort geflogen; es war ein wunderniedliches Thier, so zahm daß man ihn in die Hände nehmen und liebkosen konnte, dabei höchst intelligent; bei Tische fehlte er nie, und pflegte auf der Schulter seines Herrn sitzend auf die Bissen zu warten die ihm zufielen. Ich gab ihm ein Stück Brod, das er ohne weiteres in Crichton's Suppenteller fallen ließ; ungeheures Gelächter entstand aber, als John Guaco nun herunterhüpfte, sein Stück Brod aus der Suppe herausfischte, und es so geschmelzt verzehrte; C. versicherte das sei seine tägliche Gewohnheit. Auch Aras hat man häufig, sie sind aber in der Gefangenschaft nichts nütze. Im Hühnerhof fielen mir große schwarze hühnerartige Vögel auf, die man in der Colonie Pauys nannte, weil sie fortwährend einen leise krächzenden Ton der wie jenes Wort lautet, von sich geben; es ist der Hocco, Crax Alector, der sich ungemein leicht zähmen läßt. Ich schickte von Georgetown eine Menge Pauys, Papageien, Affen mit Wickelschwänzen und andere Thiere nach Hause, sie sind aber, da das Schiff in der Weser einfror, alle

kläglich zu Grunde gegangen; sonst hätte sich der Pauys wohl bei uns ansiedeln lassen.

Die Lage der Strafcolonie ist sehr schön, am Mazaruni, einem Nebenfluß (links) des Essequibo; der Fluß ist dort etwa doppelt so breit als der Rhein bei Coblenz und spiegelhell wie ein See; vier englische Meilen oberhalb besuchten wir die Ruinen eines holländischen Forts, Kyk over all auf einer kleinen Insel am Zusammenfluß des Mazaruni mit seinem Nebenfluß Cuyuni, der nördlich eine Verbindung mit dem Orinocco haben soll, im Einklang mit dem Charakter der südamerikanischen Flüsse. Die Landschaft ist immer noch dieselbe: eine ungeheure Wasserfläche mit dicht bewaldeten Ufern, welche sich indeß in dieser Gegend schon mehr erheben.

Unterhalb der Strafcolonie, am Zusammenfluß des Mazaruni mit dem Essequibo, liegt eine kleine Insel mit dem Hospital für Aussätzige sehr romantisch, die schreckliche gelbe Flagge aber die dort stets weht warnt vor dem Besuch. Man hat neben dem uneigentlichen Aussatz, der Elephantiasis, welche mit dem wirklichen Aussatz oft verwechselt wird, auch diesen letzteren in seiner ganzen Furchtbarkeit; in jenem Hospital wurden dermalen vier dieser Unglücklichen aufbewahrt. Die Regierung läßt die Aussätzigen aufgreifen wo sie sich betreffen lassen, und in diese Anstalt bringen; da sie aber, Dank ihren verschrobenen Begriffen von Asyl, nicht

in die Häuser dringen darf, so ist eine Anzahl anderer derer sie nicht habhaft wird, und durch welche die Ansteckung mit diesem furchtbaren Uebel immer noch drohend ist.

Am Ausfluß des Mazaruni liegt auch eine Mission „The Grove", für Arrowaaks und einige Caraiben, im Ganzen 150—200 Erwachsene und 60—70 Kinder die die Schule besuchen; allem Anschein nach eine mit reichlichen Mitteln ausgestattete Anstalt; der Bediente des Missionärs war ein heruntergekommener König der Caraiben. Ich habe auf meinen Reisen manche Mission gesehen, und reichlichen Anlaß zu der Betrachtung gefunden daß das Missionswesen eine außerordentlich schwierige Frage ist, deren Tiefe gerade von denen die es am meisten angeht am wenigsten ergründet zu werden pflegt. Ich stelle die göttliche Auflage: „Gehet hin und lehret alle Völker, und taufet sie im Namen des Vaters, und des Sohnes und des heiligen Geistes" (Matth. XXVIII. 19.) in ihrer unbedingten Geltung oben an und erkenne darin die Pflicht auch für uns, die Bekehrung der nicht christlichen Völker zu betreiben; wenn ich aber die Art und Weise wie die Missionen ins Werk gesetzt werden gesehen habe, so ist mir fast immer das erhebende Gefühl fremd geblieben, welches eine wirksame Beförderung des Christenthums geben muß. Vor Allem ist es ein Mißgriff, wenn die

Missionen sich wesentlich mit den entarteten und erschlafften Grenzstämmen der wilden Völker beschäftigen, und darum stehen die katholischen Sendboten hoch über den unsrigen, indem sie mit völliger Aufopferung ihrer Person tief ins Innere der heidnischen Länder dringen, sich dem Volke unter dem sie wirken wollen förmlich assimiliren, und von innen heraus einen Kern der Bekehrung bilden; wenn ich dagegen manchen evangelischen Missionär behaglich mit Frau und Kind in den europäischen Umgebungen einer Colonie in einer eleganten Wohnung hausen, auch wohl Wagen und Pferd halten sah, so mußte ich mich wahrhaft schämen. Sodann ist die Bekehrung jedes Volkes oder Menschen ein psychologisches Problem von erheblicher Bedeutung; wohl ist die Bekehrung zum Christenthum vor Allem Sache eines einfältigen Herzens, nicht eines erleuchteten Geistes, aber das Herz des Neophyten muß doch wenigstens zur Entwicklung des Gefühles von Gut und Böse, Recht und Unrecht gekommen sein, ja es muß in der Uebung der Moral aus sich selbst heraus zu dem Bewußtsein gelangt sein, daß der Mensch aus eigener Kraft nichts Gutes vermag, und so muß sich das Bedürfniß nach Erlösung, was ja doch das einzige Wesen des Christenthums ist, in ihm erwecken; geht seine Bekehrung nicht diesen Weg, so bleibt der neue Glaube eben so wohl ein Götzendienst wie jedes andere

Abhängigkeitsgefühl von einer höheren Macht, das dem Naturmenschen nahe liegt oder nahe gelegt wird. Es ist mithin kein Leichtes von einem bekehrten Heiden sagen zu können, daß er wirklich glaube, und die Versuchung liegt nahe, stumpfe Leichtgläubigkeit dahin mißzuverstehen und sich mit trügerischen Resultaten zu begnügen. Während nun in einer bestehenden christlichen Gemeinschaft selbst ein Prediger oder Lehrer von sehr beschränkten geistigen Mitteln durch die Ganzheit seines Glaubens und seiner Lehre wie seines Wandels, segensreich wirken kann, so erfordert eben der Beruf des Missionärs neben jenen Eigenschaften noch erhebliche Energie, praktischen Sinn und tiefe Menschenkenntniß, drei Eigenschaften von denen eine so selten ist wie die andere, Eigenschaften ferner welche in der Heimath ein so reiches Feld für sich haben, daß es einer ungewöhnlichen und hohen Selbstverläugnung bedarf, um die höhere Ehre in dem entbehrungsvollen Beruf des Missionärs zu suchen. Die Missionsanstalten haben also eine schwere Aufgabe taugliche Werkzeuge zu finden, und die welche sich darbieten sind der Natur der Sache nach meist Schwärmer, über einer sitzenden Lebensweise tiefsinnig gewordene Handwerker, verunglückte Menschen aller Art, oder gar Subjekte die diesen Beruf wie einen andern leichtfertiger Weise ergreifen. Was dann diesen Leuten an eigener Befähigung oder innerer Weihe abgeht,

vermeint man durch Methode zu ersetzen, und bildet entweder todte Werkzeuge oder gar Heuchler. Von den letzteren will ich absehen, von den ersteren habe ich das Unglaubliche in der ungeschickten Behandlung ihrer Gemeinden gesehen, wie sie z. B. arme Wilde, die nie eine Viertelstunde unter Dach und Fach ruhig gesessen haben, mit stundenlangen abstrusen Predigten in eintöniger Rede quälen, so daß man sich nur verwundert daß sie nicht davon laufen. So fand ich auch in jener Mission einen stupiden, wimmernden Schuster, und wenn ich Crichton glauben darf so war sein Vorgänger vollkommen unwürdig, ein Jude vom Rhein, der vor der Militärpflicht ausriß, wegen seiner Kenntniß des Hebräischen von der Missionsgesellschaft protegirt, getauft und hieher geschickt wurde, wo er sich durch Unwürdigkeiten aller Art bald unmöglich machte. So ein Mensch stellt denn wohl auch einen Bericht über seine Erfolge zusammen, der sich ganz erbaulich liest, weil er den Stempel jener Methode trägt, aber welcher Art diese wirklich sind, ist leicht zu ermessen.

Nachdem ich nun alles Interessante in den Umgebungen der Ansiedlung gesehen, schickte ich mich an, zusammen mit mehreren von Crichton's Gästen den Ausflug nach den Fällen des Essequibo zu unternehmen, und von dort aus einen abenteuerlichen Zug weiter und weiter zu beginnen, als ich eines Morgens genöthigt war statt

nach dem bestellten Corial, nach dem Arzte zu schicken. Ein heftiges Fieber hatte mich, wahrscheinlich in Folge mancher Diätfehler und Anstrengungen, ergriffen, und ich fand mich in einem so kläglichen Zustande, daß alle Pläne der Weiterreise ins Innere hoffnungslos erschienen; vielmehr hielt ich es für das klügste in der Stadt bessere Pflege und ärztliche Fürsorge, als der Calomelwüthige Arzt der Strafcolonie mir zu verheißen schien, aufzusuchen; so endigte denn meine Expedition in die Urwälder von Guiana mit einem schleunigen Rückzug nach Georgetown, das ich nach einer Fahrt von 36 Stunden in dem Schooner Home wieder erreichte. Dieses Fieber war damals epidemisch, und wurde da es gleichzeitig mit der Polka in der Colonie auftauchte, das Polkafieber genannt; es starben viele Indianer daran, da sie sich weigerten Arznei zu nehmen, sonst war es nicht so gefährlich. Ein Jahr später hat es die dänische Corvette Galathea unter demselben Namen in Brasilien angetroffen.

Vierzehn Tage lang dauerte die Krankheit ohne nachzulassen, und die wüthenden Fieberanfälle, die nur durch die Ruhe einer völligen Abspannung unterbrochen wurden, nahmen mich arg mit. Gesunde und nicht überspannte Leute pflegen zu sagen, daß sie nicht begreifen wie ein Mensch so leicht wahnsinnig werden könne; das hatte auch ich oft gesagt, bis jenes Fieber

mir die volle Ueberzeugung aufdrängte, daß der arme Menſchenverſtand gar leicht in Unordnung gebracht iſt: meine Fieberphantaſien waren der tollſten und quälendſten Art, und durch das durchſchimmernde Bewußtſein daß Alles nur Phantaſie ſei, nicht zu bewältigen; einen an demſelben Fieber Erkrankten ſah ich im Begriff ſich von einem Balkon herabzuſtürzen. Nach Verlauf jener Zeit ging das Uebel in jenen gewöhnlichen Typus des Wechſelfiebers über, welches alle zwei Tage einen Anfall, dazwiſchen einen Tag leiblichen Wohlbefindens brachte; die geringſte Anſtrengung aber führte noch mehrere Wochen hindurch die größte Ermattung herbei. Daneben beherrſchte die Krankheit meinen Geiſt auf eine ſo ſeltſame Weiſe, daß ich oft mich ſelbſt auslachen mußte; jeden Gedanken an Beſchwerden, an längere Ausflüge, etwa gar an eine Erneuerung meiner Fahrten im Innern, wies ich mit leidenſchaftlicher Abneigung zurück, und fühlte eine förmliche unwillkürliche Erbitterung gegen Guiana und ſein Klima, in der die Verſicherungen meiner Freunde daß ich nunmehr vollſtändig akklimatiſirt, und auf 50 Jahre meines Lebens dort ſicher ſei, mir wie böswilliger Hohn klangen. In ähnlicher Weiſe empfand ich körperlich eine wahre Leidenſchaft für unaufhörliches Waſchen und Baden, ſelbſt das Plätſchern des Waſſers erregte mir — und noch ein volles Jahr lang nachher — ein unbeſchreiblich wonniges Gefühl,

etwa analog der Vorliebe für den widrigen Geruch des Kreosot, wenn man dieses Mittel eine Zeit lang als Palliativ gegen Zahnweh mit Erfolg gebraucht hat.

Der Anfall des Wechselfiebers pflegte mich gegen Mittag mit Zähnklappern, Schwindel, Unfähigkeit beim Sprechen die Worte zu finden zu ergreifen, dann in trockene Hitze überzugehen, und mit mehrstündigem Schlaf und ausbrechendem Schweiße sich zu lösen, und diesen Zustand durch Willenskraft zu bezwingen war ganz unmöglich; den Rest des Tages war ich dann völlig abgespannt, befand mich den nächsten Tag wieder ganz wohl, aber war sicher den dritten Tag wieder ergriffen zu werden, wenn ich nicht nach dem Anfall eine monstrose Dosis von 10 Gran Chinin genommen hatte, dann aber blieb es 8 Tage und länger aus. Leider ist das Chinin fast gefährlicher als die Krankheit; letztere kann man, da die Anfälle so scharf abgeschnitten sind, sehr lange tragen und sich dazwischen anscheinend wohl befinden, es verläuft aber bei Vernachlässigung in tödtliche Krankheiten. Ich habe diesen unfreiwilligen Begleiter noch bis nach Lima volle 4 Monate mit mir herum geschleppt, bis ich ihm von dort durch eine lange Seereise, welche immer das bewährteste Mittel bleibt, hoffentlich auf immer entronnen bin.

Achter Abſchnitt.

Jamaica — Santa Marta — Cartagena — Iſthmus von Panama.

Am 5. October, nachdem ich über zwei Monate in dem ſchönen Guiana verweilt und zuletzt auch deſſen Bitterkeiten empfunden hatte, war ich wieder unterwegs, und zwar vorläufig nach Norden; das Fieber hatte meine Thatkraft zu ſehr gelähmt, als daß ich nach meinem urſprünglichen Plan die beſchwerliche und langwierige Reiſe entlang der Oſtküſte nach Braſilien zu hätte unternehmen mögen, und deßhalb zog ich vor mit bequemeren Verkehrsmitteln nach dem Weſten Südamerika's zu gelangen. So brachte mich die gute Reindeer wieder zurück nach Grenada, wo wir von Wind und Strömung ſtark begünſtigt am 7. früh anlangten. Dieſe Fahrt war durch ein trauriges Ereigniß denkwürdig: der Capitain hatte es unternommen einen Kauffahrer aus der Mündung des Demerara zu bugſiren; durch einen unglücklichen Zufall, der ſich nicht ganz aufklärte,

wurden zwei Matrosen jenes Schiffs durch die Taue die zum Schleppen dienten über Bord gerissen und ertranken. Man warnt also nicht ohne Ursache vor diesen armdicken, meist aus Cocosfasern gefertigten Tauen (hawsers); wenn eines derselben reißt, so werden durch die gewaltigen Schwingungen die der scharfen Spannung dieser ungeheuern Saite folgen, öfters Menschen beschädigt oder über Bord geschleudert.

Das Dampfschiff Dee wurde von England über Barbadoes erwartet, und es war ein interessanter Beweis der großen Regelmäßigkeit dieser Verbindungen, daß als es einige Stunden später als gewöhnlich eintraf, allgemeine Bestürzung herrschte, und sogar Capt. Leese sich in Muthmaaßungen der düsterſten Art erging. Das Schiff war zwei Tage zu spät von Southampton abgegangen, hatte Sturm gehabt, und dennoch kam es nur 7 Stunden später als gewöhnlich und nur 10 Minuten nach der äußersten ihm gesetzten Zeit. Am 11. Morgens setzte die Dee, auf der ich mich einschiffte, ihren Weg fort, ihr Cours ging quer durch das caraibische Meer auf Jacmel (Haiti) zu, wo wir am 14. Abends ankamen, Passagiere ans Land setzten und aufnahmen, und von letzteren einige Neuigkeiten von dem Thun und Treiben des neuen Präsidenten Pierrot uns erzählen ließen; erst jetzt, wo ich den heillosen Ort wieder sah, fühlte ich vollständig wie sehr er mir durch

jenen Aufenthalt zum Ekel geworden war. Den 16. Morgens, immer von günſtigem Winde getrieben, waren wir vor Jamaica, das ich ſchon einmal flüchtig berührt hatte.

Man gelangt zuerſt nach Port Royal, einem kleinen Hafenörtchen, auf einer äußerſt niedrigen Sandbank liegend, aber durch Palmen geziert; es war früher der Hauptort der Inſel, wurde aber durch ein Erdbeben zerſtört und vom Waſſer verſchlungen. Seitdem hat man ſich am Ende der Bai um den geſicherten Hafen angebaut, und das iſt jetzt Kingston, ein ſo eigenthümlicher Ort wie ich je einen geſehen; die Häuſer ſcheinen gerade aus dem Waſſer herauszuwachſen, alle niedrig, meiſt von Holz, die Straßen eng und mit fußtiefem Staub bedeckt, dabei eine furchtbare Hitze. Im oberen Theil der Stadt findet man hübſche Häuſer von Backſtein, anſehnliche Kirchen und einen ſchönen Paradeplatz. Die nächſte Umgebung iſt äußerſt flach, jedoch nicht unangenehm, indem man ſehr beſorgt geweſen iſt Bäume bei den Wohnungen anzupflanzen; kaum eine Stunde hinter der Stadt beginnen aber die Berge in einer Höhe von 6 bis 7000 Fuß; dort liegen auch die Landhäuſer, eine Erholung für den Geſchäftsmann.

Jamaica hat, wie ein großer Theil der engliſch-weſtindiſchen Inſeln eine ſehr freiſinnige Verfaſſung, und ein House of Assembly, dem nahezu dieſelben

Befugniſſe beiwohnen wie dem Unterhaus in England; nur eroberte Colonien wie Guiana werden direkt durch königliche Befehle regiert. Solche Formen mochten ganz unverfänglich in einer Zeit ſein, wo nur Ein Intereſſe, das Pflanzerintereſſe herrſchte und vertreten ſein konnte, nunmehr aber iſt durch die Emancipation der ſchwarzen Bevölkerung die Lage der Sache in einer Weiſe verrückt, die von den Intentionen des Geſetzgebers keine Spur mehr übrig läßt und unheilvolle Parteiungen nothwendig zur Folge haben muß. In Jamaica vollends, wo jeder Grundbeſitzer Stimmrecht hat, iſt die Lenkung der Colonie faſt gänzlich der brutalen Majorität der Negerbevölkerung, und ſchlimmer noch den Demagogen die ſie zu bethören wiſſen, anheimgefallen; dieſem Umſtand verdankt ſie es auch, daß eine Anzahl von 5000 Coolies, welche die Regierung der Colonie als freie Einwanderer anbot, förmlich zurückgewieſen wurden, weil es den Negern nicht paßte, daß ihr Monopol der Arbeit beeinträchtigt werden ſollte. Von Augenzeugen weiß ich, daß bei einer Wahl, wo ein weißer und ein ſchwarzer Candidat ſich gegenüber ſtanden, die Weißen von den Negern förmlich aus dem Felde geſchlagen, d. h. geprügelt wurden, worauf die Unruhſtifter in derſelben Nacht noch einige der ſchönſten Zuckerfelder zerſtörten; zahlloſe Thaten der Unbotmäßigkeit und Frechheit dieſer verwöhnten Bevölkerung werden berichtet, und dabei werden ſie von fanatiſchen

Geiſtlichen der dort eingebürgerten Sekten noch in dieſem Treiben beſtärkt, ob aus Blindheit oder Bosheit, laſſe ich dahin geſtellt ſein; daß aber auch das Letztere nicht zu den unerhörten Dingen gehört, beweist der Fall in Demerara, wo im Jahr 1823 ein Miſſionär wegen Anſtiftung einer großen Negerverſchwörung zum Tode verurtheilt werden mußte.

Daß auch dieſe Inſel ruinirt iſt geht ſchon aus der Thatſache hervor, daß man dort Pflanzungen verkaufte um die aufgelaufenen Koſten des Taglohns decken zu können; ein ſolcher Fall machte in England großes Aufſehen, worauf man von Jamaica aus entgegnete, das ſei jetzt etwas ganz Alltägliches. Ich citire noch, zugleich als Schluß der Erörterungen zu welchen die Emancipation und ihre Folgen mir Anlaß gegeben haben, hier die Jamaica Times aus der Zeit meiner Anweſenheit:

„Die weſtindiſchen Pflanzungen unter engliſcher Hoheit waren werth im Jahre 1833	100 Mill. Pfd. Sterl.
Hievon abgezogen der Betrag der im Jahre 1836 gezahlten Entſchädigung, Rate für Weſtindien	17 Mill. Pfd. Sterl.
Nomineller Werth im J. 1845	83 Mill. Pfd. Sterl.
Wahrer Werth	18 Mill. Pfd. Sterl.
Ganzer Verluſt für Weſtindien	65 Mill. Pfd. Sterl.

das ist das allgemeine Resultat; die Ernten sind halb so groß, die Kosten dreimal so groß wie früher." Den Verehrern Onkel Tom's aber möchte ich die genauere Betrachtung dieser und ähnlicher Thatsachen anrathen, und bitte sie zu glauben, daß ich so gut wie sie für die Unterdrückten fühle.

Eine historische Notiz über die Maroon-Neger, die man mir mittheilte ist erzählenswerth. Die Insel Jamaica mit ihren Hochgebirgen eignete sich ganz besonders zur Bildung ganzer Niederlassungen flüchtiger Sklaven, welche die erlangte Freiheit so wohl zu vertheidigen wußten, daß im Jahr 1795 ein förmlicher Vertrag mit ihnen geschlossen wurde, der sie als loyale Unterthanen anerkannte: es wurde ihnen ein eigner weißer Vorgesetzter und aus ihrer Mitte ein Capitain und Lieutenant gegeben, und sie erwiesen sich fortan zum Einfangen anderer flüchtiger Neger der Colonie nützlich. Alljährlich wartete der Capitain dem Gouverneur auf, und brachte ihm als Tribut ein Schwein, auch wohl den Kopf eines vogelfreien Verbrechers.

Auch diesmal war mein Aufenthalt in Jamaica nur kurz, denn die Dee verließ den Hafen von Kingston auf dem Weg nach dem spanischen Südamerika schon denselben Abend, und um etwa das nächste, erst nach vier Wochen wieder abgehende Dampfschiff zu erwarten, dazu war ich Westindiens nach neunmonatlichem

Aufenthalte (einſchließlich Guiana's das man gemeinhin dazu rechnet) zu müde geworden. Die Fahrt durch die Bai iſt ſchwierig, und erfolgte nur mit halber Kraft und unter fortwährendem ängſtlichem Auswerfen des Senkbleis; unter der Leitung des Lootſen aber, der die volle Souveränetät über das Schiff ſowie die volle Verantwortlichkeit übernommen hatte, iſt kein Anlaß zu Beſorgniß. Unſer Lootſe in Kingston bekam zur Ein- und Ausfahrt nicht weniger als 8 Pfd. Sterl., da die Bezahlung ſich nach dem Tonnengehalt des Schiffs richtet; dieſe Summe fließt jedoch in eine gemeinſchaftliche Kaſſe. Ueberhaupt iſt das Lootſenweſen, welches bei den wenigſten Häfen zu entbehren iſt, intereſſant: dieſe Leute, denen Sturm und Gefahr das eigentliche Element iſt, pflegen auf den Wacht- oder Leuchtſchiffen ſtationirt zu ſein, vielfach aber auch vor dem Hafen kreuzend die Gelegenheit zu ihren Dienſtleiſtungen abzuwarten; ſie ſind im Beſitz der beſten Schooner und Boote, welche jedem Wind und jeder See trotzen. Mancher Capitain möchte wohl die Ausgabe, wie die Abtretung des Oberbefehls vermeiden, es zwingt ſie aber der Umſtand dazu, daß die Aſſecuranzgeſellſchaften für ein Schiff das keinen Lootſen genommen hat, im Fall eines Unglücks die Zahlung nicht zu leiſten ſchuldig ſind.

Port Royal, an dem wir wieder vorüberkamen, iſt eine Marineſtation, und man zeigte mir ein Linienſchiff

von 74 Kanonen, welches der Imaum von Muscat der englischen Regierung geschenkt hatte; wir haben bereits die Freigebigkeit dieses Herrschers gegen den nordamerikanischen König van Buren kennen gelernt, müssen aber bezweifeln ob gerade den Engländern mit diesem kostbaren Geschenk sehr gedient war; als Stationsschiff war es zwar brauchbar genug.

Gleich nach der Ausfahrt gab es ein kleines Ereigniß an Bord, das uns Passagiere, wie Alles was die Einförmigkeit des Schiffslebens unterbricht, sehr unterhielt: zwei Matrosen hatten sich, wie das zu gehen pflegt, am Lande schwer betrunken, bei ihrer Rückkehr Unwesen auf dem Schiff getrieben, und von dem erzürnten Capitain die Sentenz erhalten, gefesselt in den Raum gesteckt zu werden. Die Eßglocke welche bald nach ihrer Einsperrung ertönte, mochte die armen Teufel erinnern, daß während sie in Finsterniß und Elend schmachteten, die übrige Welt sich zu einem behaglichen Mahle gerade über ihrem Gefängniß niedersetzte, und sie erhoben ein jammervolles Geheul, zum großen Spaß der Tischgesellschaft, die alles Mitleidens baar zu seyn schien; sie schrien wie zwölf Besessene, und ich habe nie zwei Menschen einen solchen Lärm machen hören, ihr Jammer ging aber, Dank sei's „dem trüben Geist des Weins" schnell vorüber, und sie fingen an zu lachen und zu singen, und bald umfing sie wohl süßer Schlaf, denn

sie waren still. Es versteht sich von selbst daß der Capitain zur See die unumschränkte Herrschaft, natürlich auf seine Verantwortung haben muß, und gegenüber seiner Mannschaft ist auch ein gewisses Maaß von Disciplinarstrafgewalt wie im obigen Fall eben so angemessen, so wie sie denn, trotz aller Doctrin, überhaupt Jedem der mit Autorität bekleidet ist, zu deren Aufrechterhaltung zustehen muß.

Auch auf dieser Fahrt südwärts hatten wir mit den Strömungen, die in dem eingeengten caraibischen Meer so recht ihr Wesen treiben, zu schaffen, und am 17. und 18. war die See so hoch, daß die Wellen bis auf das oberste Deck des großen Dampfschiffs, wohl 20 Fuß hoch spritzten, und alle Luken geschlossen werden mußten; bei solcher See ist das Leben an Bord, auch wenn man nicht seekrank wird, nicht angenehm. Am 19. Oktober früh näherten wir uns der Küste von Südamerika, und um 8 Uhr warfen wir Anker in der Bai von Santa Marta, einem Hafen der Republik Nueva Granada.* Schon von fern erblickt man die hohe Gebirgskette, welche dieses Ufer bildet, und meine Phantasie ward nicht wenig durch diesen ersten Anblick der Andes beglückt. Die Berge erheben sich dicht hinter der Stadt zu einer Höhe von 10—12000 Fuß, und dahinter, obwohl für uns leider nicht sichtbar die

* Granāda, nicht Gránada.

schneebedeckte 16,000 Fuß hohe Spitze der Nevada de Santa Marta. Die Bergkette erstreckt sich auf beiden Seiten der Bai tief in die See hinein, und mehrere seltsam gestaltete Felseninseln bilden ihre letzten Ausläufer; wir passirten eine derselben, eine fast kegelförmige Spitze, welche befestigt ist, und die bunte Flagge von Nueva Granada zeigte, als wir an ihr vorbei in den Hafen, den sie beherrscht und schließt, einfuhren. Nunmehr entfaltete sich vor uns die ganze Tiefe der Bai, mit der Stadt im Hintergrunde, eine sehr malerische, ja großartige Ansicht; die Stadt selbst ist von der Seeseite her recht stattlich, und ganz vom spanischen Typus: schwere aber ausgedehnte öffentliche Gebäude, eine Kathedrale mit Thurm und Kuppel, und Alles in grellen Farben angestrichen. Der Hafen war freilich sehr unansehnlich, nur drei größere Schiffe enthaltend, außer einer Anzahl Küstenfahrzeuge von altmodischer Form mit hohem Hinterdeck. Natürlich waren wir alle neugierig die Stadt zu besuchen, und der Capitain war artig genug uns ein Boot zu geben; — nie habe ich in kurzer Zeit so viele neue Dinge, aber auch nie ein solches Bild von Verfall gesehen. Vor der Stadt erstreckt sich eine breite Sandbank hin, welche wir in der glühenden Sonnenhitze durchzogen, eine sehr prosaische Entree, welche nur durch die zahlreichen Aasgeier einiges Leben hatte. Wir steuerten indeß muthig drauf los, und unsere Aufmerksamkeit

wurde alsbald durch das Militär gefesselt, sämmtlich Farbige von schwarzer oder indianischer Abstammung, fast alle unter Mittelgröße, und in einem Aufzuge der ihre Erscheinung nicht imposanter machte: auf dem Kopfe nämlich trugen sie einen topfartigen Czako von rosenrother Farbe mit kleinen schwarzen Bandschleifen, ihre weißen Kittel waren ebenfalls mit Rosa eingefaßt, und diese wunderliche Farbenwahl, zusammen mit ihrer kleinen Statur gab ihnen ein höchst kindisches, lächerliches Aussehen. Alle waren barfuß, und ihr ganzes Wesen völlig unkriegerisch, dennoch versichert man daß diese Leute sich gegen die Spanier mit großer Tapferkeit geschlagen haben, und daß sie Strapazen und Märsche, selbst bei der elendesten Verpflegung meisterlich ertragen. Das Letztere hörte ich auch von den peruanischen Soldaten rühmen.

Es war Sonntag, und der Klang der Glocken, welche indeß hier zu Lande nicht geläutet sondern höchst unharmonischer Weise geschlagen werden, rief uns zur Kathedrale, einem ansehnlichen Gebäude, dessen Inneres nur leider durch äußerst geschmacklose Gallerien, Altäre u. s. w. verderbt ist. Die Andächtigen waren großentheils Weiber, alle zusammen aber farbig, wie denn überhaupt die ganze Bevölkerung von Santa Marta 4000 an der Zahl aus Mischlingen von Weißen, Indianern und Negern besteht, ein schlechtes Auspicium für ihr Gedeihen. Und in der That bietet kein Ort den

ich bis dahin geſehen, ſelbſt Port-au-Prince nicht, ein lebhafteres Bild von der Indolenz ſeiner Bewohner. Die Stadt hat durch die ſpaniſchen Kriege, durch Erdbeben, durch die Verlegung des großen Handelswegs über Panama, welchen bei zunehmender Kühnheit und Geſchicklichkeit der Seefahrer der Seeweg um Cap Horn verdrängt hat, unendlich gelitten, und nichts zeigt an daß die Einwohner das Geringſte gethan ſich aufzuhelfen. Die halbe Stadt liegt noch in Ruinen von einem Erdbeben her, das vor einigen Jahren ſie heimſuchte und von welchem auch die Kathedrale durch gewaltige Riſſe im Mauerwerk die Spuren zeigt; wovon die Mehrzahl der Einwohner eigentlich lebt, wußte mir Niemand zu ſagen, der elende Zuſtand ihrer Hütten zeigt jedenfalls daß ſie nicht wohlhabend ſind, und es exiſtirt auch kein Induſtriezweig um ſie zu heben. Die wenigen erträglichen Häuſer welche man ſieht, gehören Kaufleuten die von dem Tranſithandel nach Santa Fé de Bogotá beſtehen: Santa Marta iſt der Hafenplatz für dieſe Stadt, und die Reiſe dahin wird den Rio Magdalena hinauf und theilweiſe zu Pferd in etwa 30 Tagen zurückgelegt. Etwas Weniges an Kaffee wird ausgeführt, und durch dieſen Artikel allein mag etwas Geld unter die Bewohner kommen, die in creoliſcher Indolenz ein Leben führen, von dem der Europäer ſchwer ſich einen Begriff macht. Das Aeußere der Stadt, ſo wie man

die paar öffentlichen Gebäude hinter ſich hat, entſpricht dieſer Lebensweiſe; einige Häuſer ſehen, obwohl alle der Erdbeben wegen einſtöckig, gut aus, die meiſten aber ſind der wahre Ausdruck der Armuth und Trägheit der Einwohner; die beſſeren Häuſer ſind angeſtrichen und haben nach ſpaniſcher Mode große vergitterte Fenſter, aber keine Scheiben. Die Straßen ſind ungepflaſtert und mit fußtiefem Sand bedeckt. Von Kultur des Bodens ſieht man faſt nichts, und die umliegenden Berge und Anhöhen ſind bewaldet; auf jenen Felſeninſeln gewahrt man rieſenhafte Cactus.

Wir ſahen nur einen weißen Mann, und es mögen, die Familien der erſten Kaufleute ausgenommen, wenige Weiße dort leben; jene dreifache Farbenmiſchung hat einige ſehr pikante Phyſiognomien hervorgebracht, und die Weiber haben eine ſehr maleriſche Tracht, ein Tuch von dunkler Farbe welches ſie über den Kopf werfen und welches das Geſicht mehr oder weniger verhüllt, während es auf dem Rücken bis an die Taille herabhängt; von den männlichen Trachten iſt wenig zu ſagen, als daß ſie dem Klima entſprechen und oft mehr leicht als anſtändig ſind.

Da es furchtbar heiß war und das Fieber mir noch in den Adern ſpukte, ſo kehrte ich nach dieſer Muſterung der Stadt alsbald an Bord zurück, wo mancherlei ſchöne Fiſche, die ſich nach den Abfällen

unſerer Küche zogen, und die Pelikane, welche zwiſchen den Klippen nach Nahrung ſuchten, uns unterhielten.

Als wir gegen Abend wieder unter Segel gingen, hatten die Wolken welche bisher die Schneegebirge umhüllten, ſich in einen dichten Wolkengürtel zuſammengezogen, der uns die Spitzen der Berge erblicken ließ; derſelbe ſeltſame Anblick den ich ſchon früher einmal im Innthal in Tyrol gehabt hatte. Nach einer ruhigen Nacht näherten wir uns am nächſten Morgen bei prächtigem Wetter und ſpiegelglatter See dem Hafen von Cartagena; gerade an einem ſolchen Morgen war an dieſer Stelle vor einiger Zeit das weſtindiſche Dampfſchiff Actaeon auf ein Felſenriff geſtoßen und zu Grunde gegangen; die Schiffsgeſellſchaft ſaß eben beim Frühſtück, als ſie durch den Stoß aufgeſchreckt wurde, Menſchen und Güter konnten geborgen werden, und überhaupt ſind die Vorrichtungen dieſer Schiffe, in ſogenannten Lifeboats die nicht umſchlagen oder ſinken können, raſch zu retten, vorzüglich. Die Stadt liegt im Innern einer tiefen Bai, und obendrein iſt die nähere Einfahrt verſchüttet, ſo daß wir einen ſtarken Umweg machen mußten; einige Forts an der neu gebildeten Einfahrt geben derſelben ein ſehr martialiſches Ausſehen, im Allgemeinen iſt die Gegend flach oder hügelig, nur Ein Berg erhebt ſich über der Stadt, gekrönt von dem ehemaligen Kloſter Popa. Die Stadt ſieht von außen recht gut aus, die

Thürme und die Kuppel der Kathedrale überragen die übrigen Gebäude, und außerdem beſitzt Cartagena noch mehrere Kirchen und Klöſter, aber mit der Sicherheit und dem Frieden ſind ſeit der Unabhängigkeitserklärung auch die Prieſter mit ihren Schätzen entwichen, und die Kirchen ſtehen ihres Schmucks entkleidet und die Klöſter verlaſſen. Die Kathedrale iſt ohne Intereſſe; da gerade kein Gottesdienſt war, ſo war die Kirche von zwei Hunden, einem faſt nackten Neger der den Boden reinigte, und ein paar alten Weibern beſetzt. Das Innere der Stadt, welche 20,000 Einwohner zählt, iſt ächt ſpaniſch, hier jedoch, wo man bei dem flacheren Terrain die unmittelbare Wirkung der Erdbeben weniger als in Santa Marta fürchtet, die Häuſer alle zweiſtöckig, der obere Stock mit plumpen Gallerien verſehen, die die engen Straßen noch mehr verdumpfen, letztere ein Moraſt, theils ſchlechtes Pflaſter, theils Sand. Die Luft iſt ſo ſchwer und erſtickend, daß man ohne Bedenken Alles unterſchreibt was von der Ungeſundheit Cartagena's geſagt wird. Die Häuſer ſind alle in ſpaniſcher Weiſe eingerichtet, gepflaſterter Boden und ſo viel Zug als möglich; wir ſahen die Wohnung des engliſchen Generalconſuls an den ich empfohlen war, und fanden ſie ſehr kühl. Ueberhaupt charakteriſirt die ſpaniſchen Wohnungen in den Tropen die kühle und dumpfe Luft, welche weiten Räumen die von dicken Mauern umſchloſſen ſind,

eigenthümlich ist; die der Engländer sind dagegen trocken und heiß, sie halten sich an die heimische Bauart, Backsteinmauern die alsbald durchglüht werden, gedielte Fußböden unter denen Scorpione und anderes Ungeziefer hausen und sich ungestört vermehren, Glasfenster die in diesem Klima ganz unnütz sind. Die Rückfahrt nach dem Schiffe war furchtbar heiß, mein kleines Thermometer, das nur bis 38° R. zeigte, war sofort auf seiner Höhe, als ich es aus dem Futteral nahm, wir hatten aber sicher 45°. Die See im Hafen war so hell daß man den Meeresboden — ein seltener Fall — erblickte, und namentlich zahlreiche Seesterne auf demselben beobachten konnte. In meinem Tagebuch finde ich aufgezeichnet, daß wir nach dieser heißen Expedition Alle Epsom Salts, Glaubersalz einnahmen; ein rechtes Beispiel der unsinnigen Manier, mit der der Europäer in den Tropen fortwährend mit den gefährlichsten Arzneien an sich doktort und flickt; mit derselben Kaltblütigkeit hätte man, die Engländer wenigstens, sich auch Calomelpillen verordnet.

Nun durchschnitten wir den Golf von Darien, und waren am zweiten Abend im Hafen von Chagres, dem Ort von wo aus der Uebergang über den Isthmus von Panama bewerkstelligt wird; diese zwar kurze aber merkwürdige Reise von Ocean zu Ocean lag jetzt vor mir, und ich landete am 22. Oktober früh in Gesellschaft

mehrerer ſpaniſcher Paſſagiere, mit welchen ich mich zur gemeinſchaftlichen Fahrt verabredet hatte. Es iſt bezeichnend für die leichte, faſt ſpielende Weiſe in welcher man heut zu Tage die Welt umreist, daß man ſtatt der unſichern und beſchwerlichen Reiſe um die Südſpitzen von Amerika und Afrika den Weg über die zwei Landengen, Panama und Suez nimmt, und in letzterer Weiſe habe auch ich meine Reiſe um die Welt vollendet.

Die Bai von Chagres, obwohl ohne auffallende Schönheit oder bergige Umgebung, macht einen hübſchen Eindruck, namentlich durch ein anſehnliches Fort, wie alle dieſe Hafenſtädte deren aus ſpaniſchen Zeiten aufzuweiſen haben, jetzt aber ziemlich zerfallen und über und über mit Buſchwerk und Gras bedeckt. Recht lebhaft iſt aber der Contraſt mit dem Leben, der Ordnung und dem Prunk des Dampfſchiffes, welches ich ſchon früher als den Träger der Civiliſation in dieſen Theilen Amerika's bezeichnet habe, wenn man nunmehr vom Anblick der Stadt überraſcht wird, die von der Außenſeite der Bai aus verſteckt liegt: dieſe „Stadt" beſtand aus zwei oder drei Reihen Hütten deren ſich ein Neger in Weſtindien ſchämen würde; die meiſten hatten nicht einmal ordentliche Wände, ſondern ſtatt derſelben ein Gitterwerk von Aeſten und jungen Stämmen; ein ungeheures Dach, aus Palmblättern an drei Fuß dick aufgepanst, krönt dieſe Gebäude, welche ſämmtlich nur einen

Stock hoch und Wohnung, Küche, Schlafstätte alles in Einem Raume sind. Die Einwohner sind fast alle schwarz, einige farbig und nur zwei oder drei Weiße, aber selbst diese besitzen keine besseren Häuser. Das Prachtgebäude des Ortes war „das Hotel", von einem unternehmenden Amerikaner zweistöckig aus Holz aufgerichtet, und durch ein rothangestrichenes Schindeldach den stärksten Grad hochmüthiger Prätention an den Tag legend, daß es die höchste Zierde der Stadt sei; kühler und darum praktischer waren aber gewiß jene dicken Palmdächer. In diesem Hause suchten wir Zuflucht und Frühstück, so gut sie es hatten: meine Reisegesellschafter waren Señor Feraud, ehemaliger Gouverneur von Panama und Congreßmitglied für diese Stadt, welcher nunmehr nahe dem Ziele der anderthalbmonatlichen Rückreise von der Hauptstadt Bogota war, ferner ein Porteño, d. i. ein Mann aus Buenos Ayres, ein grimmiger Feind des Diktators Rosas, und endlich ein junger Spanier von 18 Jahren, nichts desto weniger aber Dr. juris und Baccalaureus der Theologie, ein Beweis daß dieser hoffnungsvolle Jüngling entweder ein sehr großes, oder die Universität Bogota ein sehr kleines Licht der südamerikanischen Welt war. Unter Vorbereitungen aller Art verstrich der Vormittag, und leider fiel auch ein Platzregen ein, der uns nichts übrig ließ als zum Fenster hinauszusehen und die Wirkung des Regens auf

Stadt und Einwohner zu beobachten. Da fielen mir dann wieder vor Allem die leidigen Aasgeier in die Augen, die während des Regens sehr kümmerlich auf den Dächern saßen, nachher aber mit halb ausgespannten hängenden Flügeln da saßen, um ihr Gefieder trocknen zu lassen — ein wahres Bild der Trägheit welche in diesen Ländern die vorherrschende Eigenschaft ist. Wie stark jetzt die Fluthen des amerikanischen der Goldernte folgenden Auswandererstroms gerade an diese damals so unbelebte Küste schlagen, läßt sich wohl denken, und unser Wirth mit dem rothen Schindeldach wird wohl auch mit der Zeit fortgeschritten, und keinen Falls mehr der Einzige seines Berufs in Chagres sein.

Die gerade Entfernung zwischen Chagres und Panama beträgt 39 englische, ungefähr 8 deutsche Meilen, gewöhnlich nimmt man 42 englische Meilen, 14 Leguas (Wegstunden) an. Man reist bis Cruces zu Wasser auf dem Rio Chagres 7 Leguas, eine Entfernung die jedoch wegen der Krümmungen des Flusses sich verdoppelt, von Cruces nach Panama sind abermals für die Reise zu Pferd 7 Leguas. Die ganze Reise kann in der trockenen Jahreszeit von Chagres aus in 24 Stunden, von Panama aus (stromabwärts) in 14 Stunden zurückgelegt werden, wovon etwa 4 Stunden auf die Landreise kommen; uns jedoch, die wir leider die Regenzeit erwählt hatten, kostete sie über 3 Tage; wir waren

(ausschließlich des Aufenthaltes) 36 Stunden unterwegs auf dem Flusse und 8½ zu Lande, was immer noch für die Regenzeit eine leidliche Reise war.

Gegen 4 Uhr Abends waren endlich unsere Cayucas bereit, so werden die Boote genannt auf welchen man den ersten Theil der Reise zurücklegt; sie bestehen aus einem einzigen wohl 20 Fuß langen Baumstamm und gehen äußerst leicht und schnell, die größeren von 35—40 Fuß sind natürlich weit langsamer und schwerer zu regieren. Die hintere Hälfte ist mit einem gewölbten wasserdichten Dache aus Palmen- und Bananenblättern gedeckt, und man war genöthigt darin zu liegen, da es zum Sitzen zu niedrig war. Mir war das beste Boot, seiner Schnelligkeit wegen El Volador genannt, zugefallen, ein zweites enthielt Feraud und den gelehrten Doctor, das dritte den Rosasfeind, und unsere Bootleute nahmen ihre Plätze ein, zwei Ruderer vorn, der Padron des Boots hinten am Steuer stehend, so daß er über das Laubdach hinwegsehen kann; dieser Posten ist sehr wichtig, denn der Chagres enthält wie alle Ströme in diesen Weltgegenden zahllose versunkene Baumstämme, welche die Schifffahrt unsicher machen. Der Fluß ist an seiner Mündung wohl 250 Fuß breit, und da die Strömung hier nur gering ist, legten wir vor Nacht ein gutes Stück Weg zurück, mußten aber bei dem Dörfchen Gatun auf den Mond warten, der erst gegen Mitternacht

aufging. Da die Hütte in deren Nähe wir landeten, wenig Einladendes hatte, so saßen wir unter freiem Himmel, eine Bierflasche in die wir das Licht gesteckt hatten, zum Candelaber, und unterhielten uns vortrefflich bei unserem romantischen Abendessen. Ein Dutzend Neger die eine Gruppe um uns machten, bildeten den Hintergrund, und ich hätte einen Maler herbeiwünschen mögen der dieses seltsame Bivouac hätte aufnehmen können. Der Geruch der fetten Bissen, mit denen wir uns weislich vom Dampfschiff her versehen hatten, lockte auch eine Partie halbverhungerter Hunde herbei, eine Völkerschaft die man in jedem tropischen Orte findet, und die man in Indien sehr bezeichnend Pariah-Hunde nennt, da sie ohne feste Stellung in der Welt auf Raub und Bettel angewiesen sind, wodurch sie indeß, gleich den Aasgeiern und Schakals auch wieder nützlich werden. Es ist ein nicht unverbreiteter Irrthum die Hunde in den Tropen seien stumm, etwa weil das Klima ihnen nicht zusage; allerdings pflegt der eigentliche Pariah-Hund mehr zu heulen als artikulirt zu bellen, aber an Stimme fehlt es ihm keineswegs; zuweilen wird jene angebliche Eigenschaft der Stummheit auf die nackten sogenannten türkischen Hunde beschränkt, die man in Amerika wo sie häufig sind peruanische, in Peru chinesische nennt, und in China gar nicht kennt; aber auch diese habe ich bellen hören. Die

wirklichen ſtummen Hunde ſind nach v. Humboldt ausgerottet.

Wir waren genöthigt in unſern Cayucas zu ſchlafen, da kein erträgliches Haus vorhanden war, und wir überdies um 2 Uhr Morgens weiter zu gehen vorhatten. Den nächſten Tag wurde die Arbeit ſchwieriger, denn der Fluß, durch unendlichen Regen angeſchwollen, war ſehr reißend; bewunderungswürdig war dabei die Ausdauer der Neger, die Größe der Anſtrengung welche ſie beſtanden, und ihr fortwährender guter Muth dabei. Die Arbeit iſt ſehr hart, indem die Leute bei jedem Ruderſchlag aufſpringen, das Knie gegen die Bank vor ſich ſtemmen, und ſich dann plötzlich zurückfallen laſſen; das iſt die hier übliche Ruderweiſe, deren faſt jeder Fluß oder See in der Welt eine eigenthümliche hat, und die für jeden Ort der langen Uebung wegen die zweckmäßigſte iſt, ſelbſt wenn ſie in der Theorie mangelhaft ſein ſollte; nicht weniger anſtrengend iſt das Vorwärtsſtoßen des Kahns mit eiſenbeſchlagenen Stangen am obern, flacheren Theil des Fluſſes, und doch arbeiteten die Leute an dem einen Tage 16 Stunden mit ſehr kurzen Unterbrechungen. Hier hatte ich denn ein Beiſpiel, was Negermuskeln leiſten können, aber während die ſchwarzen Arbeiter gewöhnlich mit der elendeſten Koſt zufrieden ſind, bedürfen jene Ruderer, angemeſſen ihrem faſt übermenſchlichen Kraftaufwand, gute warme Koſt, wenn auch nur Einmal

am Tage; wenn ſie nicht kochen können verlieren ſie allen guten Willen, haben ſie aber einmal ihren gekochten Reis im Leibe, ſo halten ſie für 24 Stunden aus und ſind voll guten Muthes.

Unſere Landungsplätze gaben mir, zumal mit Feraud's Hülfe, der das Land durchaus kannte, einen Blick in das Leben und den Charakter des Volkes. In einer jammervollen Hütte, entblößt von jeder Bequemlichkeit, findet man reiche Leute, Beſitzer von mehreren Kühen, einem Pferde, Schweinen und Geflügel ohne Zahl. Namentlich fiel mir die äußerſt armſelige Wohnung eines reichen Mannes, der dazu Richter des Orts war, auf: das ganze Gebäude war nicht größer als 12 Fuß im Gevierte, ein eingekerbter Baumſtamm diente als Leiter zum Boden; der Herd, die Hängmatten als regelmäßige Schlafſtätten, eine Art Hausaltar mit mehreren Heiligen, Alles in demſelben Raume; der Hausrath war durchaus charakteriſtiſch und im Lande gemacht, Gefäße von Cocos und Calebaſſen, Löffel von Cocosſchale; hier fand ich alſo endlich einmal einen Ort der Welt, wohin engliſche Manufakturen, die der portugieſiſche Hauſirer ſelbſt zu den Indianern im Urwald von Guiana verſchleppt, noch nicht gedrungen waren. Hier iſt Alles anders, der Handel erſtreckt ſich nicht bis hierher und die Leute haben kein Begehr nach ſolchen Gegenſtänden; ihr einziger Luxus iſt Schmuck, und ich habe in dieſer Wildniß viele Weiber

der niedern Klasse mit goldenen Kämmen im Haar und goldenen Ketten angetroffen. Ein Sklave Feraud's hinterließ bei seinem Tode Schmucksachen im Werth von 400 Dollars, und diese Sucht sich mit edlem Metall, das meist sehr roh bearbeitet ist, zu behängen, dergleichen Sporen zu tragen, selbst die verachtetsten Gefäße von Silber zu haben, ist für das ganze spanische Südamerika charakteristisch, und bezeichnet eine niedere Stufe von Betriebsamkeit, die sich zwar des Erwerbes freut, ihn aber nicht zu verwenden weiß.

Die Negerrace welche den Isthmus bewohnt verdient alle Aufmerksamkeit; diese Menschen sind intelligent, wohlgebildet, und zumal die farbigen Weiber sehr hübsch, und von ihren westindischen Stammgenossen sehr verschieden; die Farbigen haben flache, breite Gesichter, langes schönes Haar und sind meist kleiner Statur, und es verräth sich mithin das indianische Blut; im Allgemeinen ist diese Verschiedenheit bemerkbarer bei den Weibern als bei den Männern. Viele Kröpfe habe ich bemerkt, welche zwar den Cordilleras, namentlich der Provinz Mariquita, eben so wie der Cretinismus eigen sind, deren Vorkommen hier aber mehr befremdet.

So fuhren wir denn den Chagres langsam hinauf, ohne diese Art zu reisen sehr ermüdend zu finden; lästig waren nur die der Gegend eigenthümlichen ganz kleinen Stechfliegen, Tabanos, welche trotz ihrer geringen Größe empfindlich

verwunden. Die Ufer des Fluſſes ſind bei weitem nicht ſo maleriſch als die einiger Ströme in Guiana, die Vegetation iſt, wahrſcheinlich wegen des magern lehmigen Bodens weniger üppig, mag jedoch mehr Abwechslung an intereſſanten Species beſitzen; die Ufer ſind anfangs flach und erheben ſich allmälig, jedoch nicht ſehr hoch, und auf den Anhöhen ſieht man dann und wann gelichtete Stellen und Niederlaſſungen, auch Wieſen. Beſonders überraſcht wird der Reiſende durch ganze Raſenſtrecken die aus Mimosa pudica gebildet ſind; betritt man ſie, ſo ſinken Schritt für Schritt die empfindlichen Pflänzchen vor dem Fuße zu Boden. Was die gewöhnliche Breite und Tiefe des Fluſſes iſt, konnte man in der Regenzeit nicht ermeſſen: das Waſſer ſoll zuweilen in Einer Nacht an 20 Fuß ſteigen oder fallen. Mancherlei Intereſſantes aus der Thierwelt belebt die Fahrt: der herrliche Silberreiher, Enten und andere Waſſervögel, Papageien vom Aras bis zum kleinſten Paroquit; ſo ſehr zahlreich die Papageien jedoch an den Flußufern waren, ſahen wir nachher auf der Landreiſe keinen einzigen, es ſcheint alſo, daß ſie die Nähe des Waſſers lieben. Affen fanden ſich auch vor, und hie und da ein Alligator, aber nicht groß. Von menſchlichem Verkehr war ſehr wenig auf dem Fluſſe, und nur einmal begegneten wir einer Cayuca mit europäiſchen Reiſenden, wahrſcheinlich Franzoſen, denn ſie brüllten uns die Marſeillaiſe entgegen.

Diese letzte Nacht schliefen wir in Gorgona, einem großen Dorf, und am nächsten Morgen fanden wir uns in Cruces, von wo aus ein besserer Weg nach Panama führt als vom erstgenannten Dorfe; Cruces ist ein großer Ort, aber alle Hütten sind denen von Chagres ähnlich. Alsbald wurden Maulthiere gemiethet, beladen und zur Reise fertig gemacht; das Gepäck ging voraus, und nach einem tüchtigen Frühstück bestiegen wir unsere Thiere. Mein Maulthier war ein stattlicher Schimmel, auf welchem der hohe spanische Sattel mit rother Decke und ungeheuren kupfernen Steigbügeln sich majestätisch ausnahm; die andern waren eben so gut versehen, und mit einem hinlänglichen Vorrath guter Laune, die Gefahren und Beschwerden des Rittes zu ertragen, brachen wir gegen 10 Uhr des Morgens auf.

Gleich beim Ausritt fiel mein Blick auf einen Anker der größten Sorte, welcher da auf dem Rasen lag; ein geistreicher Conjecturist würde daraus geschlossen haben daß Cruces seiner Zeit ein Hafen, und die Landenge von Panama eine Meerenge gewesen sei, den Anker aber an irgend ein Museum verehrt haben; prosaische Leute belehrten uns jedoch, daß man dieses Instrument vor einigen Jahren über die Landenge zu transportiren gedachte; sie brachten ihn glücklich zu Wasser bis dahin, aber bei dem Versuch ihn weiter zu schaffen wurden alsbald 7 Menschen erschlagen, und man ließ ihn weislich liegen. Der Weg

führt nun alsbald in tiefen Wald, an den meiſten Stellen nur breit genug für ein Maulthier. Obgleich dieſer Weg bei weitem der ſchlimmſte iſt den ich betreten, und in der Welt wenige ſeines Gleichen haben mag, verdient die ſpaniſche Regierung von der er herrührt, doch alle Anerkennung für dieſes Unternehmen, und daſſelbe gewährt zugleich einen kleinen Maaßſtab für das Unternehmen eines Kanals durch die Landenge. Die einzige Schwierigkeit, die man auf dieſem Wege nicht findet, ſind ſtarke Steigungen; die Vermeidung derſelben hat die Anlage gewaltig erſchwert, und von der erſten Hälfte des Wegs führt wohl ein Viertel durch geſprengte oder ausgehauene Felſen und Steinſchichten; der Pfad ſelbſt iſt ſo ſchmal, daß nur die bewunderungswürdige Sicherheit der Maulthiere ihn zu betreten vermag, der arme Reiter ſchwebt aber in fortwährender Angſt ſeine Kniee an den Felſen zu zerſchlagen, oder bei einem Fehltritt Arm und Bein ganz gewiß, wahrſcheinlich auch den Hals zu brechen. Inzwiſchen findet man beſſere Stellen, wo man auch etwas ſchneller reiten kann, einige ſind gepflaſtert, zum großen Theil iſt aber das Pflaſter durch den Verlauf der Zeit und lange Vernachläſſigung völlig ruinirt, und dann führt der Weg lange Strecken hindurch über Haufen großer Steine, zur Ermüdung von Roß und Mann, welch letzterer ſich durch die fortwährende Aufmerkſamkeit auf die Schwierigkeiten des Bodens doppelt beläſtigt fühlt.

Einige Entschädigung für diese Mühseligkeiten bietet die prachtvolle Natur, so prachtvoll daß ich selbst geneigt war sie über die von Guiana zu stellen, namentlich was die Abwechslung in den Formen betrifft; herrlich nehmen sich die Schlingpflanzen und niedern Gewächse am Rand des Weges aus, welche sich an das Licht das durch die Weganlage geschaffen ist, drängen; besonders fällt als eine Hauptzierde eine hängende Art des westindischen Bambusrohrs auf, welches entlang dem Wege den schönsten Laubengang bildet. Hin und wieder öffnet sich ein Blick auf die Bergketten; die dazwischen liegenden Thäler, oder eine Negerhütte von Bananen umgeben unterbrechen die Einförmigkeit. Die Andes sind, obgleich diese Landenge ihren Kamm repräsentirt, keineswegs hoch, man gewahrt aber einige schöne, namentlich kegelförmige Bergspitzen, welche der großen Abstammung dieses Gebirgszuges Ehre machen. Sie sind sämmtlich bewaldet, und wohl keiner derselben mehr als 1000 Fuß über der Meeresfläche; auf dem Wege selbst sucht man den ersehnten gleichzeitigen Anblick der beiden Oceane vergebens.

Als wir eben die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten, fiel ein furchtbarer Regen ein, unsere Mäntel beschützten uns indeß leidlich, während unsere breitrandigen Strohhüte, die unvergleichlichen Panama-Hüte*

* Diese sogenannten Panama-Hüte, welche aber ausschließlich in Guayaquil verfertigt werden, sind in ganz Amerika

als Regenſchirm dienten. Es war aber doch ſehr unangenehm, und ein weiteres Leiden befiel uns, da die wichtige Perſon welche unſere Proviſionen führte zurückgeblieben war, um einem bedrängten Mitglied unſerer Karawane beizuſpringen; unſer zwiefacher Doctor nämlich hatte ſchon beim Ausritt beunruhigende Symptome ſeiner Unbekanntſchaft mit dem Inſtitut der Steigbügel gezeigt, und war denn endlich von ſeinem Maulthier heruntergefallen. Nach einigem Harren ſahen wir indeß die Knospe der Weisheit von Bogota lebendig, wiewohl ein wenig zerſchellt ankommen, und mit ihm unſere Proviſionen — ein großer Troſt. Wer je ſolche Touren gemacht hat, weiß daß ein langerwartetes Frühſtück unterwegs keine Kleinigkeit, und ein erwähnenswerthes Ereigniß iſt; wir verzehrten es in einer elenden nach allen Seiten offenen Negerhütte, welcher — da ſie in der Mitte zwiſchen Cruces und Panama gelegen iſt — engliſche Reiſende den Namen Half-way House gegeben haben. An Geiſt und Körper geſtärkt ſetzten wir nun unſere Reiſe fort, und obwohl noch einige üble Strecken zu überſchreiten

hochgeſchätzt, und in der That unvergleichlich, da ſie weder durch Näſſe noch durch Gebrauch leiden; dafür ſind ſie aber auch theuer, und ich beſitze einen der 2 Unzen, 8 Louisd'ors gekoſtet hat, und keineswegs zu den allerfeinſten gehört, da man ſie dreimal ſo theuer hat. Die ſog. Panama-Cigarrendoſen, ebenfalls ein feines Strohgeflecht, werden in Lima verfertigt, und koſten ſelbſt an Ort und Stelle einen Louisd'or und mehr; anderer Orten werden ſie förmlich mit Gold aufgewogen.

blieben, zeigte ſich die letzte Hälfte doch weit erträglicher. Der Weg war offener, und führte zuletzt faſt ganz durch Ebenen und Savanen zwiſchen Hügeln und Wald durch; wir litten nur durch die entſetzliche Näſſe des Weges, welche durch den letzten Regen noch vermehrt war. Kurz nach Sonnenuntergang erblickten wir den Berg Ancon, an deſſen Fuß Panama liegt, und die völlige Aehnlichkeit dieſer eigenthümlich geformten Anhöhe mit dem anſehnlichſten Berge meiner Heimath, dem Eiſenberg bei Schlitz, berührte mich auf's Lebhafteſte. Gegen 7 Uhr endlich erfreuten ſich unſere müden Glieder der Ruhe im Hotel del Iſtmo in der weltberühmten Stadt Panama.

Ich ſage an dieſer Stelle Einiges über die Projekte der Verbindung des ſtillen mit dem atlantiſchen Ocean, welche zu allen Zeiten ein höchſt intereſſanter Gegenſtand der Betrachtung, jetzt aber von beſonderer Wichtigkeit geworden ſind, ſeit die Machtentwicklung der Vereinigten Staaten und der Reiz Californiens der Weſtküſte des amerikaniſchen Continents eine wichtige Zukunft eröffnet haben. Ich enthalte mich einer in's Einzelne gehenden Bezeichnung der verſchiedenen Stellen wo man dieſe Verbindung für möglich und zweckmäßig gehalten hat, da ich ſie doch nur aus verſchiedenen Quellen, nicht aus eigener Anſchauung zu geben vermöchte; in Kürze läßt ſich Alles was in neuerer Zeit über dieſen Gegenſtand erforſcht und geſchrieben iſt, auf das zurückführen was

ſchon längſt von unſerem gefeierten Landsmann Alexander von Humboldt dargelegt worden iſt, und es iſt nicht der geringſte unter ſeinen Triumphen, daß nach fünfzig ſeit ſeiner Reiſe verfloſſenen Jahren, in denen obendrein die Leichtigkeit der Erforſchung ſo unendlich geſtiegen iſt, ſeine Beobachtungen immer noch in vorderſter Linie als unübertreffliche Quelle ſtehen; ſo habe ich namentlich in Südamerika ſelbſt die höchſte Pietät für Humboldt's Verdienſte in der Kunde des eigenen Landes vorgefunden, und ihn ſtets als die weſentliche Autorität für dieſelbe citiren hören. Neuerdings ſind die drei Projekte der Durchſtechung bei Panama, bei dem Nicaragua-See und dem Iſthmus von Tehuantepec am meiſten genannt worden, ſämmtlich von Humboldt nicht begünſtigt, bis in jüngſter Zeit dem großen Forſcher auch in dieſer Frage Genugthuung werden zu wollen ſcheint.

Ich erlaube mir zunächſt einige Worte über die Arten der Verbindung, welche auf dieſem täglich belebter werdenden Wege denkbar ſind: ſchon die nächſten Zeiten werden eine Förderung dieſer wichtigen Handels- und Auswandererſtraße in einer Weiſe bringen, welche den alten halsbrechenden ſpaniſchen Weg in Schatten ſtellt, zunächſt wohl eine großartige Landſtraße, dann eine Eiſenbahn, bald vielleicht einen Kanal im engern Sinn, eine für eigens gebaute Boote fahrbare Waſſerſtraße, auf der Güter und Perſonen wohlfeil und ſicher von einer Küſte

zur andern gelangen. Alle ſolche Anlagen ſind für unſere Technik von nur geringer Schwierigkeit, und Mittel und Unternehmungsgeiſt werden nicht fehlen.

Um jedoch eine Trennung der beiden Hälften Amerika's, eine offene Verbindung zwiſchen den beiden Oceanen welche die Umſchiffung von Cap Horn überflüſſig macht, zu bewerkſtelligen, iſt ein bloßer Kanal der oben angegebenen Art ſo wenig genügend, als etwa unſer Donau-Mainkanal die Schifffahrt durch's atlantiſche und mittelländiſche in's ſchwarze Meer erſetzt, vielmehr ſind ſolche Binnenkanäle ihrer eigentlichen Natur nach nur den Straßen und Eiſenbahnen gleich zu ſtellen, während die Schifffahrt dadurch nichts gewinnt. Das Cap Horn hat für den heutigen Seefahrer nur noch geringe Schrecken, und der Kaufmann wird fortfahren ſeine Waaren auf dieſem Wege zu ſenden, ſo lange die Koſten und der Aufenthalt des Umladens auf jene Kanalboote unumgänglich ſind; noch mehr verfehlt ein bloßer Binnenkanal ſeinen Zweck in Hinſicht auf den Verkehr der Kriegsſchiffe, und die wirkliche Straße nach dem ſtillen Ocean würde erſt als eröffnet betrachtet werden können, wenn ein förmliches Fahrwaſſer, tief genug um dem 20—25 Fuß tief gehenden Kriegsſchiff Raum zu gewähren, und breit genug zum bequemen und ſichern Ausweichen hergeſtellt wäre. Und ſelbſt dieſes Fahrwaſſer würde noch an ſeinen beiden Endpunkten alle die Weiterungen,

Beſchwerlichkeiten und Gefahren bieten, welche jede Einfahrt in den Hafen jedem Schiff bereitet, und zwei Häfen vorzüglicher Qualität wären nicht minder unumgängliches Erforderniß. Und ſelbſt dann blieben die Schwierigkeiten übrig, welche aus Gefahr des Sturms in einer engen Straße und Unſtätigkeit der Winde in einem von Land und Bergen umſchloſſenen Kanal namentlich für Segelſchiffe entſtehen; es würde alſo die Herſtellung eines für Schiffe jeder Art brauchbaren Fahrwaſſers ungeheure Koſten und Arbeiten erfordern, eine Unternehmung die in der Welt bis jetzt ihres Gleichen nicht hat.

Eine andere Frage iſt, wer einen ſolchen Kanal bauen und bewachen ſoll. Daß die machtloſen Schattenregierungen der dort beſtehenden Staaten ein ſolch ungeheures Werk nicht unternehmen werden, daß ſie aber auch eben ſo wenig, wenn das Projekt einmal ernſtlich in's Auge gefaßt wird, um ihre Zuſtimmung werden befragt werden, liegt am Tage; von regſameren Nationen können nur die Engländer oder Amerikaner dazu berufen ſein, und hinwieder würden die letzteren ſo überwiegend größere Vortheile daraus erzielen, daß es die Frage iſt ob ihre mächtigen Nebenbuhler dem Werke aufrichtig ihre Unterſtützung leihen werden. Iſt nun gleich eine politiſche Einigung denkbar, welche jenem Kanal ewige Neutralität. und damit die weiteſte und erfreulichſte Nutzbarkeit ſicherte, ſo vermöchte doch nur Elihu Burrit dieſer Neutralität

eine längere Dauer zuzusprechen, als die welche so manche „auf ewige Zeiten" geschlossene Allianz gehabt hat.

In jüngster Zeit nun ist, ganz gemäß dem alten Ausspruch Humboldt's (Ansichten der Natur II. 391), der Plan entstanden, östlich von Panama eine Durchstechung bei dem Golf von San Miguel südlich und der Caledonia Bay nördlich zu unternehmen, und nach den dem brittischen Parlament gemachten Vorlagen von England und Amerika einmüthig begünstigt. Die Entfernung zwischen tiefer See auf beiden Seiten soll weniger als 45 englische Meilen betragen, das dazwischen liegende Gebirge bei einer Höhe bis zu 150 Fuß nur zwei englische Meilen Breite haben, und hier wird nun ein Riesenkanal 160 Fuß breit und 30 Fuß tief vorgeschlagen, der die Summe von 12 Millionen Pfund Sterling kosten soll. Die oben angegebenen Erfordernisse wären durch eine so großartige Anlage allerdings erfüllt, und die Aufbringung der genügenden Geldsumme würde über die nöthigen Menschenhände gebieten, wenngleich in dem verderblichen Klima dieses Landstrichs noch erhebliche Schwierigkeiten in letzterer Beziehung liegen. Man würde wesentlich auf Negerarbeiter angewiesen sein, und Gott gebe daß nicht deutsche Auswanderer auch hier wieder geopfert werden, eine Besorgniß die leider nicht fern liegt, so lange man sich nicht scheut dieselben zur Ansiedlung in Mittelamerika zu verlocken.

Neunter Abſchnitt.

Panama — Seereiſe nach Payta — Callao.

Unſer Einzug in Panamá* geſchah unter Glockengeläute, Feuerwerk und großem Lärm. Da keiner von uns, ſelbſt unſer Ergouverneur nicht, dieſen Empfang auf ſich zu beziehen wagte, ſo hielt ich alle dieſe Feſtlichkeit für die Zugehör irgend eines großen Heiligenfeſtes; derſelbe Lärm wiederholte ſich indeß jeden Abend meines kurzen Aufenthaltes, und ich wurde bald gewahr daß die Bevölkerung Panama's, wiewohl arm und von allen Dingen fern die die Blüthe eines Ortes ausmachen können, in glücklicher Zufriedenheit mit ihrem Looſe täglich in Vergnügungen ſich ergeht, wie ſie nach ihrem Sinne ſind. Davon wurde mir ein etwas ſtarker

* Nicht Pánama oder Panāma; der Accent auf der letzten Sylbe wird, wie auch bei Bogotá und Perú, beim Schreiben bemerkt, da wenn keiner vorhanden wäre, der Ton wie bei jedem zweiſylbigen ſpaniſchen Wort das mit einem Vocal endigt, auf der vorletzten liegen würde.

Beweis, als ich am nächsten Morgen, einem Sonntag, die Stadt zu besichtigen ging; das erste was mir aufstieß war ein Stier, den der jubelnde Pöbel an einem langen Lasso in den Straßen rennen ließ, eine Masse Menschen um ihn herum die ihn nach Kräften reizten, und eilig davon liefen wenn er Miene machte böse zu werden. Ich erstarrte bei dem Gedanken, daß in Deutschland Jemand wilde Ochsen vor der Nase der Polizei in den Straßen laufen ließe; ich halte es aber in diesem Fall doch mit unsern Einrichtungen, denn der harmlose Spaziergänger in den Straßen von Panama kann gespießt werden, ehe er es denkt. Ebenso sind Hahnenkämpfe an der Tagesordnung; vor jeder Thür ist ein Hahn angebunden, und man sieht fortwährend Knaben über die Straße laufen, welche diese streitbaren Thiere im Arm tragen.

Die Stadt ist nicht sehr ausgedehnt und an drei Seiten von Wasser umgeben, auf dieser Landzunge aber ist sie sehr regelmäßig angelegt, die Straßen sind breiter als gewöhnlich in spanisch-amerikanischen Städten, und die Häuser alle zwei- und mehrstöckig, ein Zeichen daß man kein Erdbeben fürchtet; dessen ungeachtet wurden die Einwohner vor zwei Monaten gewaltig erschreckt durch einen Erdstoß, der einigen Schaden an Gebäuden verursachte. Die Häuser, fast alle von Stein, mit schweren hölzernen Gallerien vor den einzelnen Stockwerken, und statt

der Glasfenſter mit großen Luken verſehen, ſind ein kühler, eher zu dumpfer Aufenthalt; ich hatte in meinem Zimmer ſelten über 22° R., während es draußen 26° R. waren. Merkwürdig iſt die große Anzahl Kirchen und Klöſter, die aber mit Ausnahme von zwei oder drei ſämmtlich geſchloſſen ſind und zerfallen: ihre Ruinen machen den Anblick der Stadt ſehr maleriſch, ſprechen aber nur zu deutlich aus wie ihre Glücksumſtände geſunken ſind. In einigen dieſer Ruinen haben ſich Leute angeſiedelt, und die Anzeichen der Bewohntheit, Wäſche zum Trocknen, Waſſerkrüge u. ſ. w. in den Fenſtern, nehmen ſich ſonderbar aus; meiſt ſind ſie mit Gebüſch und Mauerpflanzen dicht bewachſen. Die Kathedrale, ebenfalls eine halbe Ruine, iſt ein anſehnliches Gebäude in ſchlechtem Geſchmack, mit einer breiten Façade und zwei Thürmen; dieſe ſpaniſchen Kirchen ſind faſt ohne Ausnahme nach dem Typus der Kathedrale von Mexico geformt, von der man die bekannte Anſicht beſitzt. Die Thürme der Kathedrale von Panama ſind ſeltſamerweiſe mit Perlemutterſchalen gedeckt, zu denen die hieſigen Perlenfiſchereien die Muſcheln geliefert haben, es iſt aber gerade kein ſchöner Anblick; die größte Zierde des Gebäudes bilden die verſchiedenen Pflanzen und Gebüſche, die auf dem Dach und zwiſchen den Steinen wuchern. Das Innere hat vier Säulenreihen und ein gewaltiges Mittelſchiff, die ungeheure Geſchmackloſigkeit der Altäre verderbt aber den Eindruck;

der Hochaltar ist theilweise von Silber und anscheinend von großer Kostbarkeit, was mich verwunderte, denn es ist bekannt daß die Geistlichkeit beim Ausbruch der Revolution die ungeheuren Kirchenschätze, die gerade diesen Ländern eigen sind, wohl zu retten verstand. Ein San Sebastian von Wachs im Kostüm eines peruanischen Ynca und eine braune Madonna sind die größten Curiositäten der Kirche. Außer diesem Gebäude besitzt Panama auch gar keine Merkwürdigkeiten, die Hälfte der Stadt sowie die meisten öffentlichen Gebäude sind Ruinen, ebenso die Befestigungen; außerhalb der letztern befindet sich eine große Vorstadt aus jämmerlichen Hütten bestehend. Drei Stunden entfernt liegen die Trümmer von Alt-Panama, zerstört durch den großen Seeräuber Morgan.

Das sind die Reste einer Stadt die früher über 40,000 Einwohner zählte, und ein wichtiger Sitz der spanischen Macht war; die Revolution mit ihren Folgen und die gänzliche Erlahmung des Handels nach der Westküste von Südamerika, der ausschließlich den Weg um Cap Horn eingeschlagen hat, sind die Haupturſachen dieses Verfalls. Die Einwohnerzahl betrug im Jahre 1845 6—7000, meist Schwarze und Farbige und armes Volk. Nichts desto weniger besitzt Panama eine gute Gesellschaft, und einige Reiche, welche mit Gold, Edelsteinen und Perlen handeln; die berühmten Goldschmiede

Panama's aber ſind arme Arbeiter, von denen jeder nur zwei oder drei jener weitberühmten künſtlichen Ketten* vorräthig hat, und ſie um wenig mehr als den Goldwerth verkauft.

In der großen Tragikomödie der Geſchichte von Spaniſch-Amerika ſeit dem Abfall hat auch Panama durch den Verſuch ſich als ſelbſtſtändige Republik zu geſtalten, eine Scene ausgefüllt; da die Hauptſtadt Bogota eine anderthalbmonatliche Reiſe weit entfernt liegt, woran ſelbſt ein energiſcher und einheitlicher Herrſcherwille erlahmen müßte, ſo begreift man ſolche Beſtrebungen eben ſo wohl, wie der Zerfall der Republik Colombia in die Staaten Venezuela, Nueva Granada und Ecuador natürlich war; Panama hatte ſich indeß wieder angeſchloſſen. Das Emporwachſen von Californien hat inzwiſchen die Ausſichten dieſer Stadt vollſtändig verändert; ein wichtiger Handelsweg hat ſich wieder gebildet, deſſen mächtige Begünſtigung durch eine Kanal- oder Eiſenbahnanlage nahe bevorſteht, aber auch den wirklichen Beſitz dieſer Landſtrecke werden ſich die Vereinigten Staaten von Nordamerika nicht lange mehr verſagen.

Inzwiſchen lag Panama damals noch in voll-

* Genau dieſelben Ketten, richtiger geflochtene Schnüre aus Golddrath, werden in Trichinopoly in Südindien verfertigt, während von einer Beziehung zwiſchen den beiden Orten wohl nicht die Rede ſein kann.

ſtändiger Lethargie, und obgleich das Anlanden der weſtindiſchen Dampfſchiffe mit der Poſt für das weſtliche Südamerika in Chagres allmonatlich einigen Verkehr über die Landenge zur Folge hatte, ſo war dieſer doch von der beſchränkteſten Art, und alle Vorkehrungen für Fremde, zum Bleiben und Gehen, waren erbärmlich. Eine kleine Brig, ein zweimaſtiges Segelfahrzeug, beförderte Briefe und Reiſende nach Peru, und als ich meinen Platz auf dieſer belegt hatte, fand ich mich in der angenehmen Lage, mir einen förmlichen Hausrath von Matrazen und Bettzeug und einer Menge anderer Gegenſtände, deren Aufzählung ich vermeide, anzulegen, natürlich alles theuer und ſchlecht. Dieſe Einkäufe beſchäftigten mich einen Theil des 28. Oktobers, an welchem Abends die Abreiſe erfolgen ſollte, aber eine drückende Laſt von Langeweile drohte die wenigen übrig bleibenden Stunden unerträglich zu machen, als Einer unſerer Wirthshausgeſellſchaft auf den Einfall gerieth einen Hahnenkampf als Zeitvertreib vorzuſchlagen. Geſagt gethan, Hähne wurden gekauft, eine Maſſe Zuſchauer verſammelten ſich zu dieſem nationellen Vergnügen, und ein alter General von Nueva Granada, ein tiefer Bewunderer und Kenner derſelben, übernahm die Leitung der Luſtbarkeit; er war der Turniervogt, und ging in ſeinem Eifer ſo weit, daß er den von ihm bevorzugten Hahn ſelbſt in die Schranken trug, und als der Zeitpunkt gekommen war, auf ſeinen Gegner

losließ. Diese Hähne hatten ihren vollen Schmuck, während sie an andern Orten kahl gerupft und beschnitten werden; namentlich gereichten die stattlichen Kragen, welche sie während des Kampfes wie einen Schild sträubten, ihnen zur großen Zier. Die grausame Sitte der Südamerikaner versieht jeden Hahn mit einem Stahlsporn von 2½ Zoll Länge und über 4 Linien Breite, welcher in eine äußerst scharfe Spitze endet; diese Mordinstrumente, sorgfältig geschliffen und polirt, werden aus ihrem sammtenen Etui genommen und jedem Hahn an den linken Fuß geschnallt, natürlich eine tödtliche Waffe; so nahm denn unser Gefecht das uns einen langen Nachmittag verkürzen sollte, in weniger als einer Minute das gewöhnliche Ende: der eine Hahn erhielt eine 1½ Zoll tiefe Wunde und verschied auf dem Bette der Ehre, mit andern Worten auf der Miststätte des Hofs. So widrig dies Schauspiel ist, ziehe ich es doch den Hahnenkämpfen Cuba's vor, wo die armen Thiere oft eine halbe Stunde lang beide völlig erschöpft kämpfen müssen, bis Einer durch Ermattung und die vielen Wunden hinfällig, auf dem Platz bleibt.

Ehe wir im Boot unser Schiff erreichten war es Nacht, und ein furchtbares Gewitter am Himmel, welches sich jedoch nicht über unsern Köpfen entlud. Die See leuchtete, ob in Folge der Gewitterluft prachtvoll: aus jedem Schlag der Ruder spritzte eine Masse Funken hervor,

eben ſo ſchön leuchtete unſere Spur hinter uns und die Seiten des Boots, ja jede Welle zerfloß in einen Haufen Feuer, und die einzelnen Funken erloſchen nur allmälig auf der Oberfläche. Um halb neun Uhr Abends war der Anker gelichtet, und das Reiſeziel Lima erfüllte mich mehr denn je bei der Ausfahrt mit abenteuerlicher Freude. Bis dahin ſollte aber noch mancher lange Tag verrinnen.

Die Brig Mazeppa war eine alte mexicaniſche Kriegsbrig, mit Geſchützpforten für 14 Kanonen und vor dem Vordermaſt Raum für ein ſchweres Geſchütz; ſie war in New-York gebaut, als Schnellſegler mit nach hinten überlehnenden Maſten verſehen, und für die unſichern und widrigen Winde dieſer Küſte durch ihre Leichtigkeit ganz geeignet; ſie war ſo recht was der Engländer »a rakish looking vessel« nennt, von der Phyſiognomie wie Piraten- und Sklavenſchiffe. Eine Größe von nur 150 Tonnen, kaum ein Zehntel der weſtindiſchen Dampfſchiffe, und eine Länge von 80—90 Fuß, während jene 250 Fuß hielten, machte ſie zu einem leichten Spiel der Wellen, und der Platz war ſehr beſchränkt, was gerade für eine längere Seereiſe nicht angenehm war; wir waren indeß nur vier Paſſagiere, und außer dem Capitain und Steuermann vier Matroſen, ein Aufwärter und ein Schiffsjunge. So waren wir einander ſehr nahe gerückt, und von dem köſtlichen Gut der privacy, des Ungeſtörtſeins war für die nächſten Wochen keine Rede.

Gleich der erſte Tag, 29. Oktober, in der Bai von Panama ließ mich den Unterſchied mit den bisherigen Reiſen mit Dampf lebhaft empfinden; es war Windſtille, nichts deſto weniger aber die See hoch, und das Schiff, durch kein Segel in einer beſtimmten Richtung gehalten, tanzte in einer Weiſe die meine Feſtigkeit gegen die Seekrankheit ſtark auf die Probe ſtellte; dabei gibt es nichts Troſtloſeres als das Hin- und Herſchlagen der Segel an den Maſten, und man erſchöpft ſich in fruchtloſen Wünſchen daß lieber ein tüchtiger Sturm daher fahren möge. Dafür brachte aber dieſer erſte Tag auch gleich eine Annehmlichkeit die man auf Dampfſchiffen faſt ganz entbehrt, den ruhigen Anblick der Ungeheuer der Tiefe: ganze Schaaren Delphine ſpielten um das Schiff, ein Wallfiſch wagte ſich nur auf Büchſenſchußweite, aber ſeine tollen Sprünge und die Waſſerſäulen die er ausſtieß waren ſehr genau erkennbar und intereſſirten uns höchlich; wir bekamen auf dieſer Fahrt überhaupt eine Menge Wallfiſche zu ſehen. Mehrere ſtattliche Fiſche wurden gefangen um unſern Tiſch zu zieren, und der Capitain erzählte bei dieſem Anlaß daß das Fleiſch des Delphins ſehr wohlſchmeckend ſei und dem Rindfleiſch ſehr ähnele; es wurde aber keiner gefangen. Auch ein prachtvoller Haifiſch, volle 16 Fuß lang erſchien und ſchwamm majeſtätiſch und langſam an uns vorbei; meine Reiſegefährten behaupteten auch dicht neben ihm den

Piloten, ſeinen bekannten ſteten Begleiter geſehen zu haben; ich habe ihn nicht erblickt, und die ganze Geſchichte von dieſer Begleitung iſt zu abnorm, als daß ich ſie beſtätigen möchte ohne mich mit eigenen Augen überzeugt zu haben. Unſerm Wunſche den Hai zu fangen mochte der Capitain nicht entſprechen, weil die Bewältigung eines ſo großen Ungeheuers ſehr ſchwierig iſt, und jedenfalls ſeine Tödtung große Unreinlichkeit auf Deck verurſacht hätte; ſonſt iſt der Seemann immer ſehr glücklich wenn er ſeinen Erbfeind in ſeine Gewalt bringen kann, und im Gefühl lebhaften Haſſes gegen den Mörder ſo manches armen Matroſen unterwirft er ihn ſogar allerlei Martern: wenn man mehrere kleine Exemplare in ſeine Gewalt bekommt, ſo werden ſie an den Schwänzen zuſammengebunden und ſo freigelaſſen, andern ſchneidet man die Floſſen auf einer Seite ab, daß ſie nicht mehr ordentlich ſchwimmen können und ſich im Kreiſe drehen müſſen; ja unſer Capitain rühmte ſich, daß er einem gefangenen Hai einen Topf kochenden Fettes in den Rachen gegoſſen und das Unthier ſo wieder freigelaſſen habe.

Mehrmals auf dieſer Fahrt fingen wir einen Fiſch den die Engländer Dolphin nennen, der aber keineswegs ein Delphin, ſondern ein gewöhnlicher Fiſch iſt, etwa 2 Fuß lang, mit ſehr langen ſchmalen Floſſen; dieſer und nicht der eigentliche Delphin beſitzt die poetiſche Eigenſchaft im Sterben ſeine Farbe zu verändern: ſeine

natürliche Farbe ist grünlich mit einem Goldglanz, untermischt mit grauen, dunkelgrünen und verschiedenen andern Flecken; kurz alle Farben sind vorhanden, es ist aber merkwürdig zu sehen wie eine nach der andern nur in einem Zwischenraum von wenigen Secunden hervortritt: bald ist er silbergrau, bald graulich, dann prachtvoll goldgelb, blau, grün u. s. w. Die Spanier nennen ihn wegen des Goldglanzes den er annimmt, und der seine bemerkenswertheste Farbe ist, Dorado.

Wenn ich bisher der fliegenden Fische noch nie erwähnt habe, so hatte ich deren doch in allen wärmeren Meeren eine Menge täglich gesehen. Es ist bekannt daß diese Thiere nicht sowohl fliegen, sondern sich in einem Bogen aus der See herausschnellen und in demselben Bogen wieder hineinfallen; sie sind stets in Schaaren, und fallen nicht selten, namentlich auf niedrigen Fahrzeugen auf Deck; sie pflegen ¾ Fuß lang und silbergrau von Farbe zu sein; ihre großen Flossen lassen sich ausspannen und hinwieder ziemlich glatt an den Leib anlegen. Ein Seevogel den wir einmal fingen, und der sofort seine Nahrung ausspie, gab nebst anderm auch einen noch unversehrten fliegenden Fisch von sich, so daß ihnen das trockene Element so gefährlich sein mag als das nasse, aus dem sie sich angeblich um Verfolgern zu entgehen, erheben.

Der 30. October brachte abermals Windstille, erst

des Abends ging es wacker vorwärts, und es war ein schöner Anblick wie unser Schiff, nicht gewaltsam wie das Dampfschiff die Wellen überspringend, sondern sie ruhig aber mit scharfem Kiel durchschneidend vorwärts drang, und der leuchtende Schaum Funken zu sprühen schien.* Sonst aber fanden wir die Notiz auf des Capitains Seekarte für diese Küste nur zu sehr bestätigt: this place is subject to calms, squalls and rains; in der That bestand unsere ganze Reise aus dieser ununterbrochenen Reihe von Windstillen, Sturm und Regen.

Am 2. November waren wir unter 4° 30′ N. B. angekommen, ein langsamer Fortschritt. Es war Sonntag, aber es regnete und die Welt sah sehr unsonntaglich aus. So unerträglich langweilig unsere ganze Fahrt war, so muß ich doch bekennen, daß selbst hier der Sonntag Nachmittag par excellence langweilig erschien. Als wir schon zu Bette waren, rief plötzlich der Capitain daß sich auf den Mastspitzen das St. Elmsfeuer (Castor und Pollux) zeige, und wir eilten auf Deck. Es regnete und stürmte aber draußen so arg, daß ich ohne das seltene Phänomen beobachtet zu haben, mich wieder ins Bett legte, um nicht etwa mir eine heftige Erkältung zuzuziehen. Die andern beschrieben es als ein

* Bei diesem Anlaß hörte ich von unserem Capitain, daß das stärkste Seeleuchten, das sich über die ganze Fläche verbreitet, nur in seichtem Wasser stattfindet.

kaum fußhohes, ſchweflig brennendes Flämmchen, ſchlank aber nicht flackernd auf der Maſtſpitze. Später ſah ſie der Capitain auf mehreren Punkten des Tauwerks; er ſagte daß er dieſe Flämmchen, welche ſo gar ſelten nicht ſeien, in allen Zonen geſehen habe, und beſchrieb den Eindruck als manchmal ſehr unheimlich; immer aber zeigten ſie ſich nur bei dem ſchlechteſten Wetter, und hiernach wäre des Horaz Segenswunſch an ſeinen Freund Virgil:

> Sic te diva potens Cypri,
> Sic fratres Helenae, lucida sidera . . .

eher eine Verwünſchung zu nennen. Muth war bekanntlich überhaupt des guten Horaz Sache nicht, und die citirte Ode in ihren Ausrufen über die Gefahren der See hat ſchon Manchem ein Lächeln abgelockt; dennoch trat mir gerade in jenen Tagen die Wahrheit ſeiner Dichtung ſo recht vor die Seele, als ich bei heftigem Sturm, wie eine Seemöve an ein Tau angeklammert, vom Deck aus die gewaltige See und unſer kleines Schiffchen das wie eine Nußſchale ein Spiel der Wellen war, betrachtete. Da iſt denn wirklich der erſte Gedanke der, welch eiſerne Entſchloſſenheit dem Manne ingewohnt haben muß, der ſich zuerſt auf einem gebrechlichen Machwerk von Menſchenhand dem tobenden Elemente anvertraute. An jenem Tage war die See ſo hoch, daß es faſt unmöglich war zu Tiſche zu ſitzen oder irgend eine Beſchäftigung

vorzunehmen, und die hyſteriſchen Bewegungen mit denen man Teller und Speiſe feſtzuhalten oder im Entgleiten wieder zu haſchen ſich bemühte, waren eben ſo lächerlich anzuſehen als unbehaglich für den Eſſenden; alles flog hin und her, das Schiff war abwechſelnd in den Wellen begraben, dann wieder auf eine ſchwindelnde Höhe geſchleudert, und unſer Horizont auf eine Entfernung von 100 Fuß durch die Wellen begrenzt. Etwas Aehnliches habe ich nie geſehen, und man begreift dann wie wenig die abenteuerlichen Seeſtücke mancher Maler übertrieben ſind. Natürlich ſind dann faſt alle Segel eingerefft, wir zerriſſen mehrere, und der Capitain hatte ernſtliche Beſorgniß daß wir die Maſten verlieren würden.

Könnte man eine „Landratte" bei ſolcher See urplötzlich auf ein Schiff verſetzen, ſo würde ihm der ſofortige Untergang deſſelben, insbeſondere das Umſchlagen unvermeidlich erſcheinen; dieſer letztere Zufall jedoch iſt einer der ſeltenſten, und trifft faſt nur offene Küſtenfahrer die von einem Sturm überraſcht werden. Freilich kann das größte Schiff durch ungeſchickte Behandlung umgeworfen werden, z. B. wenn es im Sturme ſeine Segel nicht einrefft, oder wenn die Ladung, die Kanonen u. ſ. w. loſe ſind, und bei heftiger Bewegung das Gleichgewicht verändern; ein ordentliches Schiff aber muß, ſelbſt wenn Maſten und Alles auf Deck weggeweht und weggeſpült iſt, doch noch gerade und frei auf den Wellen

ſchwimmen, da es feſt gebaut und hermetiſch verſchloſſen iſt. Ein wenig Waſſer bringt natürlich immer ein, und das Pumpen das wir in jenen Tagen nur zu oft hören mußten, klingt nichts weniger als beruhigend.

So war beſonders die Nacht welche die St. Elmsfeuer uns ſo ominös angekündigt hatten, eine der ärgſten, und in der dumpfen Kajüte, bei einer Bewegung des Schiffs und einem Lärm der keinen Schlaf möglich machte, kaum zu ertragen. Selbſt in dem engen Raum ſeines Lagers wird man in empfindlicher Weiſe hin und her geworfen, und das ewige Aechzen und Knarren jeder Planke und jedes Balkens im Schiff ſtimmt unheimlich zu dem Pfeifen des Sturms im Tauwerk. Dabei praſſelte der Regen auf's Verdeck, der Donner rollte, und Alles was nicht feſt gemacht war tanzte und purzelte umher: ein Haufen Orangen die in einer leeren Koje aufbewahrt wurden, hüpften durcheinander, als wollten ſie den Donner parodiren, unſere Champagnergläſer ächzten in Todesnoth und brachen die Hälſe, zum Glück kein großer Schaden, denn der Champagner an Bord war ſchnöder Aepfelwein; — kurz es war ein Lärm und eine Verwirrung ohne Ende. Was einen Begriff von der Wuth des Sturmes geben kann war der Umſtand, daß eine ſchwere hölzerne Treppe die unter einem Winkel von 60°, alſo ſehr ſchief gelehnt ſtand, rückwärts umfiel unter gräßlichem Gepolter; es mußten ſonach die

Maſten einen Winkel von weniger als 60° mit dem Horizont gemacht haben. Daß dies der „ſtille“ Ocean ſei, war uns in unſerm Unmuth ſchwer begreiflich.

So war die Nacht für uns, wie mag ſie erſt für die armen Matroſen und für den unglücklichen Capitain geweſen ſein, welch letzterer um ſo mehr fortwährend in angeſtrengtem Dienſt thätig ſein mußte, als die Bemannung von nur 4 Matroſen bei einem ſolchen Sturm lange nicht ausreichend iſt; die Segel müſſen eingerefft, alle möglichen Dinge angebunden und verwahrt werden, und ſtete Aufmerkſamkeit war um ſo nöthiger, als wir der Küſte nahe waren. Dabei war die Mannſchaft bis auf die Haut durchnäßt, nicht nur vom Regen ſondern von den überſchlagenden Wellen, und bekanntlich wird ein Kleidungsſtück das von Seewaſſer benetzt iſt, kaum wieder trocken, weil das zurückbleibende Salz ſtets wieder Feuchtigkeit anzieht; ſo ſank denn der arme Capitain, dem täglich zwei Anzüge naß wurden und keiner wieder trocken, in ſeiner Toilette täglich tiefer, und erſchien am Morgen nach jenem Sturm über und über in Flanell gekleidet, wie eine Vogelſcheuche, der Schiffsjunge aber, vielleicht in noch größeren Difficultäten als ſein Herr, trat in einem weißen Mantel auf, wie Don Juan im erſten Akt.

Den nächſten Abend legten ſich Wind und Wellen, um wieder eine unleidliche Windſtille einzuleiten; der

Sturm hatte uns im Kreiſe herumgetrieben und wir waren um drei Meilen vorwärts gekommen, den nächſten Tag war es nur eine Meile, die wir kümmerlich mit Laviren im ewigen Zickzack dem widrigen Winde abgewannen. So waren wir den 4. unter 1° 30′ N. B., Angeſichts des Cap Galera, aber dieſes perfide Cap koſtete wieder zwei Tage, ehe wir es umſchiffen konnten; ſelbſt der Capitain, an die ungünſtige Witterung der Küſte doch gewöhnt, fing an den Muth zu verlieren, natürlich nachdem wir Paſſagiere längſt an Allem verzweifelt hatten.

Am 6. November mit Sonnenuntergang paſſirten wir die Linie. Dieſes Ereigniß, wiewohl es ſtreng genommen nur in den Bereich der mathematiſchen Geographie gehört, ergreift die Phantaſie des Reiſenden auf's Lebhafteſte, und es iſt der allgemeinen Stimmung wohl angemeſſen daſſelbe als Freudenfeſt zu begehen, wie dies auf den meiſten Schiffen der Fall iſt. Neptun und ſein Hof erſcheinen dann an Bord, und die Neulinge die zum Erſtenmal die Linie paſſiren, werden vorgefordert und je nach ihrem Rang und der Bereitwilligkeit ſich loszukaufen härter oder leiſer vom Scepter des Meergottes berührt. In den Händen der proſaiſchen Yankees aber gerathen ſolche ehrwürdige Gebräuche ſchändlich in Verfall, und außerdem hatten wir noch einen andern Feind jeder Feſtlichkeit in dem einen ſpaniſchen Paſſagier, der

als Kind einmal bei dieſem Anlaß als Seegeſpenſt hatte figuriren müſſen, und dieſen Schimpf noch nicht verſchmerzt hatte; er ſchalt die Matroſenſitte roh, erzählte Mordgeſchichten von Paſſagieren die in Vertheidigung ihrer Würde harmloſe Seegötter erſchoſſen hatten, und ſchien weit erhaben über dieſe Thorheiten. Nichts deſto weniger ſetzten wir uns hin, tranken in dem beſten Wein der zu haben war, unſere höchſteigene Geſundheit, und aßen welch unverdaulichen Kuchen, des Schiffskochs Meiſterſtück, mit grimmigem Behagen.

Am 9. hatten wir prachtvolles, jedoch kühles Wetter, woraus die Nähe von Hochgebirge zu ſchließen war; wir waren dem Chimborazo gegenüber, den man bei klarem Wetter ſehen kann; leider lag zu viel Nebel auf der Küſte. Wie gern hätte ich Guayaquil beſucht, von wo man in die Nähe dieſes hochberühmten Berges gelangt, aber das gelbe Fieber welches, ſeit es vor fünf Jahren dahin verſchleppt worden war, unabläſſig dort wüthete, verbot es mir. Es gilt in Amerika für Tollheit ſich ohne Noth in den Bereich dieſer furchtbaren Epidemie zu wagen.

Wir paſſirten auch ein Schiff, das erſte auf dieſer Reiſe; es war eine große amerikaniſche Barke, ſehr ſchmutzig und vermuthlich ein Wallfiſchfänger. Sie kam früh Morgens in Sicht, denſelben Cours wie wir verfolgend, und Nachmittags überholte ſie unſer kleiner

Schnellsegler; wir zeigten unsere peruanische Flagge, und drauf der Amerikaner seine roth und weißgestreifte, zur großen Freude unseres Capitains. Ich beobachtete das bekannte Phänomen, wie sich zuerst bloß die Spitzen der Masten zeigen, bis allmälig das ganze Schiff sichtbar wird. Am 10. sahen wir in 4° S. B. die peruanische Küste, rauh und felsig wie alle Punkte der Westküste an denen wir vorbeigesegelt, Nachts passirten wir Cap Blanco, den westlichsten Punkt von Südamerika; der Capitain nannte es das Cap Horn dieser Küste, und es machte seiner Benennung Ehre durch so hohe See, daß abermals an Schlaf und Ruhe nicht zu denken war. Am 11. hatten wir Morgens 10 Uhr nur 16° Wärme, eine Temperatur die mir der ich in Westindien halb gekocht war, wirklich empfindlich kalt vorkam, aber doch auch wieder etwas kräftigendes hatte; das erschlaffende ewige Transpiriren hört dann natürlich auf. Jede Nacht hatten wir nun schweren Thaufall, der an dieser regenarmen Küste den einzigen Niederschlag bildet.

Nachdem wir in der Nacht zum 12. noch recht abscheuliches Wetter gehabt und beinahe unsere Masten verloren hatten, näherten wir uns endlich am Nachmittag dieses Tages der lang ersehnten Küste von Payta unter 5° S. B., und nach den Unannehmlichkeiten einer stürmischen und über die Maaßen langwierigen Ueberfahrt erschienen selbst die dürren und felsigen Ufer welche

wir vor uns hatten, dem Auge höchst erwünscht. Wir hatten viel Glück im Einlaufen, und fanden uns noch vor Sonnenuntergang dem Städtchen Payta gegenüber, mit hinlänglicher Muße das überaus dürre und elende Aussehen des Orts und der Gegend zu betrachten, und uns zu verwundern wie Menschen dort existiren können.

Den nächsten Morgen gingen wir an's Ufer, wo uns am Zollgebäude sofort das krause Wappen der Republik Peru mit seinem Llama und seinen Füllhörnern entgegen leuchtete. Die Stadt liegt in der Tiefe eines geräumigen, von steilen Fels- und Bergwänden eingeschlossenen Hafens, und lehnt sich an eine Reihe kahler Sandhügel mit abschüssigen Wänden. Die Häuser sind ohne Ausnahme elend, einige wenige zweistöckig und angestrichen, die meisten aber klägliche Machwerke von Holz- oder Rohrgeflecht, mit Lehm verklebt. Strohdächer erhöhen noch den ärmlichen Eindruck, und das Ganze ist recht eigentlich ein Gemälde grau in grau, denn man sieht kein einziges grünes Plätzchen welches diese Einfarbigkeit unterbräche. Man begreift nicht wie ein Mensch auf den Gedanken kommen konnte sich in einer so trostlosen Wüste niederzulassen, aber die Menge von Schiffen im Hafen, die Anzahl von wohlhabenden Leuten und ansehnlichen Waarenlagern läßt hinlänglich errathen, daß die auri sacra fames, wie an so manchen Orten Amerika's auch hier Wunder gewirkt hat. Obgleich

entblößt von dem erſten Bedürfniß einer Anſiedlung, Fruchtbarkeit des Bodens, iſt Payta doch eine der älteſten Städte auf dieſer Küſte, und verdankt dies wohl zunächſt ihrem trefflichen Hafen, einem Vortheil der in dieſer Gegend ſelten iſt; getrennt durch eine Wüſte von 12 Leguas Breite und beträchtlicher Länge an der Küſte hin, die Wüſte von Sechura, liegt im Binnenlande die Stadt Piura, Hauptſtadt einer gleichnamigen Provinz, ein bedeutender Ort von 12;000 Einwohnern, und als Hafenplatz dieſer Stadt erfreut ſich Payta ſeiner dermaligen Blüthe. Es zählt 3 — 4000 Einwohner, darunter viele Weiße, die Mehrzahl von indianiſcher Abkunft, und weniger Neger und Miſchlinge von dieſen; die Payteños gelten für die beſten Seeleute dieſer Küſte, ſind aber im Allgemeinen vollkommen ſo träge und genügſam wie alle Bewohner des tropiſchen Südamerika. Der Handel beſteht hauptſächlich in der Einfuhr europäiſcher Manufakturen, einiger Ausfuhr von Produkten des Binnenlandes, als Baumwolle, Salz, Talg, Tamarinden u. ſ. w. und im Küſtenhandel mit den benachbarten Häfen wie Guayaquil. Außerdem iſt dieſer Hafen ein ſehr beliebter Ruheplatz für die Wallfiſchfänger während ihres langen Aufenthalts in der Südſee — kurz Payta iſt nicht ſo ganz ohne Leben, als man anfangs denkt. Es iſt zudem die Reſidenz eines amerikaniſchen und franzöſiſchen Conſuls, und letzterer ſcheint alle

Comforts um ſich verſammelt zu haben, die ihm das Leben hier erträglich machen können; er war Eigenthümer des Schiffs in dem wir ſegelten, und empfing uns mit ächt franzöſiſcher Höflichkeit.

Zu meiner großen Freude fand ich aber auch einen Deutſchen, Dr. med. Simons, einen intelligenten und liebenswürdigen Mann in dieſem Winkel der Erde, und ſo angenehm franzöſiſche Formen manchmal ſein mögen, ſo geht doch nichts über die herzliche Aufnahme, die der deutſche Reiſende bei ſeinen Landsleuten in der neuen Welt findet, und es iſt eine der größten Annehmlichkeiten, daß man faſt in jeder Seeſtadt Amerika's Deutſche aus den gebildeten Klaſſen antrifft. Mit dem Doctor durchwanderte ich die Sandwüſten der Straßen von Payta und betrachtete die ſehr unbedeutenden Merkwürdigkeiten die ſich vorfanden. Obenan ſteht die Kirche, ein hölzerner Schoppen mit einer Maſſe Heiligen, groß und klein; im abſcheulichſten Geſchmack, und einer wunderbaren, wenn auch nicht wunderthätigen Madonna, deren Geſchichte uns der Sakriſtan mit großem Ernſt vortrug: als der bekannte engliſche Weltumſegler Anſon im vorigen Jahrhundert Payta eroberte, drangen die Feinde unter anderem in die Kirche um zu plündern, und einer der betrunkenen Soldaten verſetzte der Madonna ein paar Säbelhiebe in den Hals und das Kinn; alsbald begann das Bild zu bluten, und ſo oft man in ſpäterer Zeit verſucht hat

die Wunden zu übermalen, brachen ſie alsbald wieder hervor, und die blutigen Spuren ſind noch jetzt ſichtbar. Bemerkenswerth ſind die Weihkeſſel am Eingang der Kirche, zwei prachtvolle Rieſenmuſcheln, 2½ Fuß lang und halb ſo breit; leider ſind ſie von dieſen Barbaren im Einklang mit den übrigen geſchmackvollen Verzierungen der Kirche mit blauer Oelfarbe angeſtrichen. Eine andre Kirche wurde eben reſtaurirt, und ſeltſam genug prangt über dem Eingang das alte Idol der Peruaner, eine ungeheuer grell angemalte Sonne. Vor dieſer Kirche befindet ſich der Marktplatz, eine Sahara mit fußtiefem Sande; eine Reihe von mehr als hundert Maulthieren und Eſeln bewies daß alle Produkte, wie es natürlich iſt, aus der Ferne kommen; Waſſermelonen, nebſt Einigem an ſchlechten Orangen waren die Marktwaaren. Mir fielen die Sättel, ein hölzernes ungeheures Gerüſt mit einer Schabracke bedeckt, und beſonders die Steigbügel auf: ſie ſind von Holz, groß und plump, und von der Geſtalt eines chineſiſchen Pagodendachs; ſpäter machte ich die Erfahrung daß in den Andes, wo man fortwährend an Felſen ſtößt, andre Steigbügel gar nicht zu gebrauchen ſind. Die Tracht der Männer iſt der Poncho, ein viereckiges Stück Tuch mit einem Einſchnitt in der Mitte, durch das der Kopf geſteckt wird, eine in Peru und bei den altbayriſchen Poſtillons übliche Bekleidung. Die Weiber hüllen ſich in ihren langen, ſchmalen Shawl,

meiſt von blauer Farbe, ihre Geſichtszüge ſind die normal indianiſchen, und ihr ſchwarzes langes glänzendes Haar iſt prachtvoll; wir machten uns den Spaß den Haarſchmuck einer jungen Indianerin zu befühlen, was ſich die Schöne gern gefallen ließ, es war aber grob wie Pferdehaar. Die Weiber von Colan, einem Dorf 5 Stunden von Payta, bewahren noch dieſelbe Tracht welche bei der Entdeckung des Landes Mode war, einen ſehr unmaleriſchen Sack von ſchwarzem Zeug mit drei Oeffnungen für Kopf und Arme; dieſes wunderliche Gewand hängt ohne Gürtel in weiten Falten um den Leib, und iſt als eine der wenigen hiſtoriſchen Curioſitäten Amerika's erwähnenswerth.

In Payta regnet es nur alle 7 Jahre, und die völlige Dürre des Bodens geht damit Hand in Hand; dieſer Regenmangel iſt um ſo auffallender, als wir den Tag nach unſerer Ausfahrt aus dem Hafen Regen in Fülle auf der See hatten. Selbſt der Thau, welcher in den Tropen während der trockenen Jahreszeit den Regen reichlich erſetzt, und ohne den man keinen klaren Tag haben würde, iſt hier nur ſpärlich; das letzte Jahr war ein geſegnetes, und in ſolchen Regenjahren iſt auch der Boden mit dürftiger Vegetation bedeckt, welche aber nach halbjähriger Dürre wieder verſchwindet. Nicht einmal Trinkwaſſer beſitzt die Stadt, und es wird mehrere Stunden weit auf Laſtthieren herbeigeſchafft, welche große

Gefäße von Kürbisſchalen an beiden Seiten des Sattels tragen, dieſes Waſſer iſt aber gut. Die Tageshitze von 20 — 22° R. iſt gemäßigt, der Geſundheitszuſtand befriedigend, und die einzigen Patienten des Dr. Simons ſind die Matroſen fremder Schiffe; hin und wieder mögen die Blattern Unheil ſtiften, und ich ſah einen armen Indianerjungen, der durch ungeſchickte Behandlung eines einheimiſchen Arztes ein Auge in dieſer Krankheit eingebüßt hatte.

Von den Wallfiſchfängern lag gerade ein Amerikaner, der Corinthian von New-Bedford, dem Hauptſitz dieſer Unternehmungen, im Hafen, ein Schiff erſter Größe von ſtattlichem Anſehen. Dieſes Schiff war zwei Jahre unterwegs und hatte etwa $^2/_5$ ſeiner Ladung an Thran eingenommen; es war im Begriff wieder in See zu gehen und ſollte neun Monate kreuzen, ehe es an der Inſel Juan Fernandez einen weiteren Aufenthalt machte; die ganze Reiſe war auf 4 Jahre berechnet. Es war leicht in dem Weſen des Schiffsvolks etwas Scheues, Schweigſames zu bemerken, wie es die lange Entfernung aus aller menſchlichen Geſellſchaft in ihrem harten Dienſte mit ſich bringt; ſie nahmen mich indeß ſehr freundlich auf und zeigten mir alles Intereſſante an Bord. Was mir zuerſt in's Auge fiel, war die Menge der Boote mit denen das Schiff verſehen war; jedes enthielt den vollen Apparat zum Fang, mit großer Ordnung und

Genauigkeit für den augenblicklichen Gebrauch zugerichtet; in einem Kübel, um einen Pflock gelegt, befindet sich die fingerdicke Leine der Harpune, welche durch das Vordertheil des Boots läuft; fünf Mann bilden die Bemannung desselben, der Harpunier steht vorn, Einer steuert mit einem langen Ruder; sowie der Wallfisch getroffen ist und nun durch die Widerhaken der Harpune an der Leine gehalten wird, nimmt der Steuermann den vordern Platz ein und sucht mit einer scharfen Lanze, die aber nicht stecken bleibt, das Thier tödtlich zu verwunden. Ein oder zwei Mann sind, wenn das Schiff im Jagdrevier ist, fortwährend im Mastkorb, und oft ist da oben eine Tonne zum besseren Aufenthalt befestigt. Die Mannschaft bestand aus etwa 36 Köpfen, denn ein Wallfischfänger kann deren nicht zu viel haben; Unglücksfälle und Krankheiten sind nicht gerade selten, und sehr viele sind immer zum Ausreißen geneigt, was im Hafen nur mit Mühe verhindert werden kann. Das Schiff war in guter Ordnung und reinlich gehalten, trotzdem aber der Thrangeruch ziemlich unerträglich; das ganze Verdeck hat einen doppelten Boden zur Schonung, der am Ende der Reise weggenommen wird; vorn ist der große Ofen mit zwei eisernen Kesseln zum Sieden des Thrans, und einer Menge dazu gehöriger Geräthschaften.

Der Wallfischfang ist sehr vortheilhaft, erfordert aber ein großes Kapital; die meisten Schiffe gehören den

Franzoſen oder Amerikanern, und es ſcheint daß die letztern die Sache beſonders zweckmäßig zu betreiben wiſſen; einige Häfen in New-Hampſhire und Maſſachuſetts, beſonders New-Bedford ſind die Hauptplätze für die Ausrüſtung, und Quäker hauptſächlich die Unternehmer. Um dem Capitain und der Mannſchaft ein Intereſſe am Fang zu geben und letzterer das Deſertiren zu verleiden, werden Alle mit Antheilen am Gewinn bezahlt, der Capitain erhält $1/15$, der Steuermann $1/45$, die Matroſen nach ihrer Tüchtigkeit $1/120$ bis $1/180$, wofür ſie aber die Verſicherungsprämie zu tragen haben. In den tropiſchen Meeren iſt die Ausgiebigkeit an Fett weit geringer als in höheren Breiten; ein gewöhnlicher Wallfiſch gibt bis zu 200 Tonnen Thran, zu 30 Gallonen, der Pottfiſch, Spermwhale höchſtens 120 Tonnen, aber die Tonne des letzteren gilt 30 Dollars, die andere nur 18. Es pflegen daher die Amerikaner hauptſächlich dem Pottfiſch nachzuſtreben und bleiben länger, meiſt 3—4 Jahre aus; ſo auch der Corinthian, der gegen 3500 Tonnen Thran faßte und ſeinen Eigenthümern 70—80,000 Dollars reinen Profit verſprach, außerdem dem Capitain etwa 8000, und ſo fort. Manche Schiffe bleiben bis 7 Jahre aus, in welcher Zeit ſie im günſtigen Falle drei Ladungen machen, welche entweder in Lima verkauft oder nach Hauſe geſchickt werden. Dieſe Schiffe durchſtreichen den ganzen ſtillen Ocean, und ſuchen nur

alle 9—12 Monate einen Hafen; aber oft zwingt das Umſichgreifen des Scorbuts den Capitain einzulaufen; die amerikaniſchen Schiffe haben keine Aerzte, aber die Conſulate der Vereinigten Staaten zahlen für jeden erkrankten Matroſen eine angemeſſene Summe zur Verpflegung.

Auf der Fahrt durch den Hafen gewahrte ich eine große Menge Möven und Pelikane, welche ſich ohne Scheu mitten unter die Schiffe wagten; dieſer Pelikan iſt grau mit gelbem Schnabel und kleiner als der ſchöne roſenfarbene Vogel derſelben Gattung, welcher oft in Menagerien gezeigt wird. Wenn ſie am Ufer ihre Nahrung ſuchen fängt man ſie in eigenthümlicher Weiſe, indem man ihnen ein Steinchen zuwirft; der Pelikan iſt neugierig und kommt heran, und man fährt fort ihn in dieſer Weiſe immer näher zu locken, bis man das ſchwerfällige Thier mit Händen greifen kann.

Nachmittag 4 Uhr rief uns der Capitain an Bord, und als wir dieſe anſcheinend unwirthliche Küſte verließen, wunderte ich mich wie der Tag ſo angenehm vergangen war.

Unſere Reiſe von Payta aus war weit erträglicher als die erſte Hälfte unſerer Fahrt; die See obgleich ſehr hoch, doch mäßiger bewegt als bisher, und ich empfand ihre Tücken nur noch einmal, als der Kajütentiſch nebſt Tintenfaß, Büchern und zwei daran ſitzenden Paſſagieren

eines schönen Abends mir in's Bett stürzte, in dem ich schon lag, zu allseitiger großer Verwunderung. Regen und Sturm verschonten uns fast gänzlich, und die neuen Vorräthe von Payta richteten unsere halbgeknickten Seelen wieder auf. Leider mußten wir den größten Theil des trefflichen Rindfleisches über Bord werfen, da es sich nicht hielt, und die ungeheuern Portionen Wassermelonen die wir nur so aus langer Weile verzehrten, hielten uns fortwährend das unrühmliche Ende Kaiser Friedrichs III. vor Augen, der bekanntlich an einer Indigestion verstarb, nachdem er drei Melonen auf einmal verzehrt hatte; Kaiser Friedrich wurde indeß durch unsere Leistungen gänzlich in Schatten gestellt, denn es ist bekannt daß man bei der größten Langeweile den besten Appetit hat. Bald verschwanden indeß auch diese Genüsse wieder, und wir waren von Neuem in den bescheidenen Wechsel von Hühnern und Hammelfleisch zurückgedrängt; die ersteren ißt man sich ohnehin auf allen Schiffen zum Ueberdruß, und die zwei magern langbeinigen Hämmel die wir in Panama eingeschifft, hatten selbst auf unsrer langwierigen Fahrt nicht die Möglichkeit gefunden sich einigermaaßen auszumästen. Ich erinnere mich, daß als der eine dieser Schafböcke geschlachtet wurde und es galt ihn rasch aufzuzehren, wir an einem Mittag fünferlei Hammelfleisch hatten, was — vorausgesetzt daß dasselbe gut gewesen wäre — doch gewiß des Guten zuviel war.

Ueberhaupt war die Koſt erbärmlich für den enormen Preis von 160 Doll., da man doch auf den beſten Paketbooten der Welt, zwiſchen Amerika und England nur 120 Doll. zahlt. Und was ſoll ich daneben von unſerer geiſtigen Nahrung ſagen! Die fünf oder ſechs Bücher an Bord hatte ich bereits auswendig gelernt, eben ſo viele Briefe nach Europa geſchrieben und darin die Erlebniſſe meiner Reiſe getreulich wiedergekäut; aber der Menſch iſt nicht geſchaffen wie ein Bär, der während ſeines Winterſchlafes Weisheit aus den eigenen Pfoten ſaugt, und meine Reſſourcen waren durch die furchtbare Langweiligkeit der Reiſe vollkommen erſchöpft und alle Regſamkeit gelähmt, ſo daß das Patience-Legen zuletzt noch die intellectuellſte Beſchäftigung war die ich mir zumuthete. Glücklich erſchien mir da der eine meiner Reiſegefährten, ein junger Mann aus Panama, der wirklich von jenen beneideten Eigenſchaften des Bären ein gut Theil beſaß: er ging mit den Hühnern Abends 6 Uhr zu Bette und ſtand Morgens um 9 auf, vom Reſt des Tages brachte er zwei Stunden bei Tiſche, und eine halbe auf Deck zu, die übrige Zeit ſchlummerte er abermals in glücklicher Selbſtvergeſſenheit in ſeiner Höhle. Ein ſolcher Geſellſchafter bot begreiflicher Maaßen wenig Anregendes, die Uebrigen waren mir nicht angenehm, und nur der Capitain, ein junger Mann und Amerikaner durch und durch, unterhielt mich zuweilen durch

Erzählungen aus dem Kreiſe der ihm eigenthümlich war, und durch die Naivetät ſeiner politiſchen und ſocialen Anſchauungen. Obgleich von ganz niederer Geburt und Erziehung, und ſeines Zeichens eigentlich ein Seiler, wie er ſehr offenherzig erzählte, entbehrte er keineswegs jener Würde des Selbſtbewußtſeins die jedem Yankee beiwohnt, und die im rechten Maaß einer der glücklichſten Züge des amerikaniſchen Nationalcharakters iſt. Sein Urtheil über die verſchiedenſten Dinge war geſund und praktiſch, nur die Nationaleitelkeit war eine Grube in die er jedesmal ſtürzte, und dann waren ſeine Rodomontaden über die Größe Amerika's und ſeiner Ueberlegenheit über England herzlich ungenießbar; ſolche Käuze erſcheinen außerhalb der Vereinigten Staaten dem Europäer ſehr ſeltſam und originell, und mir ſelbſt, der ich ſie doch von Ort und Stelle her kannte, waren ſie in fremder Umgebung immer beſonders auffallend. Dieſer Mann war übrigens in ſeiner ſchweren Pflicht unermüdlich, und die Freudigkeit und Genügſamkeit mit der er ſich in ſeine beſcheidenen Verhältniſſe fügte, machte ihm alle Ehre und beſchämt die, welche in weit glänzenderer Lage ſich mit ſelbſtgeſchaffenen Grillen quälen.

Einiges aus des Capitains Erzählungen habe ich aufgezeichnet: Unter den Seeleuten exiſtirt eine Geiſteskrankheit »the Horrors« genannt, welche namentlich in Winterszeit dieſelben befällt, wenn ſie nach einer

mühseligen Reise ans Land kommen, sich unvorsichtig der Ofenhitze aussetzen, und dabei nach Matrosenart sich großer Unmäßigkeit ergeben. Nach einigen Tagen in dieser Weise zugebracht müssen sie etwa wieder an Bord, und dann zeigen sich die schrecklichen Symptome des Uebels: einige werden mitten in ihrer Arbeit, vielleicht hoch in den Masten plötzlich von Verwirrung ergriffen und stürzen herab, Andere erheben mitten im Schlaf ein gräßliches Geheul und stürzen sich oft in die See, ehe Hülfe kommt; der Capitain sah einst einen jungen Matrosen müßig und anscheinend zerstreut auf Deck stehen, und fragte ihn was ihm fehle: „Ich weiß selbst nicht," sagte der Andre, nahm einen Anlauf und sprang über Bord. Die Kranken welche einem solchen Ende entgehen, erholen sich allmälig; der Erzähler selbst hatte zwei Leute aus dem Takelwerk gerettet, die ihre Besinnung verloren hatten und im Begriff waren herabzustürzen.

Komisch ist die Art ein Schiff von Ratten zu säubern, wie es vor unserer Reise an Bord des (der Engländer und Amerikaner würde sagen der) Mazeppa ausgeführt worden war: das ganze Schiff, alle Luken, Fenster, Spalten und Ritzen werden luftdicht verschlossen und ein Feuerchen im Raume angezündet, welches allen Sauerstoff verzehrt und den armen Ratten den Erstickungstod bereitet; zur Probe läßt man ein Licht hinab, und

wenn es erlischt kann man der Vertilgung des Ungeziefers gewiß sein. Leider hilft es nicht lange, denn schon im nächsten Hafen sieht man diese frechen Thiere, als ahnten sie das leere Quartier, nach dem gereinigten Schiff schwimmen und an den Ankerketten hinaufklettern! Ganz fruchtlos ist jene Procedur für die Plagegeister aus der Insektenwelt, und auf dem Mazeppa war es mit den großen abscheulichen, anderthalb Zoll langen Schaben (Cucuracha auf spanisch, englisch Cockroach) gar nicht auszuhalten; diese über die Maaßen ekelhaften Thiere fielen uns im Bett aufs Gesicht oder liefen uns über den Leib, daß man vor Abscheu laut aufschrie. Sie fressen Alles an, und da es z. B. Stiefelwichse gibt die mit süßem Stoff angemacht ist, so pflegen sie vom Leder die Wichse herunterzunagen. Wir wußten aber auch gegen sie Rath, indem wir Gefäße mit engem Rand in die wir Syrop als Lockspeise thaten, aufstellten; am nächsten Morgen waren Hunderte gefangen und wurden den Hühnern preisgegeben.

Ich habe vorher des „krausen" Wappens von Peru Erwähnung gethan, eine Bezeichnung die alle amerikanischen Republiken angeht. Es scheint freien Staaten schwer zu werden, sich von dem erzfeudalen Gebrauch der Wappen loszumachen; führte ja selbst die Juliusmonarchie ein Blatt Papier, die Charte vérité im Wappen, und in Amerika sind die Embleme noch

obendrein exotisch: Mexico hat den Adler der auf einem Cactus, ich sollte denken sehr unbehaglich, sitzt, Peru das Llama, den Chinabaum und die Füllhörner, Bolivia zum Llama ein paar Vulkane nebst Condor, La Plata Sonne, verschlungene Hände und Jakobinermütze. Am sonderbarsten nehmen sie sich auf den Münzen dieser Länder aus, welche meist sehr roh geprägt sind; die großen Goldunzen oder Quadrupel, 4 Louisd'or schwer erinnerten mich immer an die Scheiben von gelben Rüben, die im Märchen zu Goldstücken werden und umgekehrt.

Am 25. früh lag die Insel San Lorenzo, welche den Hafen von Callao begrenzt, vor uns, wir hörten die angenehme Musik der Ankerketten die auf Deck geschleppt wurden, und hofften den Abend im Hafen zu sein; aber um das Maaß der Widerwärtigkeiten mit denen wir auf dieser vierwöchentlichen Fahrt heimgesucht worden waren zu erschöpfen, sandte das grausame Schicksal uns Angesichts unseres Bestimmungsortes noch eine Windstille von 1½ Tagen! Am 26. früh waren wir so nahe, daß wir die Masten der Schiffe im Hafen und ihre Flaggen durchs Fernrohr erkennen konnten, während der untere Theil derselben und die Stadt Callao noch vor unsern Blicken verborgen war. Unsere Ungeduld war unbeschreiblich, bis sich gegen Mittag ein leichter Wind erhob und uns in den Hafen führte. Im Hafen nach

einer vierwöchentlichen Seereise der unangenehmsten Art, und Angesichts der Andes und Lima's! Es wurde mir schwer dieses Glück zu fassen, noch schwerer aber auf die Landung noch mehrere Tage verzichten zu müssen. Payta nämlich liegt nahe Guayaquil, und obgleich Payta, obendrein eine peruanische Stadt, gegen das gelbe Fieber an jenem Orte die strengste Quarantäne aufrecht erhält, so genügt diese Vorsorge den weisen Lenkern von Lima nicht, welche eine freilich verzeihliche Angst vor dem gelben Fieber haben. So wenig wir ahnten was uns drohte, erfüllten wir doch von vornherein die Form, indem wir uns im Gefühl unseres Unwerths an das äußerste Ende des Hafens und unter dem Winde vor Anker legten, damit unser Pesthauch nicht die Reinen beflecke; alsbald kam der Hafencapitain in seinem Boot heran, hielt sich jedoch in respektvoller Entfernung, und warf uns mit stummer Beredtsamkeit eine gelbe Flagge(!) an Bord, die wir denn in aller Demuth aufzogen, nur halblaut tiefe Verwünschungen murmelnd. Dann kam der Doctor, hielt ebenfalls in respektvoller Entfernung, nahm die Schiffspapiere und unsere Päße in Empfang und beräucherte sie mit großer Sorgfalt, nachdem sie schon bevor über und über mit Essig beschmiert worden waren. Unser erstes Gefühl war, den vermaledeiten Räucherer an den Ohren an Bord zu ziehen, damit er unsere Quarantäne wenigstens theilen möge, wir bedachten

aber daß nur höchste Demuth unser Loos erleichtern könne, und standen, als man nun obendrein auch unsere Personen aus der Entfernung zu mustern begehrte, mit lächelnden Mienen da, um nicht etwa krank auszusehen!

Der Capitain ging fröhlich ans Werk die Zeit der Quarantäne zum neuen Anstrich des Schiffes zu benützen, wodurch der Aufenthalt auf demselben noch unangenehmer wurde; wir Passagiere saßen verstimmt da, und hatten wenigstens Muße die Scenerie zu betrachten, die unter andern Umständen wohl entzückend genannt zu werden verdiente. Im Vordergrund der Hafen mit einer großen Anzahl von Kriegsschiffen und Kauffahrern aller Nationen, rechts die langgestreckte Felseninsel San Lorenzo, gerade vor uns in der Ebene Callao mit einem imposanten Fort aus spanischen Zeiten, denkwürdig als derjenige Besitz dieser Macht in ihren empörten Colonien, welcher am längsten die spanische Flagge trug. Dahinter durch eine unmerklich ansteigende Ebene von 2 Stunden Ausdehnung getrennt, zeigen sich in der Ferne die Thürme und Kuppeln der „hundert Kirchen" von Lima, und dicht hinter der Stadt die letzten Vorberge der Andes, über welchen sich drei bis vier weitere Ketten erheben, bis die letzte und höchste mit ihren schneebedeckten Gipfeln sich mit den Wolken vermischt. Das Panorama dieser Gebirge ist über Alles großartig, und die Wolken und

Nebel, die bald den einen, bald den andern Gipfel umziehen oder das Ganze wiederum enthüllen, gewähren eine fortwährende Abwechslung. Die Beleuchtung bei Sonnenuntergang war unvergleichlich, die ganze schneereiche Bergkette als wäre sie eine Wolke mit Abendroth übergossen, das sich noch lange in feenhafter Weise erhielt als wir schon längst von der Abenddämmerung umhüllt waren. Zu gleicher Zeit gab der Signalschuß vom französischen Admiralschiff das Zeichen zur Retraite und zum Einziehen der Flagge, und wie das Echo dieses Schusses erst an den Felsenwänden von San Lorenzo, und lange nachher in den entfernten Gebirgen verhallte, zogen auch wir, durch jenen herrlichen Anblick und die vergebliche Sehnsucht nur noch mehr mißmuthig gemacht, uns in unser unleidliches Gefängniß zurück.

Zehnter Abſchnitt.

Lima — Ruinen von Pachacamac.

Am 29. November kamen endlich unſere ärztlichen Tyrannen uns zu befreien, und in Eile und Freude verließen wir das Schiff, das unterdeß den häßlichen Schmuck der gelben Peſtflagge ebenfalls losgeworden war; wir landeten bald in Callao, welches ſich in der Nähe ziemlich elend ausnahm, das gewöhnliche ſpaniſche Gewirr hölzerner Gallerien und Balkone, mit denen die baufälligen meiſt einſtöckigen Baracken geziert waren, eine Maſſe ſchlechter Wirthshäuſer und Läden, wie ſie in Hafenſtädten gewöhnlich ſind, und eine Horde zerlumpter und lärmender Neger und Indianer von allen Farben und Phyſiognomien. Callao und Valparaiſo ſind abgeſehen von ihrer Bedeutung als Handelsplätze zugleich die wichtigſten Stationen der Kriegsſchiffe aller Nationen welche in den großen Ocean gelangen; in der That waren es, vor der Entdeckung der californiſchen Goldminen,

die einzigen Häfen von einigem Belang auf der ganzen langen Weſtküſte des neuen Continents. Oft ſind über zwanzig Kriegsſchiffe in Callao verſammelt, und welch wildes Treiben die Mannſchaften der verſchiedenen Nationen im Hafen verführen, kann man ſich denken; natürlich ſteht das Vergnügen großartiger nationaler Prügeleien oben an, und es ſollen manchmal 25 bis 30 Vor-Zweikämpfe gleichzeitig im Gange ſein; nicht ſelten ſtehen die Officiere, die wiſſen daß der Matroſe ſich austoben muß, dabei und ſehen darauf daß Alles ehrlich hergeht. Zuweilen wird der Kampf auch ernſtlicher; ſo kamen z. B. in Valparaiſo achtzehn Franzoſen um, die von den Amerikanern einen Felſen hinabgeſtürzt wurden.

Jedem Reiſenden pflegen im Hafen von Callao die unbedeckten Weizenhaufen aufzufallen, welche einerſeits die Getreideausfuhr des außertropiſchen Chile, andererſeits die völlige Abweſenheit des Regens an der peruaniſchen Küſte charakteriſiren.

Die Inſel San Lorenzo, durch das furchtbare Erdbeben des Jahres 1746 vom Feſtlande abgeriſſen, und den Hafen begrenzend, hat ein beſonderes peinliches Intereſſe, da ſie bis vor wenigen Jahren der Begräbnißort der ketzeriſchen Ausländer war, welche in Callao oder Lima ihren Tod fanden; iſt ſchon an und für ſich jeder Todesfall in weiter Fremde ergreifend, ſo erhöht noch

der öde unwirthliche Anblick dieſer Felſeninſel das Traurige eines ſolchen Grabes fern von der Heimath. Ich habe auf meinen Reiſen nicht viel ans Sterben gedacht, aber die Art und Weiſe wie faſt überall beſonders in tropiſchen Anſiedlungen der arme Europäer der dort dem Klima oder ſonſt ſeinem Geſchick erliegt, in fremder Erde nach zwölf Stunden eingeſcharrt und nach vierundzwanzig Stunden vergeſſen wird, macht einen tief verletzenden Eindruck, ſo begreiflich auch die Sache an und für ſich iſt, und der Wunſch vor einem ſolchen Tode bewahrt zu ſein wird ſehr lebhaft. Eine hübſche Pietät ſpricht ſich in der engliſch-indiſchen Sitte aus, den Namen eines ſolchen Armen den in der Fremde vor der Zeit ſein Ende ereilt, nie ohne den Beiſatz »poor« auszuſprechen; wie oft habe ich von »poor Jacquemont« oder »poor Doctor Hoffmeister« reden hören.

Zur Verbindung mit Lima, deſſen Hafen Callao iſt, gehen faſt ſtündlich Omnibus ab; der Weg iſt etwa drei Stunden lang und wird in einer guten Stunde zurückgelegt, ohne daß die namhafte Steigung von 5 bis 600 Fuß bemerklich würde; es iſt eine breite ſandige, ſehr vernachläſſigte Chauſſee, an deren Seite ſich ein ziemlich ödes Küſtenland erſtreckt; nur einige Haciendas, Landgüter, und häßliche Baſtionen von Lehm aufgeworfen, Reliquien der ewigen Bürgerkriege und Revolutionen, unterbrechen die Einförmigkeit. Dieſe Straße iſt als ſehr

unsicher berüchtigt, da die erbärmliche Ordnung im Lande nicht nur eine scharfe Aufsicht ausschließt, sondern durch jene steten Fehden Gesindel und Räuberbanden förmlich heranzieht; die Landessitte ist, daß man sich nicht wehrt sondern sich getrost ausplündern läßt, und werthvolle Dinge auf andere Weise als im Omnibus befördern läßt;* zum Glück kamen wir nicht in den Fall uns über diese Alternative praktisch zu entscheiden. Die zweite Hälfte des Weges ist besser erhalten und mit einer hübschen Allee von Trauerweiden geziert, die als eine heimathliche Erinnerung das Auge erfreuen, denn so sehr ich noch vor wenigen Monaten nach dem Anblick exotischer Gebilde strebte, so wohlthuend war mir bereits wieder eine solche Abwechslung; daß Peru das Vaterland vieler unserer Gartengewächse ist, zeigte mir auf dieser Fahrt das im Chausseegraben und an Mauern üppig wuchernde hochgelbe Tropaeolum.

Bald erreicht man nun das Thor der „Stadt der Könige,“** ein hohes Gebäude in zweifelhaftem Geschmack,

* So ist es auch in Mexico auf der Route die von Vera Cruz nach der Hauptstadt führt; Jedermann übergibt, wenn er diese Reise in der Postkutsche macht, sein Gepäck einem Maulthiertreiber zur langsamen und sichern Beförderung, und steckt nur ein paar Goldunzen zu sich, um bei einem Ueberfall von den Räubern nicht für einen Habenichts angesehen und demgemäß übel behandelt zu werden.

** Der stolze Name rührt von dem Tag der Gründung, dem Dreikönigstage, her.

mit einer abscheulichen Fratze geziert, welche den prosaischer Weise in einem Omnibus einziehenden Ankömmling grinsend begrüßt; der Stadttheil welchen man zuerst betritt ist ärmlich und öde, bald folgen indeß bessere Straßen, welche hübsche Gebäude und glänzende Läden enthalten, und das bunte Gewimmel aller Nationen und Trachten, wofür Lima bekannt ist, versetzte mich bald in jenes Staunen, welches man beim Eintritt in eine fremde und hochberühmte Stadt ungern entbehrt. Man setzte mich in einem französischen Gasthof ab, welcher bequem und reinlich zu sein schien, jedoch mein erster Besuch in dem Handlungshaus Huth, Grüning u. Comp. hatte eine verbindliche Einladung seines Chefs, Herrn Hermann Rodewald aus Bremen zur Folge, welcher ich, an amerikanische Gastfreiheit schon gewöhnt, nicht widerstand; die unendliche Güte und der höchst angenehme und belehrende Umgang dieses liebenswürdigen Mannes wird mir stets unvergeßlich bleiben. Unter den Häusern aller großen Seestädte Amerika's stehen die deutschen, fast ausschließlich Hanseestädter, oben an, und unter diesen findet man den in Deutschland sonst selteneren höchst ehrenwerthen Stand des merchant im englischen Sinne, oder besser des deutschen Kaufherrn wie er aus der Hansa emporgewachsen ist, vertreten. Wir lieben nicht den Banquier, der in der schlauen Berechnung der Course von Werthpapieren nur den nackten Geldgewinn erstrebt,

ohne durch seine Betriebsamkeit der Welt nützlich zu werden, wogegen der Kaufmann in jenem großen Maaßstabe nicht bloß der eigenen Bereicherung seine Kräfte widmet, sondern indem er über Meere und Länder seine Verbindungen ausdehnt, ein wichtiger Beförderer des Weltverkehrs und für ferne Völker der Bringer der Civilisation wird. Es ist eine wahre Freude zu beobachten, wie gerade diese Klasse deutscher Kaufleute durch Tüchtigkeit und Ehrenhaftigkeit dem deutschen Namen bis in die weiteste Ferne einen guten Klang gesichert hat.

Ich beeilte mich nun die Stadt mit mehr Muße und Annehmlichkeit als die Einfahrt mit sich brachte, zu durchwandern, und fühlte mich durch das bunte und exotische Treiben in den Straßen höchlich interessirt und angezogen. Neben den europäischen Trachten, deren modische Nachahmung sich der peruanische Elegant sehr angelegen sein läßt, gewahrt man die malerischen Mäntel der Männer aus der Mittelklasse, welche selbst im Sommer nicht abgelegt werden, während der Reisende zu Pferd die Straße auf seinem kleinen Paßgänger durchzieht: der thurmhohe Sattel, die ungeheuern hölzernen Steigbügel und der Anzug des Reiters selbst sind ein ganz neuer Anblick, der breite Strohhut und der schon beschriebene Poncho erscheinen als die zweckmäßigste und geschmackvollste Reisetracht. Der Poncho ist denn auch eine Hauptkleidung der Neger und Indianer, und jedenfalls

ein primitives Kleidungsstück, da er nur aus einem viereckigen Stück Zeug mit einem Schlitz durch den der Kopf gesteckt wird besteht; oft sinkt er zum bloßen Lumpen herab, ist aber selbst dann noch kleidsam. Mit größtem Jubel aber begrüßte ich den ersten Anblick einer Limeña in der oft beschriebenen originellen Nationaltracht der Saya y manto: die saya ist ein meist schwarzseidener wattirter Rock, welcher beim Ausgehen knapp über das Kleid angelegt wird, der manto ist dann hinten an der Taille befestigt, und verhüllt Kopf und Oberkörper, er ist eng um die Taille gezogen und zeigt die zierlichen Formen höchst vortheilhaft. Mit unendlicher Grazie und Koketterie verhüllt die Limeña das Gesicht ganz oder theilweise, in der Regel ist nur das Eine Auge unbedeckt, und ein solches wandelndes Auge nimmt sich seltsam aus, während es zugleich die Neugier in hohem Grade reizt. Ihr Gang ist bewunderungswürdig schön, die Füßchen unvergleichlich, und selbst in dieser Verhüllung liegt so viel Anmuth, daß man das Herz des Fremden nicht ohne Noth vor dieser exotischen Erscheinung warnt. Leider fangen die Vornehmen jetzt an die französischen Moden nachzuäffen; die mittlere Klasse bedient sich aber jener Tracht noch ausschließlich, und man begegnet ihr fortwährend in den Straßen. Die ärmlichste Erscheinung sind zuletzt die Indianerinnen mit ihren breiten Gesichtern, einen großen Strohhut auf dem Kopf

und ein viereckiges meiſt ſehr buntes Tuch umgeſchlagen; ſie kommen zu Pferd oder zu Eſel in die Stadt, oft mit einem Kind auf dem Rücken, und contraſtiren ſeltſam gegen die übrige zierliche und ſehr putzſüchtige Welt von Lima.

Die Straßen, obwohl gerade und verhältnißmäßig reinlich, erſcheinen anfangs ſehr ärmlich, bis man den Schlüſſel zu dieſer Erſcheinung findet: der Hauptheil der Gebäude nämlich iſt im Hofe, die Fronte nach außen enthält über dem Erdgeſchoß nur ein niedriges Stockwerk, und iſt mit hölzernen Gallerien verſehen, auf denen oft Blumen und Zierrathen ſehr hübſch angebracht ſind. Das Haus meines Gaſtfreundes kann als Muſter dieſer Bauart gelten: man tritt durch einen hohen Thorweg in einen wohlgepflaſterten geräumigen Hof, gerade gegenüber findet ſich ein einſtöckiger Flügel der zwei anſehnliche Zimmer zu geſellſchaftlichen Zwecken enthält, dahinter ein kleiner Garten von Mauern umgeben; die Seitenflügel enthalten unten Ställe, Magazine u. ſ. w.; den zweiten Stock umgibt eine hölzerne Gallerie, und auf dieſe öffnen ſich die Wohnzimmer, jedes abgetrennt für ſich mit einem kleinen Schlafgemach; das Licht fällt von oben herein. Die Dächer ſind alle platt und von Lehm, ärmere Häuſer haben bloße Rohrmatten mit Lehm bedeckt zum Dach, und da es in Lima kaum alle Menſchenalter einmal regnet, ſo genügt dieſe dürftige Bauart;

ein achttägiger weſtindiſcher Regen würde ganz Lima wegſchwemmen und in einen Lehmhaufen verwandeln, denn die Häuſer ſind faſt ausſchließlich von Lehm in der Manier des Piſébaus aufgeführt. Uebrigens ſind die Wohnungen reinlich, und beſitzen weit mehr europäiſchen Comfort als die von Habana. Eine beſondere Liebhaberei haben die Limeños für Frescomalereien, mit denen ſie ihre Hofräume, wiewohl ſehr unkünſtleriſch zu verzieren pflegen; dieſe gemalte Natur muß ihnen die dürre Umgegend verſchönern helfen.

Den eigentlichen Mittelpunkt der Stadt bildet die Plaza, ein wirklich großartiger regelmäßiger Platz, deſſen obere Seite die Kathedrale mit ihren Nebengebäuden einnimmt, ein großes buntes Gebäude ohne architektoniſchen Werth. Die zweite Seite bildet der „Palaſt," früher Reſidenz des Vicekönigs, jetzt des Präſidenten der Republik, und Sitz der oberſten Behörden; es iſt ein weitläufiges einſtöckiges Gebäude, deſſen Fronte von einer Reihe bunter Läden eingenommen wird. Die beiden übrigen Seiten enthalten ſtattliche Gebäude, deren untere Stockwerke Laden an Laden die größte Zierlichkeit, ja Pracht enthüllen: geräumige ſteinerne Arkaden beſchützen ſie, und dort findet man den Tag über die ſchöne Welt von Lima. So wie man ſich von der Plaza entfernt, nimmt Putz und Leben ab; die Stadt erſtreckt ſich aber noch weit hinaus nach allen Seiten, und iſt

für ihre gegenwärtige Einwohnerzahl (nach v. Tschudi 54,000) doppelt zu groß. Wie man in jeder fremden Stadt thun soll, erstieg ich alsbald den höchsten Thurm, den von Santo Domingo, und holte mir einen Gesammteindruck der Lage; der Blick auf die Stadt selbst ist wegen des häßlichen Baumaterials nicht sehr malerisch, doch zieren ihn die hundert Kirchen, deren Lima wie Sevilla sich sprüchwörtlich rühmt, und die es mit Einrechnung der verschiedenen Klosterkapellen beinah zählen mag. In der Entfernung erblickt man die See, den Hafen von Callao mit seinem San Lorenzo, auf der entgegengesetzten Seite die über einander gethürmten Ketten der Andes, vom San Cristobal, einem fast einzeln stehenden Berg in unmittelbarer Nähe der Stadt, bis hinauf zu der höchsten schneebedeckten Kette, die aus einer Ferne von 30 Stunden klar herüberleuchtet. Im Winter, wo starke Nebel den Regen vertreten, sind die Vorberge mit Grün bedeckt, welches aber in der trockenen Jahreszeit bald wieder verschwindet; da wir im December, also für 12° südlicher Breite einem Sommermonat waren, so war leider Alles sehr kahl; die Ebene nach Callao zu ist nur theilweise mit Vegetation geschmückt, während der Meeresstrand nach Chorillos südlich hinab in schreckbarer Oede daliegt. Einer der wenigen Spaziergänge welche man um Lima hat, ist der nach dem San Cristobal. Ehe man die stattliche Brücke welche

über den Gebirgsstrom Rimac führt, überschreitet, geht man an einer Kirche vorüber die einen greulichen historischen Charakter hat; auf diesem Wege pflegte man die von der Inquisition verurtheilten Ketzer zur Hinrichtung zu führen, und bis zu jener Kirche war es ihnen gestattet durch Widerruf ihr Leben zu retten, dann nicht mehr; eine andere Kirche, San Lazaro, jenseit des Flusses, bezeichnet den ehemaligen Schauplatz der Autos de fé. Jetzt geht der Deutsche denselben Weg in aller Unbefangenheit, und kann nicht umhin auf die Nürnberger Spielwaaren zu achten, welche einige Verkäufer auf den Marktstätten der Brücke unter freiem Himmel feilbieten. Lima und Nürnberg, Auto de fé und die alte protestantische Stadt mit ihrer Lorenz- und Sebaldkirche, die zu derselben Zeit dem neuen Glauben geweiht wurden, als Lima gegründet ward! Nahe jener Brücke steht auch die erste von Pizarro gegründete Kirche, von sehr bescheidenem Ansehen. Ist man am Ende der Stadt angelangt, so öffnet sich die Gegend; man hat vor sich einen freundlichen Spaziergang unter Weiden, und dahinter den steilen San Cristobal; dieser Berg gewährt eine weite, nur zu landkartenmäßige Aussicht auf Stadt und Gegend; schöner nimmt sich dieselbe von einem Vorhügel aus, wo die Ebene hinter Lima verschwindet, und die Thürme sich gegen das Meer abzeichnen. So mag nach Ansichten

und Beſchreibungen Rom gelegen ſein; die flachen Dächer, die Menge Thürme und Kuppeln — von letzteren allein zählte ich 50 — und eine verhältnißmäßig reiche Vegetation an dieſer Seite ſtimmen ſehr gut zu dieſer Illuſion, die noch durch eine zerſtörte Waſſerleitung im Vordergrund und den Circus zu Stiergefechten, der das Coloſſeum erſetzen müßte, befördert wird. Auch von der andern Seite führt eine Alameda, Promenade, zur Stadt hin, ſonſt der tägliche Schauplatz creoliſcher Pracht und Prunkſucht; aber alle ſolche Dinge ſind dem kläglichen politiſchen Zuſtand des Landes erlegen, und man ſucht, wenn nicht etwa Stiergefecht iſt, vergebens nach einer fröhlichen Menge die den ſchön angelegten Spaziergang genöſſe.

Unter den kirchlichen Gebäuden ſind die Kathedrale und einige Klöſter bemerkenswerth; die Kathedrale iſt ein gewaltiges Gebäude in neuerem Geſchmack, aber ohne große Merkwürdigkeiten, wenn man nicht die Anhäufung von Silber am Hochaltar dazu rechnen will; dieſer Altar, an 30 Fuß hoch, iſt ganz mit Silberblech überzogen und von ungeheurem Werth; auch Santa Roſa, eine Peruanerin und Patronin des Landes, hat ihren koſtbaren Altar. Es gibt übrigens noch einen zweiten peruaniſchen Heiligen, Santo Torribio, den zweiten Erzbiſchof von Lima, deſſen Bildniß unter einer langen Reihe von Kirchenfürſten, ſechzehn vor der

Revolution, in einer Nebenkapelle aufgestellt ist, und dessen Grab auch zu sehen ist. Ungewiß ist man über Pizarro's Grab, der in Lima, der Stadt seiner Schöpfung wie seines Glanzes ermordet wurde.

Prachtvoll ist das Kloster San Francisco; seine zahlreichen Klosterhöfe mögen wohl selbst in Italien ihres Gleichen suchen, sie sind wahre Muster für ein solches Gebäude; die untern Gänge enthalten lange Reihen von Gemälden, welche an Festtagen von dem schützenden Getäfel das sie umgibt, befreit werden. Der Rest der Wände ist mit bunten schön gemalten Porzellantafeln belegt, jeder Pfeiler der Arkaden enthält in dieser Weise einen Heiligen; die Decke ist schön getäfelt, im Innern des Hofes ein blumenreicher Garten mit einem Springbrunnen, der Leben in die Stille des Orts bringt; die obere Gallerie im zweiten Stock wird von zierlichen mauriſchen Bogen getragen. Solcher Höfe sind mehrere, im Kloster Santo Domingo gar sechs, einer zierlicher und phantastischer als der andere. Im letztgenannten Kloster sahen wir uns so genau um, als die von altersher furchtbaren ketzerrichterischen Blicke der Dominicaner es gestatten wollten; man ist hier nicht ohne Bigotterie, und der Ingles (Engländer — Fremde) wird von vorn herein für einen Ungläubigen gehalten. Ihre Kirche ist sehr hübsch, eine Basilike mit flach gewölbter Decke, an welcher mir die seltsame Verzierung

weithin gespannter buntseidener Bänder auffiel. Jede Zelle war mit einem gemalten Heiligenbild bezeichnet, und der eintretende Mönch empfängt den Namen des Heiligen der seiner Zelle anklebt. Aus einer dieser Zellen schallte uns, obgleich es Sonntag und während der Messe war, lautes rohes Gelächter entgegen; unter den Mönchen Lima's fehlt es in der That nicht an faulen Bäuchen und rohen wüsten Gesellen. Hiervon ist indeß jedenfalls die Brüderschaft „des guten Todes" auszunehmen: ihre Glieder haben den Beruf, von einem Sterbebette zum andern geistlichen Trost zu spenden; um der Familie nicht lästig zu werden, und auch um den Verdacht und die Gefahr der Erbschleicherei abzuwenden, dürfen sie nach ihrer Regel in dem Sterbehause nichts annehmen als ein Glas Wasser. Von Tschudi's werthvolles Reisewerk enthält über diese Brüderschaft, wie über so Manches was ich nur oberflächlich oder gar nicht berühre, interessante und anziehend geschriebene Notizen.

Sehr reich sind die Kirchen Lima's an Ablaß: an allen Ecken hängen Täfelchen, die 3 bis 6, 10, ja 80 Tage Ablaß dem verheißen, der hier ein Ave Maria betet. Für Büßende die es ernstlicher mit sich selbst meinen, enthält das Kloster San Francisco eine erwähnenswerthe Anstalt; selbst vornehme Limeños pflegen sich, namentlich in der Fastenzeit dort zu verschließen:

ſie erhalten Jeder ein Kämmerchen mit den dürftigſten Lebenserforderniſſen, das im Innern des Kloſters gelegen ſich nur nach einer Kapelle öffnet; Jeder hat freie Wahl des Eintritts, iſt er aber einmal darin, ſo muß er ſeine Zeit aushalten. So roh der Glaube, namentlich der farbigen Bevölkerung von Lima ſein mag, ſo iſt er doch weit mehr intenſiv als an manchen andern Orten des katholiſchen Amerika, von Haiti gar nicht zu reden; allabendlich gibt die Veſperzeit einen Beweis der Achtung vor religiöſen Formen: ſowie die einzelnen dumpfen Schläge der Glocke ertönen, verſtummt augenblicklich der Lärm der Straßen, Alles ſteht ſtill, ſelbſt der Reiter, und verrichtet mit abgezogenem Hute ein kurzes Gebet; ein Moment ſpäter, und Alles iſt wieder in geräuſchvoller Bewegung.

Das Muſeum iſt bedeutend wegen ſeiner Alterthümer, und hat natürlich die Mittel an der Hand das Material zur Ergänzung und Erläuterung der Yncas-Geſchichte in unerreichbarer Vollkommenheit zu geben; auch iſt die Ausfuhr peruaniſcher Alterthümer verboten. Ob die Sammlung ſo vollſtändig iſt als ſie ſein ſollte und könnte, vermag ich als flüchtiger Reiſender nicht zu beurtheilen, und jedenfalls fand ich mich ſehr angezogen: da ſieht man Götzen von Gold, Silber und Thon, altes Geräthe jeder Art, Krüge die bei Arequipa und Truxillo gefunden worden, und bald Affen und

Ungeheuer vorſtellen, bald an die italieniſchen Vaſen erinnern, ferner peruaniſche Mumien in eingeſchnürter zuſammengekauerter Stellung. Die zoologiſche Sammlung iſt ſehr dürftig, intereſſant dagegen die aus dem Palaſt hierher verſetzte Gallerie der ſämmtlichen ſpaniſchen Vireyes, von Pizarro an bis auf den letzten, der bei Ayacucho im Jahr 1824 gefangen genommen wurde — eine merkwürdige Reihe, die zugleich eine Probe der verſchiedenen Koſtüme von drei Jahrhunderten gibt. Pizarro iſt eine finſtere Figur in ſchwarzer ſpaniſcher Tracht, und ſeine Züge durch einen ungeheuren ſchwarzen Bart noch mehr verdüſtert. Auf ſeinem Mantel zwei lange rothe Kreuze, wohl ein ſpaniſcher Orden, aber an dieſer Stelle ein Symbol der blutigen Bekehrung, mit der er die unglücklichen Yncas heimſuchte.

Die Theater Lima's ſind unbedeutend, und ſehr luftig gebaut; im Teatro principal ſah ich den Präſidenten Don Ramon Caſtilla in aller Pracht ſeiner faſt königlich decorirten Loge. Die roth und weiße Schärpe und der Hut mit eben ſo gefärbten Straußenfedern ſind die Abzeichen ſeiner Würde, einer Würde die in den letzten Jahren nur zu oft ihren Träger gewechſelt hatte, jetzt aber einem feſteren Herrſcher zugefallen war. Im Theater geht es decent her, woran the first people of the world, die Yankees ein Beiſpiel nehmen könnten; geraucht wird aber ſelbſt im Parterre mit

größter Unbefangenheit, und da die Damen zu Hause selbst rauchen, so findet sich Niemand belästigt.

Da inzwischen das erste Stiergefecht der Saison stattfand, zogen wir Deutsche, gerade wie in Habana unter lebhaften Betheuerungen unseres Abscheus vor einem so rohen und entsittlichenden Schauspiel in guter Anzahl nach dem Circus; dieser ist ein sehr ansehnliches aus Stein und Erde aufgeführtes Gebäude, welches in seinen Logen und Gallerien Tausende faßt; die Arena hat wohl über 100 Schritt Durchmesser, und ist wie sich alsbald ergab, für den Zweck zu groß. Wir hatten eine vortreffliche Loge nahe bei der des Präsidenten, und deßhalb die Hauptscenen immer vor uns; außer einigen andern Zuschauern in demselben engen Raume saß auch ein Pfäfflein recht behaglich neben uns. Als der Präsident mit seinem unerläßlichen bunten Federhut und seiner Schärpe Platz genommen, begann die Musik, und herein marschirte zu meinem unendlichen Erstaunen ein Trupp von etwa 100 Mann peruanischen Militärs, welche mehrere hübsche, jedoch mehr theatralische als soldatische Evolutionen sehr zierlich ausführten, zuletzt ihre Gewehre zeltartig über ihren Köpfen zusammenhielten und in dieser Stellung abschossen. Daß man das Militär in dieser Weise zu Schauspielern macht, war mir freilich noch nicht vorgekommen; es war aber gut gemeint, und sollte wohl eigentlich der Sache ein großartiges und

nationelles Anſehen geben. Auf die Soldaten folgte der Umzug der Kämpfer, eine zahlreiche Bande, großentheils aus Schwarzen beſtehend, was in Habana freilich nicht geduldet werden würde; dort ſind die Stierfechter Weiße und Caballeros, und den Schwarzen bleibt das unehrliche Geſchäft den wehrlos gemachten aber nicht erlegten Stier niederzuſtoßen. Das Gefecht ſelbſt war wie alle Stiergefechte: fünf Stiere wurden getödtet, theils von den Matadores, die auch ſchlechtweg Espadas, Degen genannt werden, theils in einer Peru eigenthümlichen Art vom Pferd herab mit Lanzen; ein Pferd wurde geſpießt und an Gefahr und knapper Rettung fehlte es natürlich nicht. Stiere und Kämpfer waren nicht übel, aber der Circus iſt ſo groß daß die Thiere nicht hinlänglich beſchäftigt werden konnten, und ſo gab es ſehr langweilige Momente; in Habana würde der Unwille des Publikums ſich in tobender Weiſe Luft gemacht haben, die Zuſchauer hier erwieſen ſich aber ſehr ruhig und genügſam. Uebrigens nahm doch die Polizei Anlaß dem Unternehmer eine tüchtige Geldſtrafe aufzuerlegen, weil das Schauſpiel weniger glänzend ausgefallen ſei als er verſprochen hatte. Komiſch und neu waren die ausgeſtopften Figuren, welche man ehe ein Stier losgelaſſen wurde, jedesmal in die Arena ſtellte; die wüthende Beſtie machte auch regelmäßig dieſelbe zum erſten Ziel ihres Angriffs, und während das Geſpenſt

natürlich ruhig stehen blieb, rannte der Stier darauf los, senkte den Kopf und warf es mit einem gewaltigen Stoß über den Haufen; in demselben Augenblicke aber entzündete sich ein Feuerwerk im Innern, und die ganze Figur flog mit großem Krachen in die Luft, zur Verwunderung des Stiers, der sich eben zu einem neuen Stoß gegen den vermeinten Feind rüstete.

Wilder geht es in Tarma, im benachbarten Hochgebirg zu, wo das Stiergefecht des Interesses ermangelt wenn nicht jedesmal fünf oder sechs Indianer dabei umkommen; nach der tollen Weise dieser Menschen, von welcher ich noch erzählen werde, ist dann Alles betrunken, und Alle nehmen an dem Kampf thätigen Antheil.

Auch die Damen der vornehmsten Klasse erscheinen in Lima unter den Zuschauern, wiewohl seltener; ein großer Theil des Publikums dagegen besteht aus den farbigen Frauen von schwarzem und indianischem Blut, letztere Cholas genannt, welche an diesen Tagen in grellem Festschmuck, und oft mit werthvollen Goldsachen geziert einhergehen; viele miethen für solche Tage einen Schmuck der vielleicht 1000 Dollars werth ist; den größten Staat machte ein greuliches Mulattenweib, in weißem Kleid und weißen Atlasschuhen, blauen Strümpfen, gelbem Shawl und einem thurmhohen Strohhut auf dem Kopf. Es besteht nun auch der zweite Theil des festlichen Tages im Genuß des „Sehen und gesehen

zu werden" der ganzen schönen Welt von Lima, der Ueberrest der sonst weit üblicheren Corsofahrten. Die vornehmen Limeñas fahren auf der Alameda die zum Circus führt, langsam einher; Equipagen und Livreen entfalten großen Prunk und Reichthum, freilich desto weniger Geschmack, und man glaubt die vergoldete Kutsche des Marquis von Carabas aus dem gestiefelten Kater zu sehen. Die schöne Welt zweiten und niederen Ranges sitzt in langen Reihen auf den Bänken an der Seite, die Saya y Manto zeigt ihre zierlichen Figuren, und verhüllt zugleich das Gesicht vor den Blicken des einher spazierenden peruanischen Elegants, dabei mit dem einen schelmisch enthüllten Auge die Neugier und Intrigue herausfordernd; diese Tracht gestaltet in der That den Spaziergang zum Maskenfeste um, aber für den Europäer ist ein einziges Auge doch ein zu kleines Stückchen Schönheit, als daß er durch dessen Reiz sofort sollte gerührt werden.

Mein zweites Weihnachten in der Fremde sollte ich in Lima zubringen, und der Umstand daß es hier mitten in den Sommer fällt zerstört seinen Zauber sehr, noch mehr die allgemeine Indifferenz gegen diesen festlichen Tag; unsere Weihnachtsfeier beruht sehr wesentlich auf dem Contrast heimischer Häuslichkeit mit der Unfreundlichkeit des Wetters vor der Thür, und davon haben die Tropenländer nichts; selbst die sehr zahlreichen

Deutſchen hier haben die Sache aufgegeben, und mein ſonſt jedem meiner Wünſche geneigter Gaſtfreund erklärte rundweg, er wolle von Weihnachten nichts wiſſen, welcher Erklärung er denn auch treu blieb. So blieb von der ganzen Feier nichts übrig als ein am Heiligen Abend übliches Volksfeſt; es iſt Sitte ſich am ſpäten Abend auf die Plaza zu begeben und ſich an dem Treiben des Volks zu ergötzen; in dichtem Gedränge wallfahrten die Damen mit ihren Begleitern nach dieſer »noche buena«, und man ſieht wie immer in Lima bei ſolchen Gelegenheiten eine Menge zierlicher Figuren und Geſichter, welch letztere, da die Saya y Manto nur am Tage üblich iſt, des Abends auch nicht ſo neidiſch verhüllt ſind. Auf dem Platze brennen nun eine Menge Feuer, zahlreiche Buden mit Eßwaaren und allerlei Tand ſind aufgeſchlagen, welche die Menge kaufend, eſſend und lärmend umſteht; wahre Hexengeſtalten ſieht man vor großen Keſſeln ſitzen und zuſammengeſetzte Gerichte von allerlei Fleiſch und Gemüſe bereiten, vor denen der Europäer ſchaudert, denen aber von Farbigen und Indianern deſto eifriger zugeſprochen wird. An andern Stellen ertönt die Muſik der Zamacunca, eines grotesken Nationaltanzes, und das Ganze in der grellen Beleuchtung der Feuer und mit dem Gewirr abenteuerlicher Trachten und Geſtalten die ſich in wilder Fröhlichkeit ergehen, nimmt ſich wie ein rechter Hexenſabbath aus. Gleichzeitig iſt

die anſtoßende Kathedrale hell erleuchtet und geſchmückt, und ſo unmuſikaliſch auch der Geſang der hieſigen Kleriſei iſt, freut man ſich doch dieſes feierlichen nächtlichen Gottesdienſtes, weil er an heimiſche Gebräuche erinnert. Die Feſttage ſelbſt gingen in unweihnachtlicher Proſa vorüber, und ſelbſt ein Weihnachtsdiner zu dem ein gaſtfreier alter Deutſcher uns alle geladen hatte, verunglückte durch einen widrigen Zufall.

Der 28. December, der Unſchuldige-Kindertag iſt der erſte April der Limeños; wer ſich anführen oder gar ſich zu einem Darlehn an dieſem Tage verleiten läßt, wird als inocente, als unerfahrner und einfältiger Menſch tüchtig ausgelacht. Beiläufig erwähne ich hierbei des Heiligentages des San Andres, am 30. November, des Patrons der Narren; an dieſem Tage iſt im Narrenhauſe großes Feſt und Empfang, zu welchem früher die ganze elegante Welt wallfahrtete; neuerdings hatte man angefangen ſich des abgeſchmackten Gebrauchs zu ſchämen, und er gerieth in Verfall.

In den obigen Erzählungen hat der Leſer bereits manche Anhaltspunkte gefunden daß der Limeño Vergnügen und Lebensgenuß liebt, und es iſt hinzuzufügen daß die Geſellſchaft dieſer von Europa ſo weit geſchiedenen Stadt durch eine gewiſſe Rundung und Glätte ihres eigenthümlichen Lebens ſich auszeichnet, aber mehr und Erfreulicheres iſt auch nicht zu ſagen; die Urtheile

aller Beſchreiber und aller anſäßigen Fremden beſtätigen es, daß der creoliſche Charakter dort in voller Blüthe entfaltet iſt, und Sinnlichkeit und Trägheit jede Entwicklung beſſerer und männlicherer Eigenſchaften erſticken; wie überall bei den Creolen ſtehen die Frauen höher, und mit der Grazie der äußeren Erſcheinung verbindet die Limeña einen reichen und lebhaften Geiſt; freilich ſagt man ihr aber auch nach, daß ſie ihre Ueberlegenheit über das entnervte Männergeſchlecht in bedenklicher Weiſe geltend mache, und es iſt ein ominöſes Sprüchwort, daß Lima das Paradies der Frauen, das Fegefeuer der Ehemänner und beiläufig geſagt die Hölle der Pferde ſei. Dieſer in allen Tropenländern ſich gleich bleibende Creolencharakter muß ſich denn beſonders unheilbringend da erweiſen, wo in Folge der großen ſüdamerikaniſchen Revolution dieſem Geſchlecht die Aufgabe ſich ſelbſt zu regieren zugefallen iſt. So viel gegen das alte ſpaniſche Regiment auszuſetzen ſein mochte, welches die Colonien in ſtrenger engherziger Abgeſchloſſenheit hielt und für die geiſtige Kultur wenig oder nichts leiſtete, ſo eignet ſich doch gerade eine ſolche Bevölkerung am allermeiſten für eine deſpotiſche * Regierungsform, und wir finden in der That

* Dank der modernen babyloniſchen Sprachverwirrung kann man gewiſſe Worte gar nicht in den Mund nehmen ohne ſich gegen Mißverſtändniſſe verbollwerken zu müſſen: Deſpotismus iſt nicht Tyrannei, und an ſeinem Ort etwas recht ſehr Heilſames.

daß die ſpaniſche Herrſchaft weit weniger ihrer eigenen Unpopularität, als äußeren außerordentlichen Umſtänden erlegen iſt. Der Creole ſah ſich zwar von jedem Antheil an politiſcher Gewalt ausgeſchloſſen, aber ſeiner Sinnesart war dieſe Art der Auszeichnung weit weniger werthvoll als der äußerliche Schmuck von Titeln, Ehren und Orden, mit denen die Regierung freigebig war; die Maſſe der Bevölkerung ferner mag wohl manche Bedrückungen durch habſüchtige Beamtete, wie ſie bei einer Colonialverwaltung ſchwer zu beſeitigen ſind, zu beklagen gehabt haben, aber die allgemeine Ordnung des Staates und der ungeſtörte innere Frieden gewährten jedenfalls eine Sicherheit des Beſitzes, wie ſie keine der empörten Colonien ſeitdem wieder gefunden hat. Was den Ausbruch der Revolution betrifft, ſo darf man nicht überſehen daß deren erſte Anfänge in eine Zeit fielen, wo unter der napoleoniſchen Occupation des Mutterlandes dieſe Colonien förmlich ſich ſelbſt überlaſſen waren; Stoff zur Unzufriedenheit, gerechter und eingebildeter lag ohnehin vor, nicht minder bot ſich dem Ehrgeiz Einzelner ein weites Feld, und gerade dieſes letztere Element der damaligen Losreißung hat dieſelbe überdauert, und iſt noch jetzt der Krebsſchaden an dem Wohlergehen dieſer Länder. Wenn ſolcher perſönlicher Ehrgeiz ſein fruchtbarſtes Feld in der republikaniſchen Staatsform fand, ſo war doch dieſe durch die Natur der Dinge gerade am wenigſten indicirt, und

Brasilien hat den thatsächlichen Beweis dagegen geliefert, indem es zwar auch den Colonialcharakter abstreifte, aber sich als neubegründeter monarchischer Staat trotz mancher Stürme besser befindet als jene Republiken. Dagegen hatte Peru in den acht Jahren vor meiner Anwesenheit sieben Revolutionen gehabt, indem theils wirklich namhafte Parteihäupter sich gegenüber standen, theils aber diese Revolutionen als förmliches Possenspiel erschienen, indem der Erste Beste der über einiges Geld und Mannschaft verfügte, auf Lima marschirte und den Präsidenten wegjagte, um sich so lange es ging an dessen Stelle zu setzen. Wenn solche Zustände auf den ersten Blick in's Reich der Fabel zu gehören scheinen, so lassen sie sich doch bei näherer Betrachtung der Elemente aus denen man in Peru überhaupt Politik machen kann, sehr wohl erklären: die höheren Klassen der Bevölkerung in Indolenz und Genußsucht versunken, völlige Abwesenheit eines kernigen, gebildeten, zur Herrschaft über sich selbst reifen Mittelstandes, und also dicht neben dem vornehmen Bewohner der Hauptstadt bereits der große Haufe der Indianerbevölkerung, welcher, sofern er sich zu politischer Parteinahme anreizen läßt, stets nur blindes Werkzeug bleiben wird; zu den letzteren gehören dann noch die Mischlinge verschiedener Racen, die hier so wenig etwas taugen wie irgendwo, und aus diesen besonders rekrutiren sich die Banden, mit denen man gelegentlich Revolution

macht und einen Präſidenten ſtürzt; ſind ſie außer Sold ſo treiben ſie das Handwerk fort, das ſie bereits als die Würze ihrer politiſchen Laufbahn betrachtet haben, Raub und Gewaltthätigkeiten. So iſt das arme Land in fortwährender Fieberaufregung, und wenn bereits die Losreißung von Spanien die Folge gehabt hat daß ſehr anſehnliche Vermögen aus dem Lande gezogen wurden, ſo verhindert die fortdauernde Anarchie und die Unſicherheit des Eigenthums ein neues Erblühen des Wohlſtandes und der Behaglichkeit des Volkes, und die ewigen politiſchen Erſchütterungen, welche dieſes an erſter Statt mit empfindet, haben nicht einmal einen Vorwand der auf das öffentliche Wohl Bezug hätte. Einer der beſten der neuen Gewalthaber ſcheint Caſtilla geweſen zu ſein, der ſchon damals gerühmt wurde, und deſſen mehrjährige Amtsdauer ein Phänomen für Peru war. Der Expräſident Santa Cruz ſchiffte ſich nach langer Gefangenſchaft zu meiner Zeit nach Europa ein; er ſoll, obgleich ſehr verhaßt, der beſte unter allen geweſen ſein.

Die Armee dieſes kriegreichen Landes, beſtehend aus 4000 Mann und 35 Generalen, in deren Mehrzahl ein Präſidentlein ſtecken mag, iſt von Kennern ihrer Organiſation und ihrer Leiſtungen nicht ſehr hoch angeſehen; ausgezeichnet ſoll nur ihre Fähigkeit zu forcirten Märſchen ſein, welche in der eigenthümlichen Weiſe bewerkſtelligt werden, daß eine Truppe unter Beſtimmung

des abendlichen Sammelplatzes aufgelöst wird, und sich auf unwegsamen Pfaden und durch Gegenden die keine geschlossene Schaar ernähren könnten zu ihrem Ziele findet. Die Mannschaft besteht aus Indianern und Negern.

Von der unvermischten Indianerbevölkerung sieht man in Lima noch wenig; hier wo sich auch der tief verschlossene Haß des peruanischen Indianers gegen die Weißen verwischt, erscheinen sie als eine willige und gutmüthige Menschenklasse; da man verhältnißmäßig zu andern Colonien wenig Neger hier hat, werden die Indianer und deren Mischlinge, Cholos viel zum Hausdienst verwendet. Nach den höheren Schichten zu reicht die Mischung des Indianerbluts, welches nach altspanischen Begriffen nicht befleckte, sehr weit, dem Anschein nach fast überall hin. Die Neger und ihre Mischlinge, Zambos, verschwinden sobald man sich dem Gebirge nähert.

Von eingewanderten Europäern stehen die Deutschen an Ansehen, und vielleicht selbst an Zahl oben an, Engländer trifft man überhaupt in fremdherrlichen Ländern Amerika's weit weniger, eher noch Schotten; an Franzosen ist Lima sehr reich, während sie sich bekanntlich mit den Engländern nicht vertragen und sich in deren Colonien gar nicht finden; ebenso soll Rio viele Franzosen besitzen, sie sind aber weit weniger unter den höheren Klassen denn als Haar- und Modekünstler und

in ähnlichen Berufsarten vertreten. Ein allgemeiner Zug des tropiſchen Amerika iſt es, daß der Großhandel faſt ganz in den Händen europäiſcher Handelshäuſer ſich befindet, natürlich zum Schaden der Einheimiſchen, da die ſo erworbenen Vermögen meiſt den Weg wieder nach Europa nehmen. Indeß ſind gerade in Lima die Fremden am meiſten eingebürgert und heimiſch, und eine große Zahl, auch der Deutſchen an Limeñas verheirathet.

Ich ſage nun noch Einiges über das Klima Peru's; obgleich unter 12° S. B. mitten in den Tropen gelegen, verdankt es doch der Nähe der Andes, deren Hauptkette von Lima nur 30 Stunden entfernt iſt, eine ſehr gemäßigte Temperatur; als ich im December, alſo zur Zeit der ſüdlichen Sonnenwende ankam, fand ich es ſchwer meinen in Weſtindien freilich förmlich gekochten Leib an eine Kühle von nur 15—18° R. zu gewöhnen; im Winter ſoll das Thermometer nicht unter 13° fallen, aber ſelbſt im Sommermonat Januar kamen wir kaum bis zu 20°, und ich eilte mir Tuchkleider wie ſie hier allgemein Sitte ſind machen zu laſſen, da ich die meinigen längſt als überflüſſiges Gepäck abgeſchafft hatte. In die kühle Zeit fallen die ſtarken Nebel; wirklichen Regen kennt man wie ſchon bemerkt an der Küſte nicht. Trotz dieſer friſcheren Temperatur iſt das Klima doch nicht geſund, die Sonnenſtrahlen ſind von heftiger Wirkung und das Wechſelfieber herrſcht allgemein; ſo verlieren

auch hier die Europäer ihre frische Farbe gar bald. Man findet hier wieder europäische Früchte, die ich freudig begrüßte, Aepfel, Pfirschen, Erdbeeren, von Gemüsen Blumenkohl und Kartoffeln, letztere die hier zu Hause sind, von einer köstlichen innen gelben, runden Sorte. Palmen sieht man wenige, an der Küste gedeiht noch das Zuckerrohr, aber an den Bergen auch schon unser Getreide.

Da ich es mir einmal zur Pflicht gemacht habe die verkehrten Auswanderungspläne aller Orten zu verfolgen, und ich mich in der That glücklich schätzen würde der getreue Eckart der armen Auswanderer zu sein, so muß ich auch den hie und da aufgetauchten Plan der Ansiedlung in Peru besprechen. Aus den obigen Daten über das Klima ergibt sich, daß der Wärmegrad dem Europäer nicht an und für sich feindlich ist, und ich glaube daß der Deutsche dort allenfalls bestehen könnte, obgleich der kräftigende Einfluß eines tüchtigen Frostes doch auch hoch anzuschlagen ist; degeneriren würde mithin auch der Abkömmling des Deutschen. Aus anderen wesentlichen Gründen aber ist die Auswanderung dorthin, wenigstens die massenhafte, welche die einzige für uns wichtige ist, entschieden zu widerrathen: für's erste ist der Weg viel zu weit, mühselig und kostspielig, und dem entsprechend jede innigere Verbindung mit dem Mutterlande auf immer abgeschnitten; ferner entbehrt Peru

dermalen und wohl noch auf lange Zeit einer festen Regierung und damit der Sicherheit des Eigenthums; drittens ist auch hier wieder die Vermischung mit den eingebornen Indianern und Negern drohend, und in der That unvermeidlich, da die arme Klasse nur aus diesen besteht; endlich, und dieser Grund macht die andern überflüssig, ist nicht einmal Platz für Ansiedler da. Die höheren Gebirge, welche durch Regenfall Fruchtbarkeit besitzen, sind zu zahlreichen Ansiedlungen völlig ungeeignet, und die Ebene ist eine Wüste, die nur da Grünes zeigt wo künstliche und kostspielige Bewässerungen angebracht sind, und solche Anlagen sind ganz außer den Kräften vermögensloser Ansiedler. Dagegen will ich auch hier wieder bemerken, daß ein deutscher Handwerker, der Geschick und etwas Vermögen hat und etwa hierher verschlagen würde, sich vortrefflich stehen kann.

An einem der zahlreichen Feiertage, während derer Alles auf's Land geht, schlug Hr. Rodewald einen Ausflug zur Besichtigung einiger merkwürdiger Orte vor: leidliche Pferde wurden beschafft, und mit großem Behagen warf ich mich in die malerische Reisetracht der Peruaner, welche das Nützliche mit dem Schönen verbindet und in ihrer Neuheit natürlich besondern Reiz hatte. Ein Poncho von schön gewebtem blau und weißem Zeug wird übergeworfen und schützt gegen Staub, Nebel, Hitze und Kälte zugleich, ohne die Bewegung zu hindern,

dazu kommt der breitrandige Strohhut, ungeheure meſſingne Sporen und etwa noch eine Art Kamaſchen von dunkler Farbe, und man iſt gerüſtet um allenfalls auf einen Maskenball gehen zu können; hier zu Lande iſt es indeß die allgemeine faſt unerläßliche Tracht auf Reiſen und macht dem Nationalgeſchmack Ehre. Unſere Pferde waren Paßgänger wie überall in Südamerika, und auf einem unendlichen Thurm von Decken und Schabracken ſitzt man bequem wie auf einem Lehnſtuhl. Der Weg nach Chorillos, ſüdlich am Meeresſtrand iſt ziemlich proſaiſch: man iſt der Meeresküſte zu nahe als daß man auf reiche Vegetation rechnen dürfte, und der Staub iſt auf der breiten ebenen Landſtraße faſt unerträglich. Man legt die Strecken von 3 Leguas indeß ſchnell zurück, und iſt ehe man es denkt, zwiſchen den troſtloſen Erdhaufen welche die Häuſer dieſes geprieſenen und faſhionablen Seebades vorſtellen. Der Ort zieht ſich um eine hübſche Bai mit ſteilen Ufern, und die meiſten Häuſer gewähren eine Ausſicht auf dieſelbe; in der Entfernung hat man wieder die Inſel San Lorenzo welche den Hafen von Callao beſchützt, und landwärts einen hohen Berg von erſchrecklicher Kahlheit. Grünes fehlt überhaupt gänzlich, und die Gegend ſowie die von Lehm erbauten Häuſer geben ein troſtloſes Gemälde ohne Colorit. Deſſen ungeachtet iſt Chorillos ein Modeort, und jeder Limeño der es erſchwingen kann miethet hier für

theures Geld einen Rancho, eine elende Indianerhütte, die er sich nach Möglichkeit ausschmückt, und wo er so oft seine Geschäfte es erlauben einen spärlichen Genuß von Landleben sich gönnt, der zwar nach creolischer Art seine Hauptwürze in der Muße zum Hazardspiel findet. Im Januar und Februar ist die brillanteste Zeit des Bades, aber an solchen Festtagen wie die erwähnten ist man sicher immer Gesellschaft und freundliche Aufnahme zu finden. So brachten wir denn einen sehr vergnügten Tag zu, von Hütte zu Hütte wandernd, und zuletzt bei einem Landsmann, der seit 1809 in Amerika und Vater einer zahlreichen, liebenswürdigen Familie war, unser Hauptquartier aufschlagend. Erst spät trennte sich die ansehnliche, aus allen Nationen bestehende Gesellschaft, und wir hatten unser Nachtquartier in der Fonda, dem Wirthshaus zu suchen, wo wir uns leider übel befanden. Es ist nämlich Lima und Peru von einer Plage heimgesucht, die eben so schnöde prosaisch als eigenthümlich ist, nämlich von einer unerträglichen Menge Flöhen; die Gelehrten, welche nicht umhin gekonnt haben sich mit dieser Merkwürdigkeit zu befassen, wollen in dem Regenmangel und der damit zusammenhängenden Sitte allen Kehricht auf die Dächer des Hauses zu schaffen, die Ursache dieser Plage erkennen, und stellen allen Ernstes eine besondere Species des Genus Pulex auf, welche der Fauna Peruana angehöre. Selbst in

den erſten und reinlichſten Häuſern iſt das Uebel einheimiſch, es iſt ſo arg daß es das Tragen weißer Beinkleider, auf denen die ſchwarzen Figuren ſich allzu grell abzeichnen, außer Mode gebracht hat, und da die Plage zu groß und allgemein iſt um ſie vornehm züchtig ignoriren zu können, denkt und ſpricht man ziemlich frei darüber, und thut ſich höchſtens in Damengeſellſchaft einigen Zwang an. Der unglückliche Reiſende der in den unreinlichen Wirthshäuſern des Landes hauſen muß, iſt in einer traurigen Lage und muß auf Schlaf meiſt verzichten.

Um nach Lurin zu gelangen, in deſſen Nähe ſich wichtige indianiſche Alterthümer befinden, paſſirt man zuerſt eine große Schädelſtätte, dem Begräbnißplatz ähnlich den ich weiter unten beſchreiben werde, eine öde Sandſtrecke, auf der zahlreiche Gebeine und Schädel zum Grauſen des Reiſenden umherliegen. Darauf erreicht man eine Hacienda welche den Jeſuiten gehört hat, und wie alle Beſitzungen der geiſtlichen Herren auf der ganzen Erde an einem der fetteſten Plätze liegt; troſtlos dagegen iſt der weitere Weg an der Küſte hin, über unfruchtbare Dünen, wo Staub und Hitze denn nicht gering ſind; ein ähnliches fruchtbares Thal wie das der Jeſuiten-Hacienda thut ſich endlich dem Blicke auf, und vor uns lag die Hacienda San Pedro, der gleichnamigen Kirche in Lima gehörig. An den Pächter

derſelben, General Echenique (ſpäter Präſident) hatten wir eine Empfehlung erhalten, und wir durften um ſo mehr auf gaſtfreien Empfang rechnen, als der Reiſende ſonſt weder Obdach noch Speiſe finden würde. Es erwies ſich zwar, daß der General nach Lima zur Feier des Jahrestags von Ayacucho gegangen war, ſeine Familie empfing uns indeß auf das Freundlichſte, und wir ließen uns gern erweichen den Tag und die Nacht auf der Pflanzung zuzubringen; die außerordentliche Gaſtfreundſchaft in Südamerika iſt wahrhaft unwiderſtehlich, und verbunden mit der allgemeinen ſpaniſchen Höflichkeit nimmt ſie faſt den Anſchein, als erzeige der Fremde ſeinen Wirthen eine große Gunſt, nicht umgekehrt. Der Frühſtücks- und Mittagstiſch, dem die Mutter des Generals, eine Matrone von ehrwürdigem Ausſehen präſidirte, und an welchem ſich in patriarchaliſcher Weiſe Alles verſammelte was zur Hacienda gehörte, war der Triumph der Hoſpitalität, und da es leicht war unter den zahlreichen Gerichten manches zu entdecken was den Fremden zu Ehren beſonders bereitet worden, ſo vermochten wir nicht dem unabläſſigen Nöthigen zu widerſtehen, mit welchem wir nach Landesſitte gezwungen wurden von jeder der Menge Speiſen, die zum Theil auch allzu ſüß waren, zu koſten: unſere Mägen erlagen indeß faſt dem Beſtreben uns liebenswürdig zu erweiſen.

Die sehr ausgedehnte, durch Wässerung in Fruchtbarkeit erhaltene Pflanzung besitzt 500 Neger zur Bearbeitung der Zuckerfelder, eine Unzahl Lastthiere und Vieh aller Art; die Apparate zur Zuckerbereitung sind sehr groß, und zum Trieb der Mühle ist sogar eine Dampfmaschine angewendet, die man in diesem Winkel der Erde kaum sucht, und die wegen der Schwierigkeit der Reparatur ein etwas mißlicher Besitz ist. Doch besaß die Pflanzung einen Mühlarzt in der Person des Schwagers des Generals, eines Amerikaners aus Boston, der nach Yankee-Art in allen Dingen erfahren war und sogar als Dilettant zu seinem Vergnügen Kanonen zu gießen pflegte. Das Ganze schien in gutem Gange zu sein, so sehr es auch gegen die prachtvollen Werke Westindiens und Guiana's abstach. Der Zucker geht vornehmlich nach Chile, welches seines kälteren Klima's wegen dieses Produkt einführen muß, und wird in unmittelbarer Nähe der Hacienda verschifft: ein großer Vortheil. Die Neger waren Sklaven und schienen ein harmloses, zufriedenes Völkchen, wie überhaupt in Peru; so wenig sich der Staat mit Ge- und Verboten hinein mischt, scheint die Sklaverei eine sehr leichte zu sein, auch werden die Neger nicht so unabläßig zur Arbeit getrieben wie die westindischen Sklaven, deren Herren die erkauften Arbeitskräfte zu wohl berechnen, um sich ihre möglichst ausgedehnte Benutzung zu verkürzen. Der

Neger zieht hier oft sogar die Sklaverei vor, um dem harten Militärdienst zu entgehen.

Daß Lima sprüchwörtlich die Hölle der Pferde und Lastthiere ist, habe ich schon angeführt, und hier sah ich ein Beispiel davon. Es fiel mir eine enorme Heerde Esel von etwa 150 Stück auf, welche zum Transport der Rohre vom Felde zur Mühle verwendet werden; so fragte ich denn, wie man in dem an sich dürren Lande hinreichendes Futter für alle die Grauthierchen erzielen könne, und erhielt von General Echenique's Schwager die Antwort, das wisse er eigentlich selbst nicht wo die Thiere ihr Futter hernehmen; „wahrscheinlich" sättigten sie sich an den grünen Blättern des Zuckerrohrs, während sie auf dem Felde seien; das Einzige was ihnen wirklich gereicht wird, ist der Abschaum aus den Zuckerkesseln, der jeden Morgen in ein Gefäß im Hofe gegossen wird; es sieht höchst lächerlich aus, wenn die ganze Heerde sich über diese Lieblingsspeise stürzt und die plumpen Gesellen sich darum zanken und schlagen.

Daß das nationelle Vergnügen der Hahnenkämpfe auch hier in vollem Glanze besteht, bewies mir eine Anzahl von nicht weniger als 30 Hähnen, deren jeder in einem kleinen aber für einen Hahn geräumigen Stalle für sich aufbewahrt wurde, es waren darunter wahre Prachtexemplare.

In der Nähe Lurin's sind die merkwürdigen Ruinen von Pachacamac* welche das hauptsächliche Ziel unseres Ausflugs waren. Garcilaso de la Vega, der Chronikenschreiber Peru's, erzählt von diesem Ort und dem Stamm der Yuncas die ihn bewohnten, sie hätten den Weltenschöpfer Pachacamac (etymologisch „Seele der Welt") angebetet und demselben Opfer aller Art, selbst Menschenopfer gebracht, daneben aber das Meer wegen der Nahrung die es ihnen bot, und auch die Füchse wegen ihrer bewunderungswürdigen Schlauheit verehrt, und im Tempel des obersten Gottes Idole von Fischen und Füchsen aufgestellt; daneben stand noch das Orakel von Rimac in großem Ansehen. Die Yncas dagegen erkannten zwar auch den Pachacamac an, aber sie weihten ihm weder Tempel noch Opfer, und betrachteten ihn als den „unbekannten Gott" mit so scheuer Ehrfurcht, daß sie kaum seinen Namen auszusprechen wagten; dagegen war ihnen die Sonne das sichtbar mächtige und belebende Wesen. Der große Ynca Pachacutec richtete an die Yuncas die Aufforderung, seine Herrschaft und die Göttlichkeit der Sonne anzuerkennen, die Antwort war jedoch anfangs eine störrische: sie hätten Pachacamac, das Meer welches durch seine Fische ihnen

* ch wie immer im Spanischen tsch, und der Accent wie bei allen Wörtern die mit einem Consonanten endigen, auf der letzten Sylbe.

Nahrung ſpende, und das Idol von Rimac das ihnen die Zukunft prophezeie; die Sonne dagegen ſei geringer als der Schöpfer der Welt, ſie könne nicht reden wie das Orakel, und ihre Strahlen würden ihnen nur beſchwerlich fallen, wenn ſie ſtärker auf ſie ſcheinen ſollten als bisher. Dieſe Verhandlung gewann jedoch ein friedliches Ende durch ein merkwürdiges Compromiß, wodurch der König der Yuncas die Suprematie des Ynca anerkannte und den Sonnendienſt annahm, dagegen die Befugniß behielt den Pachacamac zu verehren, nur ſollten die Götzen aus dem Tempel geworfen, die Menſchenopfer abgeſchafft und keine Bilder des Pachacamac aufgeſtellt werden, „denn da er nicht wie die Sonne ſichtbar ſei, ſo wiſſe man nicht wie man ihn darſtellen ſolle, und müſſe ſich begnügen ihn im Herzen anzubeten.“ Dafür erhielten die Yuncas auch ein Kloſter heiliger Sonnenjungfrauen, und der Ynca ſeinerſeits verſprach das Orakel von Rimac hoch zu halten, und deſſen Kultus ſeinen Völkern anzubefehlen. Der Goldgier der ſpaniſchen Eroberer verfielen die Schätze auch dieſes Tempels, und die heiligen Jungfrauen wurden entehrt und umgebracht.

Der oben erwähnte Schwager des Generals Echenique bot ſich freundlicher Weiſe zum Begleiter an, und außerdem folgten uns zwei Neger mit Spaten bewaffnet. Nach einem kurzen Ritt erreichten wir den Fuß des Hügels auf welchem ſich die Ruinen befinden,

und ſofort nach Erſteigung ſeines erſten Abhanges lag die uralte Indianerſtadt vor uns; das Terrain beſteht aus einem Hügelrücken, der von den Bergen des Innern bis nahe an die See läuft und ſeine höchſte Spitze zunächſt derſelben etwa eine halbe Stunde davon entfernt hat; hinein gehören noch einige Nebenhügel und die dazwiſchen liegenden mehr oder minder unebenen Thälchen. Die ganze Stadt wie man ſie jetzt ſieht, mag etwa eine halbe Stunde im Durchmeſſer haben und iſt innerhalb dieſes Raums ziemlich compakt gebaut, faſt eine halbe Stunde entfernt liegen indeß Reſte einer alten Mauer, die gar wohl die letzte Grenze landeinwärts geweſen ſein mag; zwiſchen den letzten Häuſern und derſelben iſt eine Strecke Flugſand, der vielleicht noch Gebäude verbirgt, ſowie mehrere andere Strecken der Ruinen auf dieſe Weiſe verweht und unkenntlich gemacht ſind. Unglaublich würde es in jedem andern Lande als Peru erſcheinen, daß dieſe dreihundert Jahre alten wohl erhaltenen Reſte nicht aus Felſen und Stein, ſondern aus Lehm beſtehen, aber es iſt dies kein größeres Wunder, als daß Lima und alle Orte der regenloſen Küſte Beſtand haben. Der oben beſchriebene Platz nun iſt mit einigen hundert Häuſern dicht bebaut: Haus lehnt ſich an Haus, ſo daß lange Reihen ſich gewöhnlich aus der Ebene bis auf die Spitzen der Hügel ziehen, und die oberſten Gebäude ſcheinen dann die vornehmſten zu ſein.

Im Uebrigen ist die Größe der Häuser sehr verschieden, sie sind oft quadratisch, meist länglich, und es läßt sich nicht sagen ob einzelne Häuser mehrere Zimmer haben, oder ob Gemächer die uns als Nebenzimmer erschienen, eigene Häuser ohne besondern Eingang sind, denn die Mauern sind alle gleich dick, etwa 3 Fuß, und leichte Scheidewände sind gar nicht vorhanden. Einige Häuser, namentlich kleinere haben gar keinen Eingang. Die meisten Mauern sind bedeutend von oben abgebrochen und zerfallen, die Höhe derselben variirt zwischen 2 und 3, und wieder mehr als 12 Fuß, bei keiner aber sieht man außer der Thür eine Oeffnung. Das Material ist ohne Ausnahme geformter, ungebrannter Lehmstein; die Stücke sind 2 Fuß lang, 1 Fuß breit, ½ Fuß dick, und flach in regelmäßiger Weise auf einander gethürmt. Bei einigen wenigen Gebäuden ist die Wand mit rother, auch gelber Farbe angestrichen und wohl erhalten; von andern Zierrathen keine Spur. Die Straßen müssen breit gewesen sein, gegenwärtig ist aber das Terrain so verändert, namentlich durch Flugsand und Wege welche das jetzige Geschlecht durch die Ruinen geführt hat, daß man eigentliche Straßen nicht mehr erkennt. Die Hauptmerkwürdigkeit aber ist das Gebäude auf dem Haupthügel, welcher am Ende der Stadt nach der See zu sich erhebt; dieser Hügel ragt 200—300 Fuß über den umgebenden Häusern hervor, und offenbar ist dies der

eine von Garcilaſo erwähnte Tempel, denn die Ueberbleibſel des Gemäuers zeigen klar daß hier keine Privatwohnungen ſtanden. Terraſſen von 12—15 Fuß hohen Mauern geſtützt erheben ſich in drei bis vier Reihen, zum Theil tragen dieſe Mauern nur eine Platform, zum Theil befindet ſich zwiſchen Berg und Mauer ein Gang; hier findet man hauptſächlich den rothen Anſtrich. Der ganze Terraſſenbau iſt übrigens nicht ſehr regelmäßig, aber auf allen vier Seiten vorhanden, und oben befindet ſich ein Plateau von 400 zu 200 Fuß; hier iſt leider das Bauwerk mehr zerſtört als irgendwo, doch haben an dieſer Stelle jedenfalls Gebäude geſtanden, wie einige Reſte beweiſen; an der Nordſeite iſt ein Theil der oberſten Terraſſe wohl erhalten, und beſteht aus einer Reihe viereckiger Niſchen, etwa 10 Fuß hoch; es iſt die einzige architektoniſche Ausſchmückung im ganzen Umfange der Ruinen. Dieſer Hügel, in deſſen Eingeweide ſchatzgräberiſche Franzoſen kürzlich ein gewaltiges Loch gegraben hatten, ohne jedoch die goldene Glocke zu finden von der man fabelt, beſteht aus Schiefergeſtein, und enthält ſo ſchöne von der Natur ſelbſt geſpaltene Bauſteine, daß deren Nichtanwendung beim Bau Wunder nimmt. Ein anderer niedrigerer Hügel beſitzt ebenfalls Terraſſen, aber nur 4—6 Fuß hoch; er mag ebenfalls einem heiligen oder öffentlichen Zwecke gewidmet geweſen ſein. Troſtloſer Flugſand bedeckt nah und fern die ganze

Küſtengegend zwiſchen Chorillos und Lurin, doch iſt der Blick auf letzteres Oertchen und die daneben liegende Hacienda San Pedro ſehr freundlich.

Nachdem wir ſo weit unſere antiquariſchen Forſchungen in der neuen Welt betrieben hatten, blieb uns noch übrig, die Gräber, huacas zu durchwühlen, und nur mit Widerſtreben opferten wir der löblichen Wißbegier die noch löblichere Achtung vor der Ruhe der Todten. Am nördlichen Ende der Stadt, aber doch noch innerhalb derſelben befindet ſich eine Art Platz, von den Häuſerreihen nach drei Seiten rechtwinklig eingeſchloſſen; dieſe Stelle enthält Grab an Grab, und hier gingen wir an unſer unheimliches Werk. Wenn je die Scene der Handlung angemeſſen war, ſo war es hier; eingeſchloſſen zwiſchen zwei parallelen Hügel- und Häuſerreihen die den Blick in die lebende Welt hemmten, ſahen wir nichts vor uns als die kahlen Strecken Sandes, die gleichfarbigen Mauern der untergegangenen Stadt, von deren Bewohnern kaum die Sage Auskunft geben konnte; das ganze Bild um uns ein einförmiges Graugelb, keine lebende Seele, kein Thier, und nur hin und wieder eine aloeartige halbverdorrte Pflanze, Tillandsia, die in dieſer Dürre gedeiht, und die das Volk als Zauberkraut und Amulet gebraucht; auf der Erde zerſtreut lagen zahlloſe Gebeine, Schädel und vermoderte Gewebe aus den Gräbern — ein Beleg daß wir nicht die erſten waren welche

Wißbegierde, Neugier oder gar Habſucht hieher trieb. Und ſo fingen wir an zu graben. Wir arbeiteten zuerſt an dem Werk eines Andern weiter, die ſchon früher gemachte Höhlung benützend, und zogen bald ein ſeltſames Paket hervor, welches den Leichnam eines kleinen Kindes enthielt. Das Ganze ſtak in einem rohen Strickgewebe, ſorgfältig zuſammengeſchnürt; darin befand ſich eine Partie roher, aber zum Theil gefärbter Baumwolle, und eingewickelt in dieſe der ganz vermoderte Leichnam, der zur Aufbewahrung unbrauchbar war. Nach dieſem Fund war unſer Glück ſehr gering, und wir verzweifelten ſchon am günſtigen Erfolge, als wir plötzlich auf drei ſtarke horizontale Pfähle nahe der Oberfläche ſtießen; die Kundigen erkannten ſofort das Dach eines Grabes darin, und nun wurde mit Eifer weiter gearbeitet. Die genannten Pfähle und eine Decke von Rohr, etwa einen Fuß unter der Erde, wurden weggeräumt, und nach einiger Mühe und großer Beſchwerde durch den feinen Staub förderten wir einen ſchönen Schädel ans Licht, bald darauf einen Leichnam, der wie jener andere eingewickelt war, und einen Thierſchädel, vermuthlich einem heiligen Fuchſe angehörend; außerdem kamen kleine Stücke Goldblech, eine Schleuder und einige geſchnitzte Hölzchen zum Vorſchein, letztere wahrſcheinlich zum Netzſtricken, da wir auch Fiſchernetze fanden. Wir waren nun etwa 4 Fuß tief eingedrungen, als eine neue Scheidewand

von Holz und Steinen erſchien und unter dieſer ein namhafter Schatz: wir brachten einen Schädel hervor den ein vier Zoll breites, übrigens ſchmuckloſes Band von Goldblech umgab, außerdem ein Geſchmeide von Goldblech, wie es die Indianerinnen noch heute tragen. Dieſer Schatz war 6 Fuß tief, und wie geſagt unter einer zweiten ſchützenden Wand verborgen; wir fanden nun nichts Werthvolles mehr, hatten aber neben den ſchon erwähnten Gegenſtänden noch Folgendes ausgewühlt: hölzerne Idole, Zeug von kunſtvoller Weberarbeit, Körner in irdenen Gefäßen, Pakete von getrockneten Kräutern, hölzerne Keulen; es ſcheint alſo daß dieſe Gräber nicht nur eine ganze Familie, ſondern den ganzen Hausrath umſchließen. Die Netze deuten auf Fiſcherei, die hier nahe der Meeresküſte ſehr natürlich erſcheint; die Liebhaberei der Indianer in Guiana ſich auf Anhöhen niederzulaſſen, ſcheint hier ebenfalls Statt zu haben. Die Schädel tragen die entſchiedenen Kennzeichen indianiſcher Race, niedrige Stirn und breites Geſicht, die meiſten ſind am Hinterkopfe gewaltig verunſtaltet, und müſſen durch künſtliche Mittel in der Kindheit platt gedrückt worden ſein. Sämmtliche Gegenſtände, ſelbſt das Holz und Rohr welches das Dach bildete, ferner die Farben der Zeuge waren vollkommen erhalten, die Schädel noch mit Haaren bedeckt, und das ganze Erdreich war ein feiner Staub.

Man ſprach mir mit großer Courtoiſie das Eigenthum

der gefundenen Schätze zu, pries aber zugleich unſer gutes Glück, daß wir an Einem Nachmittag ſo viel gefunden; das Gold erwies ſich drei Unzen ſchwer, und würde mithin eine Nachgrabung aus Goldgier reichlich lohnen; einen Mann ſprach ich, der zwei ſilberne Idole, einen Vogel und eine Katze zu Licht brachte; der Barbar ließ ſich ein Paar Sporen daraus machen! Der Vandalismus, mit dem hunderte von Schädeln auf jene Stätte hingeworfen ſind und verſtreut und unbedeckt herumliegen, iſt ſehr widrig, wiewohl mir das Recht zum Tadel gegen dieſe Hyänenwirthſchaft nicht zuſteht; eine civiliſirte Regierung ſollte indeß nicht dulden daß menſchliche Gebeine unbeerdigt daliegen, und geeignete Fürſorge wenigſtens zum Wiederbegraben treffen. Dies Schickſal der armen Indianer aus der Ynca-Zeit aber, das dieſe unverſchuldet tragen und der Eigenthümlichkeit des Klima's danken müſſen, ſollte eine Warnung für uns ſein, die wir unſere Leichen durch Einbalſamiren der natürlichen Ordnung daß Staub wieder Staub werden ſoll, entziehen. Es liegt wahrlich eine ſchlechte Befriedigung darin ſo wohl conſervirt zu werden, daß man in tauſend Jahren irgend ein Muſeum der Nachwelt, wie egyptiſche Mumien die unſrigen, zu zieren im Stande ſei.

Einen Theil der ausgegrabenen Gegenſtände habe ich ſelbſt aufgehoben, das Meiſte aber an Profeſſor

Rudolph Wagner in Göttingen, der mir stets sehr gütig gesinnt war, geschickt, damit es im dortigen Museum vielleicht einmal ein kleines Glied in der Kette ethnographischer Wissenschaft werden kann. Ohnehin hätte der Besitz der Schädel mich fortwährend in gerechter Besorgniß erhalten, daß die Geister der so schmählich beraubten Indianer mir ihre Köpfe wieder abzufordern kommen würden. Wir träumten in der Nacht nach jener Expedition Alle von Gespenstern, wozu wir wohl Anlaß hatten, denn die grinsenden Todtenköpfe lagen in einer Ecke des Zimmers.

Den nächsten Morgen kehrten wir nach Lima zurück, und zwar auf einem Richtwege wo wir nur 6 Leguas zu reiten hatten. Dieser Weg erstreckt sich am Ufer hin durch die öden Dünen, und gewährte mir zum Ueberfluß einen neuen Beleg von der Unfruchtbarkeit der peruanischen Küste. Die Ausläufer des Gebirges verschwinden buchstäblich im Flugsand, und diese Anhöhen bilden die einzige Abwechslung für's Auge.

An diesen Ausflug schloß sich ein anderer nach den Ruinen von Cajamarquilla im Rimacthal. Man verfolgt einige Stunden den Lauf des Rimac, jenes Gebirgsflusses der Lima durchströmt, ein angenehmer Ritt in einem weiten und fruchtbaren Thal. Die alte Stadt liegt am rechten Ufer nahe dem Fluß auf unebenem Terrain, und kommt in Ausdehnung Pachacamac

etwa gleich, die Bauart zeigt aber wesentliche Verschiedenheiten: man erkennt besser als dort die Straßen, welche aber hier kaum sechs Fuß breit sind, eine große Anzahl Plätze gegen das obere Ende des Ortes zu sind mit hohen Lehmmauern umgeben, und die Mauern der Häuser sind aus weit compakteren und größeren Lehmsteinen erbaut; Alles ist sehr zerstört, aber nicht wie in Pachacamac durch Flugsand unkenntlich gemacht. Alsbald fallen eine große Menge Löcher ins Auge, welche, gerade groß genug um einen Mann einzulassen, in unterirdische Höhlen führen: es scheinen Vorrathskammern zu sein, wie sie in den Indianerstädten oft vorkommen; daß es Wohnungen gewesen seien, läßt sich um so weniger annehmen, als die Häuser sich meist gerade darüber erheben. Die Thüröffnungen sind auch hier so klein, daß ein Mensch nur gebückt eintreten kann, und Fenster fehlen; eine neue Eigenthümlichkeit sind kleine viereckige Nischen an der Innenseite der Wände, welche theils wohl zu häuslichem Gebrauche dienten, theils die Nägel und Haare der Bewohner enthalten haben mögen, welche Jeder sorgfältig in den Mauern seines Hauses aufhob, damit alles was zum menschlichen Körper gehört mit ihm begraben werden konnte, und die Seele nicht nöthig hatte auf die Erde zurückzukehren. Die armen Seelen, wenn sie sich jetzt ihre Schädel und Gebeine auf den Dünen von Pachacamac und im Museum zu Göttingen

zuſammenſuchen müßten! Den Begräbnißplatz bilden zwei Hügel, weit außerhalb der Stadt, ich hatte aber am Ausgraben fürwahr genug. Ein Hügel in der Mitte der Ruinen deutet auf einen Tempel oder eine hervorragende Wohnung, die Reſte ſind aber wenig charakteriſtiſch. Ueberall den Hügeln entlang, welche ſich von der Hauptkette des Andes in die Ebene verlaufen, ſahen wir noch Ruinen, zum Theil von größeren Orten, zum Theil vereinzelt; ſie hatten die Eigenthümlichkeiten Cajamarquilla's, namentlich die ſoliden Wände. Während Pachacamac in furchtbarer Einöde liegt, ſind die Umgebungen hier freundlich; die einzigen lebenden Bewohner des Gemäuers ſind niedliche Eulen, welche beim Herannahen des Reiters mit drolligen Geberden hervorhüpfen, ihn mit langen Hälſen anſtaunen und ſich dann erſchreckt in ihre Höhlen zurückziehen.

Der Rückweg führte theilweiſe durch ein Nebenbett des Rimac, welches derſelbe bei hohem Waſſer auszufüllen pflegt; die Lagerungen des angeſchwemmten Lehmes am Ufer zeigten einen natürlichen Piſébau, wozu das Erdreich ſich ſo trefflich eignet. Der Rimac, ſo klein er gewöhnlich iſt, iſt außerordentlich reißend, und in der ſchlimmen Jahreszeit fallen in dieſen Gießbächen der Küſte häufige Unglücksfälle vor: das Geröll des Bettes gibt ſelbſt den ſicherſten Maulthieren keinen Halt, und Roß und Reiter gehen oft verloren, oder werden wenigſtens

weit ab getrieben. Wir machten einen kurzen Halt an einer reichen Hacienda, wo der creoliſche Reichthum mit dem Mangel an Geſchick ihn zu verwenden ſo recht nach Landesart gepaart war: in einer ſchmutzigen verſtaubten Stube mit Lehmboden ſtand ein vergoldetes Sopha mit Purpurſammt überzogen, ein ſchmutziges ſilbernes Waſchbecken in einer Ecke — ein wahres Bild des rohen Reichthums. Doch war es ganz angenehm nach der ſtaubigen Ruinenexpedition etwas zu raſten. Auf dem rechten Flußufer ritten wir dann zur Stadt zurück, und kehrten bei einem gaſtfreien Landsmann, Herrn Pfeiffer ein, welcher dicht vor den Thoren einen Weinberg, zunächſt zur Erzielung von Tafeltrauben, beſitzt; eine große Geſellſchaft von Deutſchen war gebeten, und wir hatten zum Beſchluß einen ächt deutſch gemüthlichen Mittag und Nachmittag unter uns Landsleuten.

Eilfter Abſchnitt.

Die Andes — Bergwerke von Morococha.

Die ſchneebedeckte Cordillera welche die großartige Waſſerſcheide zwiſchen dem atlantiſchen und ſtillen Ocean bildet, lag ſo lockend vor meinen Augen, daß ich einen Ausflug in das Hochgebirge mir nicht ausreden ließ; ſtatt der von Profeſſor Pöppig ſo vortrefflich geſchilderten Reiſe nach dem Cerro de Pasco rieth man mir die nähere Tour nach dem neu eröffneten Bergwerk Morococha an, bei der ich ebenfalls den Kamm des Gebirges überſchreiten und einen Landſtrich betreten ſollte, wo nur das Innere des Geſteins noch fruchtbringend iſt; aber ſelbſt dieſe Tour wurde mir als ſo beſchwerlich, ja bedenklich von den guten Leuten die nur das behagliche Leben der Stadt kannten, ausgemalt, daß ich es mir einen feſten Entſchluß koſten ließ, ein Entſchluß deſſen volle Stärke übrigens nicht auf die Probe geſtellt werden ſollte. Ein Landsmann, Herr Pflücker, Mitbeſitzer

und glaube ich eigentlicher Begründer dieſes Bergwerks verſah mich mit trefflichen Empfehlungen an die Gaſtfreiheit ſeiner Hüttenbeamten, und obendrein mit gutem Rath in Fülle. Wir verließen Lima am Morgen des 5. Januar 1846 wohl beritten, und gegen Staub, Hitze und Kälte wohl verwahrt in unſerem peruaniſchen Anzuge; ein in Lima anſäßiger Deutſcher diente als Dolmetſcher und Führer, und ſo ritten wir getroſt in die peruaniſche Wüſte hinein. Die erſte Tagereiſe zeigte wenig Neues, denn bis Cocachacra, 13 Leguas von Lima, zieht ſich der Weg entlang dem Rimacfluß mit geringer Steigung hin, und das nur allmälig ſich verengende Thal iſt auf beiden Seiten von denſelben kahlen Bergen eingefaßt, welche auch bei Lima dem Auge widrig entgegentreten. Ueberall derſelbe troſtloſe Staub, nur von wenigen grünen Stellen unterbrochen, die ſich eben einer künſtlichen Bewäſſerung erfreuen, und man erreicht das erſte Nachtquartier, wenn auch früh genug mit den peruaniſchen Paßgängern, doch ſehr erſchöpft von Hitze und Staub. Mit Verwunderung bemerkte ich die Landesſitte, daß man unſere armen Pferde eine Stunde lang nach unſerer Ankunft geſattelt ſtehen ließ, da ſie ſonſt angeblich ſich erkälten. Ein freundlicher Wirth nahm uns an dieſem noch halbciviliſirten Orte gut auf: obendrein war es der Vorabend des heiligen Dreikönigstages, und man hatte ein Schwein geſchlachtet, ſo daß wir das National-

gericht Chupe, ein greuliches Werk aus Kartoffeln und weichgekochtem Käse unberührt lassen konnten; unter allen Recepten die ich auf meiner langen Fahrt gesammelt habe, steht die Chupe mit ihren zähen langen Käsestreifen oben an durch ekelhafte Ungenießbarkeit. So ist auch von dem Nachtlager wenig Rühmliches zu melden; der Reisende in Peru kennt, wie Georg im Götz von Berlichingen Betten nur vom Hörensagen, der Sattel dient zum Kopfkissen, das übrige Reisegeräth wohl oder übel zur Unterlage und Decke, und dieses keineswegs beneidenswerthe Lager schlägt man in irgend einer Ecke des natürlich ungedielten Zimmers auf, die noch nicht von Hühnern, Schweinen, Hunden oder von andern Menschenkindern besetzt ist. Entgeht man den vielseitigen Verfolgungen der genannten Quälgeister, so kann man von Glück sagen, denn die Hoffnung auf eine ungestörte Nachtruhe ist nur gering, trotz der Müdigkeit die der Gebirgreisende mitzubringen pflegt. Ich ertrug die Unannehmlichkeiten dieses Lagers besser als mein Nachbar, auf dessen Stöhnen und Klagen ich mit einem hier sehr angemessenen Citat aus der Geschichte der Conquistadoren erwiedern konnte: „Lieg' ich denn hier auf Rosen?"

Cocachacra liegt nach v. Tschudi 5386 englische Fuß über dem Meere, und die Temperatur von nur 13° R. welche wir Morgens bei unserem Ausritt hatten, war mir empfindlich, die Sonne gewann jedoch sehr bald die

Oberhand, und wir hatten zwar gemäßigte, doch angenehme Wärme den Vormittag. Der Ort liegt in der Höhe wo die tropischen Regen wieder beginnen, und derselbe Boden der bei Lima eine so traurige Oede zeigt, entwickelt nunmehr reiche und dem Auge hocherfreuliche Fruchtbarkeit; die bisher so schreckbar kahlen Berge sind nun mit schönem Grün überzogen, und das Thal bringt alle Gewächse hervor die sich mit dem Klima vertragen. Noch bei Cocachacra stehen Bananen, die ausdauerndste der tropischen Pflanzenformen, weiter hinauf verschwinden sie. *

Die Sorgfalt des Herrn Pflücker hatte uns mit Maulthieren versehen, welche auf der weiteren Tour unerläßlich sind, und wir ließen unsere Pferde bis zur Rückkehr auf der Weide. Der böse Weg beginnt bald hinter Cocachacra; der immer mehr Fall gewinnende Fluß drängt denselben öfters an den steilen Abhängen hinauf, und das Maulthier muß mehr kletternd seinen Pfad verfolgen; die gebirgige Scenerie beginnt indeß erst recht hinter Matucanas, 18 Leguas von Lima und 8000 Fuß über dem Meere; die Bergabhänge gestalten

* Ich kann Pöppig's (II. 78.) Angabe nicht begreifen, daß die Banane, Musa kaum 450 Meter Höhe überschreite, da dieselbe nicht nur mit der Höhe von Cocachacra, sondern auch mit vielen meiner Erfahrungen an andern Orten nicht stimmt. Tschudi setzt der Banane auf diesem Wege gar erst die Grenze von Surco, mit 6945'.

ſich nun zu ſtellen, oft ſenkrechten Felswänden, zwiſchen denen der Fluß eingequetſcht iſt; er ſtürzt mit gewaltigem Brauſen daher, und ſein Lauf iſt fortwährend von Cascaden unterbrochen. Der Weg der ſich bis jetzt auf dem linken Ufer gehalten hat, ſpringt wie es die Schlucht erfordert, bald auf die eine bald auf die andere Seite über, mittelſt ſchmaler und ſchwankender Brücken, die in Europa Reiter und Pferd kaum zu überſchreiten wagen würden, die aber der Reiſende in Peru mit unbedingtem Vertrauen auf ſein Maulthier betritt, wenngleich man nur mit Schaudern in den wilden Bergſtrom hinab blicken kann, während die Brücke ſich unter der Laſt des Reiters biegt. Vertrauen auf dieſe Thiere iſt in der That das Erſte bei ſolchen Gebirgsreiſen; ein Fehltritt würde bei hundert Gelegenheiten unvermeidlichen Fall und Tod bringen, aber der Fehltritt geſchieht eben nicht, und ſelbſt an die unangenehme Manier der Maulthiere ſich immer ſo nahe an den Abgrund als möglich zu drängen, gewöhnt man ſich bald, und trabt getroſt den furchtbarſten und gefährlichſten Abgründen entlang; der Zuruf »mula!« genügt an kritiſchen Stellen, um das verſtändige Thier zu doppelter Behutſamkeit zu ermahnen, und die ſteigende Vorſicht geht mit der Gefahr Hand in Hand, während die Pferde ängſtlich werden, bei Begegnungen den Weg verſperren, und im Straucheln leicht in den Abgrund gerathen können. Jenes Drängen nach

dem Abgrunde ist wohl die Folge der unförmlichen Lasten, welche den Maulthieren aufgebürdet werden wenn sie Gepäck tragen, und mit welchen sie auf der Mitte des schmalen Wegs oft anstoßen würden; man begnügt sich mit der Vorsicht, sich an gefährlichen Stellen mehr auf den innern Bügel zu lehnen. Daß auf diesen Felsenwegen die schon erwähnten landesüblichen Steigbügel von Holz nicht nur praktisch sondern unentbehrlich sind, lernt man bald einsehen. Am unangenehmsten ist die Begegnung langer Züge von Lastthieren, und man sucht dieselben wo möglich an einer sichern Stelle abzuwarten; häufige Unglücksfälle treten ein, wenn zwei solcher Züge auf einander stoßen. Uebrigens ist der von mir gemachte Weg wohl einer der besten, und trefflich unterhalten, nach dem Abgrund zu mit einem kleinen Wall von Steinen versehen, und fast überall so breit, daß wenigstens zwei Reiter sich ausweichen können; der Weg über die Landenge von Panama z. B. war unendlich schlimmer und wahrhaft halsbrechend. Gewöhnung und die Ueberlegung daß das Landesübliche unmöglich so gefährlich sein kann, beruhigen rasch den Fremden, der freilich auf den ersten Anblick den Unterschied von unsern zahmen und ebenen Pfaden lebhaft genug auffaßt. Hat man nun Unbefangenheit genug gewonnen, um sich zu schauen, so erfreut sich das Auge einer reichen Mannichfaltigkeit von Blumen, die für den Botaniker von Fach ein

Paradies ſein muß, aber auch den ungelehrten Blumenfreund mit Entzücken erfüllt: neben reizenden Formen unter den lilienartigen und Schmetterlingsblumen zeigen die Cactus, ſonſt ein ſo dürres Gewächs, in dieſer Jahreszeit eine Fülle ihrer prachtvollen Blüthen, eine Art trägt oft ſechs bis acht handgroße weiße Blumen an der Spitze ihres Stammes, rothe und gelbe Blüthen anderer Arten ſtehen daneben. Wie ich ſchon in der Ebene mich an dem altbekannten Tropaeolum erfreut hatte, ſo begrüßte ich hier mit ganz beſonderer Freude das Heliotrop, dieſe Lieblingsblume unſerer Heimath, die hier in großen Mengen ihren ſüßen Wohlgeruch verbreitet; ſtarke, etwas kriechende Büſche dieſes anmuthigen Krauts tragen herrliche blaue Blüthen, die unſer Topfgewächs freilich ſehr übertreffen. In höheren Regionen fand ich eine ſchmutziggelbe Calceolaria die in unſern Gärten heimiſch geworden iſt, und an der Grenze aller Vegetation gar unſer Gänſeblümchen. Der Luzernklee, ein Haupt-Futterkraut in dieſem Lande, ziert die engen Flußufer, und mit ängſtlichem Fleiß benützt der Bewohner der höheren Gegenden jedes Fleckchen Land ſelbſt am ſteilen Abhange, und die Nähe der Dörfer kündigt ſich immer durch terraſſenförmige Gärtchen am Wege an, welche ſich gar freundlich ausnehmen. Die Bewäſſerungskunſt ſteht hier auf ihrer höchſten Stufe, und der gewaltige Fall des Fluſſes macht es möglich, ſelbſt anſcheinend ſehr hoch am

Berg gelegene Strecken Landes mit dieſer Wohlthat zu verſehen.

So ſtreife ich denn auch hier wieder an Gegenſtänden vorbei, die der ſorgfältigſten Betrachtung werth ſind, und das Bewußtſein Land auf Land flüchtig zu beſchreiben, deren jedes die tüchtigſten Forſcher Jahre lang beſchäftigt hat, iſt ein nahezu beſchämendes, und macht es mir jedenfalls unmöglich an dies gegenwärtige Reiſewerk auch nur irgend einen Anſpruch auf Beifall, es ſei denn den meiner nächſten Freunde, zu knüpfen. Mir tritt dies Gefühl gerade an dieſer Stelle lebhaft entgegen, wo Pöppig's meiſterhafte Beſchreibung ſeiner Reiſe durch die verſchiedenen Höhen und Klimate nach dem Cerro de Pasco ſo ganz gemacht iſt, meine oberflächliche Schilderung einer gleichen Gebirgsreiſe zu verdunkeln. Sein Werk, ſo würdig in der Auffaſſung des Größeren, wie reich an kleinen Zügen, hat vielleicht nur den Fehler, wenn es ein Fehler iſt, daß es allzu ernſt gehalten iſt um der Mehrzahl der Leſer den Genuß zu gewähren, den der mit jenen Landſtrichen Bekannte im vollen Maaße empfindet.

Hinter San Mateo, etwa 22 Leguas von Lima und 10,947 Fuß hoch, erhebt ſich der immer dem Fluß folgende Weg ſehr ſteil entlang einem großen Waſſerfall, und nur in mühſamem Zickzack überwindet man dieſe Stelle, welche zugleich ein unendlich großartiges Schauſpiel

bietet. Dieſe Strecke und die nächſtfolgende, wo der Fluß ſeine beiden Hauptarme vereinigt, ſind nicht zu verachtende Muſter von Wegbau, denn der Raum mußte dem ſenkrechten Felſen und dem wilden Waſſer abgewonnen werden. Der Rimac mit ſeinem milchweißen Waſſer (rimac in der Indianerſprache milchweiß) ſtrömt aus einer Schlucht links hervor, und man verfolgt nun den rechten Nebenarm, aufſteigend ſich zur linken Hand wendend, durch die immer mehr verödende Gegend. Die reicheren Cactusarten, der Luzern, der Mais, ſelbſt das Heliotrop verſchwinden mit San Mateo, und Alpenpflanzen, dürre Gräſer und niedrige raſenartige Gewächſe treten an die Stelle. Schon hier empfand ich Anfälle jenes Gebirgsübels der Veta oder Sorocho, ſchweres Athmen und Schwindel in Folge der verdünnten Luft, und unſere Maulthiere keuchten jämmerlich. Man paſſirt Chicla, 12,712 Fuß hoch gelegen, und einige andere Dörfer, welche nicht mehr aus jenen ſorgloſen Lehmhütten der Küſte beſtehen, ſondern mit Mauerwerk und feſten Strohdächern der Kälte zu trotzen beſtimmt ſind; der Gebirgsindianer, deſſen Tracht weiter unten dem wärmeren Klima und ſeiner Anmuth angemeſſen war, geht nun in dicker Jacke, kurzen engen Beinkleidern von Plüſch und wollenen Strümpfen einher wie ein Tyroler, zugleich ein merkwürdiges Faktum für vergleichende Ethnographie; auch erblickt man hier wieder rothe Backen,

eine Erscheinung die den Tropenländern und selbst der kühleren Küste von Peru völlig fremd ist. So erreichten wir als Nachtquartier die kleine Niederlassung Yauliyaca, eine Dependenz der jenseits gelegenen Bergwerke, wo ein Deutscher, Herr Hasenclever, uns freundlich aufnahm und anstatt der scheußlichen Chupe mit vaterländischer Kost erquickte, ja sogar Betten für uns in Bereitschaft hatte. Doch vermochte alle Sorgfalt dieses gastfreien Landsmannes uns unsern Zustand nicht gemüthlich zu machen; Kälte, Schwindel und Kopfweh, verbunden mit jener fatalen Beschwerlichkeit des Athmens forderten ihren unerläßlichen Tribut, dem kein Thalbewohner in diesen Höhen entgehen kann. Das Thermometer stand Abends auf 9° R., des Morgens gar auf 3° R., und es friert auch hier schon. Yauliyaca, nahe dem Oertchen Achahuari, welches 13,056 Fuß hoch ist, und höher als Chicla gelegen, hat wohl eine Höhe von nahezu 13,000 Fuß; Tschudi hat es nicht gemessen, und diese Zubehör des neuen deutschen Bergwerks Morococha hat wohl damals noch nicht bestanden, sonst hätte Tschudi es wohl bleiben lassen, statt in Herrn Hasenclever's warmen Betten in der Todtenkammer zu San Mateo oder in dem greulichen Schmutz von Achahuari, wie er in beweglicher Weise schildert, zu übernachten.

Am nächsten Morgen machten wir uns wohl vermummt auf den Weg, begleitet von dem Mitbesitzer

jener Bergwerke, Don Francisco Yzque, welcher hier zu unserer Karawane stieß; unser Ziel war bloß noch fünf Stunden entfernt, und wir hatten nur Sorge zu tragen daß wir die Höhe der Andes vor dem Eintritt des Schneefalls überschritten. Obgleich der Weg nun weniger steil war, ruhten die Maulthiere alle 15 bis 20 Schritte keuchend aus, und wir schritten nur langsam vorwärts; die schneebedeckten Gipfel in der großen Kette tauchten immer mehr auf, und in drei Stunden waren wir auf der Höhe, umgeben von riesigen Spitzen von 16—18,000 Fuß, vor uns ein Plateau von etwa einer halben Stunde Ausdehnung, auf welchem Bergseen von allen Größen, ohne sichtbaren Abfluß* sich ausbreiten. So ist der Paß von Antarangra, nach Tschudi 15,600 engl. Fuß, nach Gay 15,924 Fuß, nach Maclean 15,543 Fuß, nach Rivero nur 14,608 Fuß über dem Meere, erstiegen, und die Empfindung welche den Reisenden ergreift, kann ich nicht besser als mit Pöppig's Worten bei demselben Anlaß bezeichnen: „Endlich ist die Höhe erreicht, und mit einem Triumph, der das Gefühl des Frostes und des Mißbehagens nicht aufkommen läßt, sieht man sich zuerst auf einer Höhe, die kein Europäer in seinem Welttheile anders als durch eine

* Nach Tschudi wäre gerade dort die Wasserscheide schärfer gezogen als irgendwo, und zwei Seen, deren einer den Rimac, der andre den Amazonenstrom speist, wären nur 30 Schritt von einander.

Luftfahrt erreichen mag." Von diesem Plateau stiegen wir dann in das große Flußgebiet des Amazonenstroms hinab, und unter uns zeigte sich schon Morococha am Ufer eines Sees, der aus zwei darüber gelegenen Wasserbecken seine Nahrung empfängt. Ein kurzer aber mühsamer Weg brachte uns nun an diesen Ort, aber was immer jene Empfindungen des Stolzes und der Freude nach Erreichung eines solchen Zieles sein mögen, sie gingen nun in der Freude über einen warmen Ofen auf, an dem wir uns keuchend und taumelnd niederließen, denn die Veta hatte uns hart zugesetzt.

Morococha ist ein erst in den vierziger Jahren gegründetes Kupferbergwerk, eine Stunde vom Kamm der Andes entfernt, in öder Gebirgsgegend und Angesichts des ewigen Schnees gelegen. Verglichen mit den oben gegebenen Höhenmaaßen des Passes von Antarangra wäre es volle 15,000 Fuß über der Meeresfläche, einer der höchsten bewohnten Orte in der Welt, sicher der höchste Wohnort von Deutschen. Drei tüchtige deutsche Bergbeamte leiten das junge blühende Unternehmen, auch ein Theil der Handwerker und Bergleute sind Deutsche, und dieser Fund einer deutschen Colonie in den Andes berührte mich eben so überraschend als angenehm, so wie ihnen der seltene Besuch eines Landsmannes wohl auch willkommen sein mochte. Meine freundlichen Wirthe, die Herren Erdmann, Honigmann und Klee wohnten

mit außerdem ziemlich viel europäiſcher Bequemlichkeit in niedrigen finſtern Hütten, denn auf Erwärmung kommt Alles an, und ſie brannten lieber am hellen Tage Licht, als daß ſie mit einem großen hellen Fenſter auch die ſchneidende Kälte hereingelaſſen hätten. Des Nachts ſchlief ich im geheizten Zimmer unter ſieben wollenen Decken, und es war mir nicht zu warm; eine beſondere Abneigung empfand ich gegen kaltes Waſſer, und konnte mich in den zwei Tagen meines Aufenthalts da oben nicht entſchließen mich zu waſchen; als ich ſchüchtern das Bekenntniß dieſer meteorologiſchen Merkwürdigkeit wagte, ſagten die Andern lachend, daß auch ſie nur alle Sonntage ſich zu waſchen pflegten. Es iſt nicht der Kältegrad, welcher dieſe Empfindlichkeit gegen Luft und Waſſer erklärte, ſondern die Wirkung der verdünnten Luft. Die Veta mit ihrem Schwindel, Kopfſchmerz, im ſchlimmſten Fall Bluterguß aus den Poren pflegt nur den Neuling zu quälen, und ſelbſt während meines kurzen Aufenthaltes gewöhnte ich mich ſehr daran, aber auch meine Wirthe empfanden, wenigſtens nach jeder Anſtrengung, die Schwierigkeit des Athmens, welche mir das quälende Gefühl hervorbrachte, als könne ich die Lunge gar nicht genügend mit Luft anfüllen;*

* D'Orbigny hat die gewaltige Ausdehnung von Lunge und Bruſtkaſten bei den Indianern die in ſolchen Höhen heimiſch ſind, anatomiſch erforſcht.

unmittelbar vor Morococha war eine der Decken, auf denen ich nach peruanischer Art thurmhoch auf meinem Maulthier saß, herunter gerutscht, und ich stieg ab sie aufzuheben; diese unendlich kleine Anstrengung brachte mich aber dergestalt außer Athem, daß ich eine Zeit lang erschöpft stehen bleiben mußte, ehe ich im Stande war wieder aufzusteigen. Gerade gesunde Naturen leiden am meisten, und Manchen wird die Veta selbst tödtlich, wenn sie sich ihr nicht durch schleunige Flucht in tiefere Gegenden entziehen; dagegen schickt man Brustkranke und Schwindsüchtige mit bewährtem Erfolg von der Küste in das Hochgebirg, selbst nach dem Cerro de Pasco, der über 14,000 Fuß hoch liegt. Lastthiere aus der Ebene werden arg befallen und bleiben oft auf der Stelle todt; ein Aderlaß, den man in der grausamen Weise des Ohrabschneidens vollführt, pflegt hülfreich zu sein, auch der Geruch von Knoblauch, den man Menschen und Vieh zur Erleichterung einathmen läßt.

Von Klima hier zu reden klingt wie Ironie: es ist in der That nur das Produkt zweier Extreme, der bittern Kälte und der Sonnenhitze; jede Nacht friert es, jeden Tag bringt die Macht der fast senkrechten Sonnenstrahlen bedeutende Wärme hervor. Ebenso kämpft in der nassen Jahreszeit (welche nach der südlichen Sonnenwende, nicht wie an der Küste der Nebelregen nach der nördlichen eintritt) der Schnee mit der Sonne; jeder

Nachmittag in dieſer Zeit bringt einen Schnee- oder Hagelſturm, nie Regen, oft mit Gewitter, und die ganze Gegend iſt dann mit ihrer weißen Decke bezogen; die Macht der Sonne bewältigt aber den Schnee wieder, ſo daß bis zum nächſten Morgen Alles verſchwunden iſt. Dieſe Zeit könnte man allenfalls den Sommer nennen, und in den Nächten um dieſe Zeit friert es manchmal nicht. Eines Morgens bei Sonnenaufgang zeigte mein Thermometer + 2° R.; ich ließ es einen Augenblick ſtehen, als unbemerkt von mir die Sonne hervortrat, und in zwei oder drei Minuten ſtieg es ſchon auf 13°; ſo groß iſt der Temperaturwechſel, den allerdings auch die vielen ungeregelten Windzüge und Stöße bedingen; auch liegt der Abhang von Morococha nach Süden zu. Die Mittagswärme iſt durchſchnittlich 7° R. Den Umſtand daß das Waſſer hier bei 68° R. kocht, empfanden wir und unſere Wirthe recht unangenehm in der Küche, da Hülſenfrüchte ſtets hart, und Eier ſtets weich bleiben. Die ſich daraus ergebende Höhenbeſtimmung iſt 4500 Meter oder 15,000 Fuß engliſch.

Der Bergbau erſtreckte ſich (außer einer kürzlich erworbenen Silbergrube) auf die Gewinnung von Kupfer, welches hier mit Antimon und Arſenik vorkommt; die Erze werden geröſtet, wodurch ſie von einem Gehalt von 18% auf 40% kommen, und auf Laſtthieren an die Küſte zur Verſchiffung nach England gebracht. Neuerdings

war auch zur völligen Herstellung des Metalls ein Flammofen in Bau genommen. Steinkohlen von ungewöhnlicher Trefflichkeit finden sich in der Nähe, ebenso ist das ganze Gebirge umher reich an Gold, Silber, Blei und Eisen, und der Eisenstein ist überall sichtbar; gerade das Eisen aber wird viel billiger eingeführt als hier gewonnen. Wenn es schon auffallend erscheint, daß man überhaupt im Lande des Silbers es nicht verachtet Kupfer zu gewinnen, so nimmt es noch mehr Wunder den lässigen Betrieb mancher Silbermine, ja sogar deren Verfall und den Ruin der Unternehmer zu gewahren; die Eigenthümlichkeiten des Landes aber sind der Art, daß manche Mine die in Europa das Glück des Finders machen würde, hier einen Reinertrag nicht erzielen kann: vor Allem die Lage in diesem unwirthlichen Hochgebirge, wo Arbeiter nur schwer zu erlangen sind, wo jedes Geräth, jeder Lebensbedarf mit schweren Kosten und Gefahr für die sichere Ueberkunft von der Küste herauf transportirt werden muß, wo Maschinen gar aus Europa verschrieben werden, und der Sturz eines Maulthiers mit einem wichtigen Theil der Maschine vielleicht die ganze kostspielige Acquisition werthlos macht, wo wiederum der Transport des Erzes und Metalles zur Küste mit eben so großen Kosten und Gefahren verbunden ist. Rechnet man dazu die allgemeine Indolenz der Creolen, den Mangel an Technikern

und deren hohe Anforderungen, den geringen Werth des Geldes im Verhältniß zu den europäischen Einfuhrartikeln, und daneben wieder den landesüblichen Zinsfuß von 12 Procent, so begreift man daß die Bearbeitung mancher reichen Mine unterbleibt, und daß Mancher trotz allem Erzreichthum zum armen Mann wird. Man erwähnte mir auch noch die Perfidie der peruanischen Silberadern, welche den Kenner anderer Gebirge täuschen, und oft plötzlich erlöschen wo man jahrelange Ausbeute gehofft hatte.

Für den Betrieb der Bergwerke ist man auf die Arbeitskräfte der Indianer angewiesen, und es ist zu verwundern daß diese von der Natur vernachlässigten Gebirgstrecken hinreichende Bewohner haben, da doch nur wenige Stunden tiefer Klima und Vegetation sich so sehr viel günstiger erweisen. Man darf wohl mit Pöppig diese Erscheinung auf die Eigenthümlichkeit des Incareiches zurückführen, welches so sehr durch den völligen gewissenhaften Gehorsam seiner Angehörigen charakterisirt wird, daß auch das Gebot daß das Hochgebirge und seine reichen Gruben Bewohner und Arbeiter haben sollten, willig vollzogen wurde. Für den Bestand dieser Ansiedlung läßt sich anführen, daß unter allen Zonen der Bergbewohner am zähesten an seiner engen Heimath hängt, und sich durch die größere Ueppigkeit der niedern Regionen nicht verlocken läßt die angeerbte Dürftigkeit

zu verlaſſen. So kennt auch der Indianer in den Andes nur das Leben in den Minen, und traurig zu ſagen, hat ſich dort, obgleich durch kein Geſetz gerechtfertigt, eine Leibeigenſchaft der armen Bergbewohner gebildet, die ihnen ein Aufgeben ihrer armſeligen Exiſtenz noch mehr erſchwert. Es ſcheint daß das Syſtem ſchlau gewährter Vorſchüſſe an Lohn und Lebensbedürfniſſen die Einleitung zu dieſer Abhängigkeit abgibt, welche ſich ſo weit erſtreckt daß man nicht nur die Disciplin mit dem Stock und andern Gewaltmaaßregeln handhabt, ſondern ſelbſt den Indianer der „davon läuft," d. h. der von ſeinem Rechte anderswo Arbeit zu ſuchen Gebrauch macht, mit Mißhandlungen und Einſperrung, ja ſelbſt mit Ketten heimſucht. Dieſe Armen kennen nur ein einziges Vergnügen zur Erholung von ihrer Sklavenarbeit, Berauſchung an Feiertagen, und dieſer Erholung werden namentlich die großen Saturnalien von Weihnachten zum heiligen Dreikönigstag ununterbrochen gewidmet; noch am letzteren Tage ſah ich in Matucanas einen Aufzug von betrunkenen Glücklichen, die jenen Ort in ſeltſamer Verkleidung und mit ſchallender Muſik durchtobten. Iſt Alles durchgebracht ſo kehren ſie zu ihrer Arbeit zurück, und verleben eine Zeit des Elendes und der Entbehrung bis zur Wiederkehr eines der zum Glück zahlreichen Feſttage.

Wenn man den alten Garcilaſo, die Hauptquelle

für das Peru der Yncas durchblättert, ſo ſtößt man überall auf jenen Charakter des willigen Gehorſams, der milden und weichen Sitte, und Manches davon hat ſich auch in ihrer heutigen Art davon erhalten; auch auf meiner Gebirgreiſe fand ich ſie überall freundlich, nicht wie auf dem Wege nach Cerro de Pasco nach Pöppig's Beobachtung ungaſtlich, mürriſch und dem Weißen abgeneigt; der Vorüberreiſende wird von jedem Begegnenden zuvorkommend, ja demuthvoll begrüßt, wie ich ſie denn dem Don Francisco habe die Hand küſſen ſehen. Dennoch iſt es nach allen bewährten Quellen ein tief liegender Charakterzug des indianiſchen Peruaners, daß er dem Europäer als dem Zerſtörer ſeines Yncareiches einen zwar thatenloſen und verſchloſſenen, aber unauslöſchlichen Haß widmet, der ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht eben ſo vererbt, wie die tief bewahrten und angeblich noch auf den heutigen Tag nicht verlorenen Geheimniſſe des Verſtecks alter Yncaſchätze, welche vor der Habgier der Conquiſtadoren gerettet wurden.* Dieſer zähe Haß verbürgt uns zugleich, daß in dieſem Stamm der Gebirg-

* Oft rührend, zuweilen komiſch ſind die Erzählungen aus der erſten Zeit der Berührung der ſpaniſchen Goldgier mit den harmloſen Indianern. So heißt es ſie hätten die, ohnehin ihnen neuen und wunderbaren Pferde bedauert, daß ſie Eiſen (das Gebiß) freſſen müßten, und ihnen mitleidig Gold als das ſchmackhaftere Metall gebracht. Natürlich war es den Spaniern ſehr willkommen, daß ſolcher Hafer in Menge beigebracht wurde.

bewohner, ſo roh und träg er auch dermalen iſt, noch ein nationelles Leben fortglimmt, und vielleicht zur verzehrenden Flamme für die creoliſchen Elemente des heutigen Peru werden kann. Was Tſchudi über die leichtfertige Unkenntniß des Indianercharakters bei den heutigen Gewalthabern im Lande ſagt, kann man gerne glauben, wenn man den allgemeinen kläglichen politiſchen Zuſtand betrachtet, und dieſe Leichtfertigkeit welche an eine Wahrnehmung des Wohls dieſer Bevölkerung nicht denkt, gräbt ſich wohl ihr eigenes Grab. Eine beſondere Genugthuung für den Indianer liegt darin, den Europäer gerade an ſeiner Gier nach edlen Metallen zu ſtrafen, und zahlreiche Erzählungen werden mitgetheilt, wie einzelne Eingeborene, mit verborgenen reichen Silberadern vertraut, dieſe ſelbſt zu benützen verſchmähten, aber auch durch keine Gewalt noch Zurede zur Offenbarung ihres Schatzes zu vermögen waren.

Wenn man die alten Erzählungen von den unermeßlichen Schätzen von Silber lieſt, von denen die Schatzkammer in Lima bis oben hin angefüllt war, ſo daß man beim Einzug eines Vicekönigs ganze Straßen mit Silberbarren belegen konnte, ſo verſicherte man mich doch daß die Ausfuhr jetzt größer ſei als ſonſt, nur daß ſtatt der grandioſen und der Phantaſie imponirenden Silberflotte, die nur alle halben oder Vierteljahre abſegelte, jetzt bei geſicherter Schifffahrt zahlreiche Schiffe

zu allen Zeiten den Gewinn der Bergwerke entführen. So wenig aber König Midas im Golde allein Glück oder auch nur Bestehen fand, so wenig darf man Peru für ein glückliches und reiches Land halten, weil es das Gestein welches der Mensch über Alles schätzt und erstrebt, im Uebermaaß besitzt; es ist um so ärmer an fruchtbringender Arbeit, an Thätigkeit und Betriebsamkeit und an innerem Frieden.

Ein wichtiger Vermittler der Gewinnung dieser Silberschätze ist noch zu erwähnen, und um so weniger zu übergehen, als er zu den Lieblingen des Lesepublikums schon von Robinson Crusoe her gehört — das Llama. Dieses Thierchen verdient nicht nur wegen seines zierlichen Wesens, sondern auch wegen seiner großen Wichtigkeit für die Hochgebirge alle Beachtung; man trifft es in den oberen Berggegenden zu Hunderten an, es wird in eigenen Gestüten bei Cuzco in großer Zahl aufgezogen, und dann die Männchen, welche allein lastbar sind, an Ort und Stelle zu dem geringen Preis von 4 bis 5 Dollars verkauft. Seine Fütterung macht gar keine Kosten, denn dieses willigste und genügsamste aller Thiere sucht sich in den Bergen die kümmerlichste Nahrung selbst zusammen, und wenn der Eigenthümer seiner bedarf so wissen die Indianer die überall zerstreute Heerde dennoch leicht zusammen zu pfeifen und zu treiben. Man benützt es fast ausschließlich zum

Erztransport; ein flacher Sack mit der Laſt, die nicht über 100 Pfund betragen darf, wird jedem auf den Rücken gebunden; eines Zaumes bedarf es nicht, denn die ganze Heerde folgt der ſchön geſchmückten und mit Schellen behangenen Madrina, dem Leitthier willig nach; es gewährt einen eigenen, höchſt anmuthigen Anblick einen ſolchen Zug vorbei defiliren zu ſehen; mit hoch erhobenem Halſe, mit den klugen Augen munter und neugierig um ſich blickend, ſchreiten ſie leichten Ganges einher; man ſieht ihnen an, daß ſie nicht wie ein unſeliger Eſel der Laſt erliegen, ſondern mit Maaß beladen ſind, und der Kopfputz aus rothen Troddeln, den man der Madrina um Geſicht und Ohren windet, nebſt der aufrechten Haltung und den ſchönen Augen, erinnert unwillkürlich an den Aufzug einer ſchön geputzten, wenn auch vielleicht etwas überladenen Dame der eleganten Welt. Man hat ſie braun, grau, getigert, weiß, auch ganz ſchwarz, und durch dieſen Farbenwechſel charakteriſiren ſie ſich als völlig gezähmte Hausthiere; die Jungen, bei denen die wie bei den Füllen langen Beine mehr mit der Länge des Halſes harmoniren, ſind beſonders niedlich. Bis Lima kommen ſie nicht leicht, da ihnen die Küſtenluft eben ſo feindlich iſt, wie den Pferden und Eſeln die Veta; im Gebirg aber, wo für andere Laſtthiere kaum Futter zu beſchaffen iſt, und wo z. B. ein Eſel, der doch kaum 200 Pfund trägt, 12—14 Dollars koſtet, iſt ihre

Nützlichkeit so groß als ihre Verwendung, und nicht ohne Verdienst ist das Llama in die Wappen von Peru und Bolivia aufgenommen. Seine Ausfuhr ist verboten.

Wo Deutsche sich niedergelassen haben, da kann man gewiß sein daß sie sich mit der Natur und dem Charakter ihrer neuen Heimath vertraut gemacht haben, und wie ich z. B. in Westindien mich oft über die klägliche Unbekanntschaft der Colonisten mit dem was sie täglich in der Nähe haben, verwundert habe, so wird der wißbegierige deutsche Reisende bei Landsleuten selten vergebens nach den Merkwürdigkeiten des Ortes fragen. So hatten denn auch jene drei Deutschen neben ihrem Beruf sich die eifrige Durchforschung der Gegend angelegen sein lassen, und ich verdanke ihnen insbesondere einen Ausflug auf die Höhen, der mir unvergeßlichen Genuß bereitete.

Um nicht in die Tücke der nachmittägigen Gewitter zu verfallen, verließen wir mit Tagesanbruch Morococha, und ritten auf trefflichen berggewohnten Maulthieren entlang den Seen nach der Höhe zu. Schon an diesen Seen bot sich Interessantes in dem verschiedenartigen Wassergeflügel; einer unserer Wirthe war so glücklich sich anzuschleichen und eine große Anden-Gans mit rothem Schnabel und Füßen geschickt zu erlegen. Ueberlaut keuchend kam er zurück, da er im Triumph über den glücklichen Schuß etwas schneller gegangen war

als zuträglich ist. Nicht lange darauf sahen wir auch mehrere Vicuñas, jenes dem zahmen Llama ähnliche Bergthier, welches sich in den höchsten Bergen aufhält und der kostbaren Wolle wegen so hoch geschätzt wird; dieses Thierchen, dem Llama ganz ähnlich, aber kleiner und rehfarbig, ist harmlos und sehr scheu, hat aber daneben die ihm verderbliche Eigenschaft einer großen Neugier; so kam es denn auch daß einige Vicuñas unsern Zug erspähten, und zwar sofort mit ihrem klagenden eigenthümlichen Laut entflohen, sich aber auf verschiedenen Felsenspitzen wieder zeigten, uns zu betrachten. Einige Schüsse hatten leider nur die Folge sie zu verwunden, und zu folgen war schwer, um so mehr als die Vicuña so zäh ist als die Gemse, und selbst schwere Verletzungen übersteht. Den Tag vorher war die Jagdgesellschaft glücklicher gewesen, und ich sah das schöne Fell des Thieres, dessen braune Wolle so dicht wie die feinste Merinowolle ist; auch das Fleisch wurde gegessen. Wir stiegen nun immer höher, und mochten uns reichlich 1000 Fuß über Morococha erhoben haben, als sich ein großes Plateau vor uns aufthat, über eine Stunde lang und fast so breit. Vor uns die große Hauptkette der Andes, die Cordillera im engern Sinn, und auf ihr, sich steil aus der Fläche des Plateau's erhebend, der mächtige Puipui; wohl 1000 Fuß steigt dieser großartige Gipfel aus der Fläche des Plateau's fast

senkrecht empor, und die Steilheit seiner Wände in dieser Region läßt den Schnee nicht haften; darüber aber steigt eine Pyramide ewigen Schnees auf, die ich nach dem in den Schweizeralpen gelernten Maaßstab auf 4000′ kühnlich tariren darf. Der Puipui ist dem Auge nach der höchste unter seinen umliegenden Rivalen, seine majestätische Form erinnerte mich lebhaft an die Jungfrau im Berner Oberland, und auch er endigt oben in eine kleine steile Pyramide. Seine Besteigung möchte wohl unmöglich sein, sowohl wegen seiner Steilheit als wegen der Veta, die schon an seinem Fuß fast unerträglich war. Tschudi widerlegt den Glauben daß die Andes in dieser Breite keine Gletscher haben, und schon das weißliche Wasser des Rimac deutet auf Gletscherursprung, während sein Nebenarm, an dem wir hinauf gereist waren, die gewöhnliche trübe Farbe reißender Bergströme hatte. Daß der Puipui auf der Seite nach Osten keine Gletscher hat, scheint schon durch den Mangel an Schluchten in seiner Struktur bedingt, wohl aber gewahrten wir am Ende seiner Schneepyramide, wo dieselbe an die senkrechten kahlen Wände stößt, hohe blaue Eisbollwerke, die doch Gletscher sein mögen. Unter den nahen Gipfeln ist der Yanachinca (im Indianischen Schwarznase) bemerkenswerth; seine zwei spitzigen Hörner erinnern an die Aiguilles in Chamonix, und sind wie diese theilweise von Schnee entblößt.

Da die ganze Gegend von Morococha erſt ſeit der Belebung der dortigen Bergwerke bekannter geworden iſt, ſo mag ſie wohl von wiſſenſchaftlichen Reiſenden noch wenig durchforſcht, und namentlich der Puipui ihrer Aufmerkſamkeit entgangen ſein, auf die er als ein Gipfel von unzweifelhaft ſehr bedeutender Höhe allen Anſpruch hat. Morococha, welches einige hundert Fuß tiefer als der Paß von Antarangra liegt, zu 15,000′ angenommen, glaube ich jenes Plateau dicht am Fuß des Puipui zu 16,000 taxiren zu können, welche Höhe auch mit dem nahen Andenpaß von Piedra parada, welcher höher als der von Antarangra, nämlich 16,008′ nach Tſchudi iſt, übereinſtimmt. Für die Höhe des Puipui über dem Plateau habe ich freilich nur die Angabe des Augenmaaßes, aber es ſollte mich nicht wundern wenn er mit dem Chimborazo wetteifern dürfte, mithin die 21,000′ wirklich hätte, die ich ihm zugeſtehe.

In einer Entfernung von 20 Leguas erblickten wir öſtlich die zweite niedrigere Cordillera, in ihr einen ſchneebedeckten Gipfel, den meine Wirthe mir als den Apuwaiwai bei Yuracmayo und Varibamba bezeichneten; am jenſeitigen Abhang dieſer Kette beginnt der reiche Landſtrich der Montaña, und wenn je nach menſchlicher Art der Anblick von Bergen in blauer Ferne mein Herz mit Sehnſucht erfüllte, ſo war es hier, wo die ganze unerforſchte Tiefe Südamerika's vor meiner

Phantasie da lag. Von dieser Montaña wußte Hr. Klee, ein weitgereister Mann, der dort lange Zeit, zum Theil mit dem Naturforscher v. Tschudi lebte, noch Manches zu erzählen, was meine Sehnsucht in jene Gegenden hinabzusteigen nur erhöhte.

Ein Condor schwebte in fast unabsehbarer Höhe noch über unserm hohen Standpunkt, und ich schätzte mich glücklich auch dieses Wunder der Andes erblickt zu haben; meinen Begleitern war dieser Anblick vertraut, und sie bestätigten mir die bekannte Thatsache daß der gefräßige Condor, von seinem Raub gesättigt, so schwerfällig wird, daß er sich nicht erheben kann und erst zu einem Abhang hüpfen muß, von dem er sich herunter fallen läßt um die Flügel ausbreiten zu können. Wir sahen auf diesem Ausfluge über Erwarten viel Thiere der höheren Ordnungen, eine große Art Rebhühner, wilde Enten, mancherlei Stelzvögel, kleine Raubvögel, Spechte u. s. w.; auch erlegten wir mehrere Vizcaches, ein langschwänziges kaninchenartiges Nagethier, das in dem Steingeröll auf jenem Plateau haust; ihrer grauen dem Steine gleichen Farbe wegen sind sie anfangs schwer zu erblicken, und das angeschossene Thier entzieht sich leicht durch die Flucht in seine Höhle weiterer Verfolgung. Selbst Rindvieh und Schafe weiden in diesen hohen Thälern unter einem kümmerlichen rasenartigen Pflanzenwuchs; hier fand ich auch unser heimathliches

Gänseblümchen. Auf dem Rückwege hatten wir sorgfältig jene flach scheinenden sumpfigen Lagunen, ein wahres Kennzeichen dieser Plateau's zu vermeiden, welche unsere Wirthe sehr passend „übertünchte Gräber" nannten; wir gelangten zu der Stelle zurück wo wir die Maulthiere gelassen, und wandten uns wieder nach Morococha zu.

Ich habe hier noch eine Beobachtung einzuschalten, welche ich zwar anfangs als anerkannten Sätzen widersprechend mit großem Mißtrauen betrachtete, welche ich indeß in völliger Unbefangenheit seiner Zeit gemacht habe. Ich fand nämlich in jenen beträchtlichen Höhen nicht nur keine Abnahme des Schalls, sondern vielmehr eine erhebliche Verstärkung desselben; wir konnten uns ohne andere Beschwerde, als die welche die Veta unsern Lungen bereitete, in jeder mäßigen Entfernung verstehen, und der Knall der Gewehre erschien mir auffallend laut, eben so wie das Rollen des Donners bei den Gewittern am Nachmittag. Die dort heimischen Deutschen bestätigten meine Beobachtung, und so finde ich auch bei Pöppig die Angabe von einer „dem Gehör fast schmerzlichen Gewalt der Donnerschläge" (II, 65). Ob wohl bei den entgegenstehenden auf europäischen Bergspitzen gemachten Beobachtungen der Mangel an Widerhall eingewirkt hat? — Ich verdanke dem Freiherrn Alexander von Humboldt die Aufforderung dies

Scherflein einer unbefangenen Beobachtung getroſt auf den Altar der Wiſſenſchaft niederzulegen.

Bei der Rückkehr griff mich die Veta gewaltig an; ich hatte ihr namentlich beim Jagen rückſichtslos Trotz geboten, und nun ſtürmten Schwindel, Athemloſigkeit, Kopfſchmerz, Uebligkeit ſo auf mich ein, daß ich mich ergeben und einige Stunden faſt beſinnungslos auf dem Bette liegend zubringen mußte. Wenn ſchon dieſe peinlichen Zufälle wenig einladend für einen längern Aufenthalt waren, ſo machten auch meine ferneren Reiſeplane mir denſelben leider unmöglich, und ich ſetzte die Rückreiſe auf den nächſten Morgen feſt, zur großen Freude des mitgenommenen Deutſchen, der von dem Veta hart ergriffen in den zwei Tagen gar nicht zum Vorſchein gekommen war, und ausſah wie ein Geſpenſt. So waren wir am 9. Januar früh wieder unterwegs, und begrüßten mit höchſt angenehmen Empfindungen die Zeichen zunehmender Wärme, wie ſie auf dem Wege raſch einander folgten, und die dichtere Luft, welche unſere Lungen wieder anzufüllen vermochte. Trotz aller dieſer Beſchwerden war jedoch der Reiz dieſer Gebirgreiſe, auf der man in zwei Tagen faſt alle Zonen durchwandert, ein unendlich großer, deſſen Erinnerung ich mit nichts vertauſchen möchte; freilich geſtehe ich daß gerade in dieſer Rückreiſe der Hauptreiz lag. Schon denſelben Abend erreichten wir Cocachacra nach einem ſcharfen Ritt

von mehr als 16 Leguas oder Wegstunden, bei dem überdies 10,000 Fuß Senkung von der Kammhöhe der großen Cordillera herab in Betracht kommen. Man gewöhnt sich bald an diese starken Touren, und weder wir noch unsere Maulthiere waren übermüdet. Schlimmer erging's mir am zweiten Tage; denn nachdem wir auf halbem Wege in Chaclacayo in bester Laune Mittag gehalten, ergriff mich auf der Weiterreise plötzlich ein Anfall meines Wechselfiebers, dem ich eine Zeitlang zwar zu trotzen versuchte, der mich aber bald zwang in die erste beste zum Glück nahe Hacienda am Wege einzulenken, wo ich kaum noch die Kraft hatte mich vom Pferde gleiten zu lassen und den herbeikommenden Bewohnern das verhängnißvolle Wort »terciana« zu stammeln. Das genügte auch diesen gastfreien Leuten, welche mir sofort warme Limonade bereiteten und mir ein Lager anwiesen, auf dem ich den Fieberanfall aushielt und in einem zweistündigen Schlafe die rasche scheinbare Genesung fand. Diese Einkehr von Reisenden die auf der Landstraße von der Terciana überfallen werden, ist in der That eine Alltäglichkeit in Peru, das neben der Heimath der Chinarinde auch die der bösartigsten Wechselfieber ist. Hausmittel, wie jene sehr wohlthätige Limonade sind sofort zur Hand, weniger wird man sich mit der diätetischen Vorschrift des Peruaners befreunden, daß man beim Fieber nicht nur sechs Wochen lang kein

Waſſer trinken, ſondern ſich nicht einmal waſchen ſoll; ich ſchämte mich ſchon genug der gezwungenen Unreinlichkeit in Morococha. Erbärmlich ermattet ſtieg ich nach jener Zeit wieder aufs Pferd, und begreife kaum wie ich die Kraft hatte noch ſechs Stunden Weges bis Lima, wo wir uns obendrein noch verirrten und dabei in eine wegen Straßenraubs berüchtigte Gegend kamen, zurückzulegen; im Kampf mit den Strauchdieben hätte ich in dieſem Zuſtand ſchwerlich viel Ehre eingelegt. Tröſtlich war mir der Anblick der bekannten Umgebungen der Stadt, und recht mir zu Gefallen war die Gegend nebelig, und die untergehende Sonne gab in dieſer Atmoſphäre den Gebirgen ein täuſchendes Colorit, hinter dem man ihre gewöhnliche Kahlheit nicht bemerkte.

Zwölfter Abschnitt.

Rückblick auf Amerika — Reise über den stillen Ocean.

Wenn ein Stein einmal im Rollen ist, so ist es schwer sein Ziel zu bestimmen; die Wahrheit dieses alltäglichen Satzes erprobte ich an mir selbst, als ich nach Lima zurückgekehrt mich umschaute, wohin ich nun meine Schritte wenden sollte. Meinen leider so wenig wissenschaftlichen Reisezwecken entsprach es mich vom Zufall oder der Laune leiten zu lassen, und wenn ich auch nie davon geträumt hatte meine Fahrten über Amerika hinaus auszudehnen, so lag mir doch selbst auf dem neuen Continent ein allzu weites Feld offen; die Wahl hatte mir oft wehe gethan, jetzt indeß fand ich sie durch äußere Umstände in unerfreulicher Weise beschränkt. Ich gedachte nach Valparaiso zu gehen, aber mein ursprünglicher Plan von dort durch die Pampas von La Plata zu Lande nach Buenos Ayres zu reisen war bei den damaligen Verwicklungen mit Rosas nicht möglich; die

beschwerliche und kalte Reise um Cap Horn war an sich wenig lockend, um so weniger als ich auch so keine Hoffnung hatte nach dem zur See blockirten Buenos Ayres zu gelangen; dennoch war ich schon halb entschlossen jene Seereise zu unternehmen, auf der Ostküste noch Brasilien zu besuchen und über die Vereinigten Staaten und Mexico, das ich ebenfalls wegen seiner politischen Zerrüttung im Jahr 1845 hatte meiden müssen, zurückzukehren. Da begab es sich, daß die kleine Handelswelt im Hause meines Gastfreundes Herrn Rodewald durch die Ankunft des Schiffes aus China, welches diesem Hause alljährlich Seidenwaaren und andere Artikel von dort brachte, in Bewegung gesetzt wurde; dieses Schiff wurde der Gegenstand des allgemeinen Gesprächs, und erst im leisen Scherz, zuletzt im völligen Ernst wurde ausgemacht, daß ich nicht besser thun könne als die seltene Gelegenheit zu benutzen und mit nach China hinüber zu fahren. Es pflegte der Verkehr zwischen der Westküste von Südamerika und dem fernen Orient sich auf dieses eine Schiff zu beschränken, und der Handel wurde so geheim gehalten daß dasselbe nicht einmal Briefe, geschweige Passagiere mitnahm; gern machte man jedoch mit mir eine Ausnahme, und ehe ich selbst völlig zum Bewußtsein dieser gewaltigen Aenderung in meinen Reiseplanen kam, war meine Passage unwiderruflich genommen und der Tag der Abreise festgesetzt. Wir hätten

am 16. segeln können, aber eine so weite und abenteuerliche Fahrt an einem Freitag zu beginnen, wollte Herr Rodewald in freundlicher Sorge für mich nicht verantworten, und er entließ den Capitain erst am 18. Januar, Sonntag, an welchem Tage ich, von meinem liebenswürdigen Gastfreund bis an Bord im Hafen von Callao begleitet, wohlgemuth mein Schicksal dem stillen Ocean und dem trefflichen Schiff Lark, Capitain Tibbits anvertraute. Es waren gerade anderthalb Jahre seit meiner Abreise von Haus am 18. Juli 1844 verflossen.

Es ist der alltägliche Glaube daß Amerika auf der Erdkugel dem europäischen Continent ungefähr gegenüber liege, daß hier Tag sei wann dort Nacht, während in Wirklichkeit die Sonne in New-York und Lima nur 6 Stunden später aufgeht als in Wien und Berlin, und diese Orte mithin nur um 90° des Erdumfangs nach Westen und Osten differiren. So lehrt denn auch ein einfacher Blick auf den Globus, daß der stille Ocean zwischen Südamerika und China eine unverhältnißmäßig größere Breite hat als das atlantische Meer, und Hongkong liegt in der That nahezu bei den Antipoden von Callao. So nahm der Capitain auch eine Reise von 10,500 Seemeilen oder 2625 deutschen Meilen an, eine ungeheure Strecke, die jedoch wie jede direkte Fahrt von Hafen zu Hafen als ein gebahnter Weg erscheint.

Eine andere Eigenthümlichkeit der Seereisen, völlige Veränderung der Umgebung ohne daß ein Uebergang dazwischen läge, sollte mir auf dieser Fahrt recht grell in die Augen leuchten; ein größerer Contrast ist nicht denkbar, als zwischen dem neuen, nur durch Colonisation an seinen Küsten halbwegs civilisirten, dünn bevölkerten, in der ersten Epoche seiner Kulturgeschichte begriffenen amerikanischen Continent, und zwischen dem uralten, übervölkerten, in der zweiten Kindheit angelangten China, zwischen Landstrichen wo Alles europäisch ist, und dem Lande das ohne Berührung mit Europa in allen wichtigsten Fortschritten mit uns wetteifert, ja uns vorangegangen ist. Wenn schon wir die Brücke zu diesem Lande schwer finden, wie viel mehr fehlt sie dem jungen Amerika, und so war denn auch diese Seefahrt ein entscheidender Abschnitt in meiner Reise, der mich zu einem Rückblick auf den Continent den wir nun verlassen, wohl schicklicher Weise auffordert.

Um Amerika in zwei Worten zu charakterisiren, kann man sagen es sei ganz Colonie, und in der That hat die Kultur welche seine Entdecker dort vorfanden so wenig Kraft im Zusammenstoß mit der unsrigen bethätigt, daß von anderer Kultur als europäischer in den folgenden Jahrhunderten keine Rede mehr sein konnte. Eben so schnell aber wie sich diese Colonisation des alten Europa ausgebreitet, eben so schnell hat dieselbe auch

die Grenze ihrer Entwicklung erreicht, und schon das jetzige Geschlecht ist Zeuge von einer Gestaltung der Dinge, welche jenen Colonialcharakter in kurzer Frist ganz verwischt haben wird. Es liegt auch im Wesen des Colonialsystems, daß das Interesse des Mutterlandes auf das Wohl der Colonie stets mehr oder weniger despotisch einwirkt und somit den Patriotismus schwächen wird, und die erstarkte Colonie wie die welcher es übel geht, werden den Wunsch nach unabhängiger Wahrnehmung ihrer eigenen Interessen gleich lebhaft empfinden.

Während auch die letzten Reste von einst reichen und werthvollen Colonien entweder sich losgerissen haben oder nur mit peinlicher Anstrengung festgehalten werden, noch andere nur noch eine Last des Mutterlandes sind, erklärt die erste dieser Abtrünnigen, die nordamerikanische Republik bereits laut ihren Willen, daß der neue Continent nicht mehr fremden Herren unterthan sein solle. Die Macht dieses in voller Jünglingskraft stehenden Staates seinen Willen durchzusetzen ist unbestreitbar, seine so stetig als reißend zunehmende Entwicklung verheißt großartige Erfolge, und bald wird er nicht nur dem ganzen neuen Continent, sondern vielleicht allen Nationen Gesetze vorschreiben. Zwar wollen wir bei solchen Vorhersagungen nicht blind gegen die Gefahren sein, welche dem Bestand jedes ungemessen großen Reiches, und den Vereinigten Staaten insbesondere drohen; jeder

Machtbesitz jedoch dessen diese mit Weisheit und Mäßigung sich erfreuen werden, hat Anspruch auf unsere Sympathie als eines stammverwandten Volkes, dessen Geschicke zugleich die von Millionen unserer Landsleute mit umschließen. Wir dürfen im wahrscheinlichen glücklichen Fall den Vereinigten Staaten die Ausdehnung bis an die Grenzen prophezeien, welche die Natur der kaukasischen Race überhaupt gesetzt hat; was mir jenseit dieser Grenzen von übel angebrachten Nachahmungen einer Verfassung sehen, die ganz wesentlich auf der Tüchtigkeit aller Einzelnen beruht, ist wenig erfreulich, und es ist schwer die Zukunft von Ländern zu prophezeien, wo man nirgends einer Regung von Kraft begegnet. Wir haben bereits einige Blicke auf Nueva Granada wenigstens flüchtig geworfen, ein klägliches Bild des politischen Zustands von Peru gesehen, und die allgemeine Lage dieser ehemaligen spanischen Colonien, deren Hülfsquellen nur noch dazu vorhanden scheinen eine Umwälzung nach der andern zu nähren, ist weltkundig. In Mexico haben sie mit ihrem Kaiser Iturbide begonnen, den sie bald todtgeschossen haben; in neuerer Zeit haben sie ihren Santa Ana, den sie einmal als Tyrannen verjagen, dann wieder als ihren tüchtigsten Mann zurückberufen; in Guatimala haben Zwistigkeiten der Orthodoxen und Liberalen das Land mit den ärgsten Greueln heimgesucht, während bald die eine Partei, bald die andere

die Macht zur Verfolgung der Gegner in Händen hatte; Ecuador hat noch in dem Jahr wo ich in Südamerika war, in einer Revolution das Blut seiner besten Bürger vergossen — so sagt die Partei der Erschlagenen, und so wird die Gegenpartei sagen, wenn die Zeit der Rache für die andere gekommen ist. Ueberall ist die den Spaniern abgerungene Freiheit nur den ehrgeizigen Parteihäuptern, deren Spielball die oberste Würde im Staat ist, zu Theil geworden, während das Volk nur seinen Herrn gewechselt hat, und in diesen endlosen Bürgerkriegen und Gewaltthaten das weit näher liegende und werthvolle Gut der Sicherheit von Person und Eigenthum eingebüßt hat. Unter den hundert Beispielen gesunkenen Wohlstands die selbst die flüchtigste Bekanntschaft mit jenen Ländern gewährt, citire ich nur die eine für wahr verbürgte Thatsache, daß Mexico noch in den zwanziger Jahren über 200 Häuser hatte die vier bis fünf Millionen Dollars besaßen, um das Jahr 1845 nur noch acht.

Während man in der unvermeidlichen Entartung des Europäers in den Tropen den wesentlichsten Grund dieser traurigen Zustände suchen muß, begegnen wir in den außertropischen Ländern Südamerika's einem ganz andern Leben. So verspricht namentlich Chile eine erfreuliche Blüthe, und der Namen „Engländer Südamerika's," welchen man den Chilenos beilegt, ist ein

rühmendes Zeugniß für ihre Betriebſamkeit; auch hat Chile ungleich weniger Regierungswechſel erlebt. La Plata iſt ebenfalls außertropiſch, und an Bethätigung von Kraft hat es dort nicht gefehlt, die jedoch unter der Dictatur von Roſas mehr als blutige Wildheit aufgetreten iſt. Ich habe ſtets Anſtand genommen in das Verdammungsurtheil des großen Haufens gegen dieſen jedenfalls merkwürdigen und begabten Mann auf einſeitige Zeugniſſe ſeiner Feinde hin einzuſtimmen; neuerdings verdanken wir indeß dem Beſchreiber der Reiſe der däniſchen Corvette Galathea eine unparteiiſche Schilderung der Roſas'ſchen Gewaltherrſchaft, welche deren Aufhören allerdings als ein Glück erſcheinen läßt. Daß Terrorismus dort beſtand, kann freilich Niemanden zweifelhaft ſein der je auch nur ein Zeitungsblatt von Buenos-Ayres geſehen, wo jedes Blatt, ja jede Annonce, ſei es ſelbſt für Kauf und Verkauf, oder Theater oder gar fromme Zwecke * unabänderlich die blutdürſtige Ueberſchrift trägt: Viva la Confederacion Argentina! Muéran los salvages unitarios! Ob dieſer blutdürſtige Charakter nur in Roſas gelegen hat, und ob die Nation die Kraft welche ſie unzweifelhaft beſitzt, nunmehr auf eine friedliche und

* Ich beſitze ſelbſt eine Zeitung, wo nach jenem ſcheußlichen Motto ein Kreuz, dann die Buchſtaben I. H. S. und dann ein »aviso a los fieles Cristianos« folgt, worin zu geiſtlichen Uebungen für Frauen aufgefordert wird!

humane Entwicklung lenken wird, muß die Zukunft lehren; einstweilen ist auch dort seit Rosas' Verjagung Revolution auf Revolution gefolgt.

Als besonderes Merkmal der Ungesundheit Südamerika's sind die Kriege der einzelnen Staaten unter einander, welche nicht selten vorkommen, zu erwähnen. Wenn in unserem Europa die in beengender Nachbarschaft zusammenlebenden Nationen Reibungen nicht vermeiden können, und die modernen Friedensfanatiker mit Recht verlacht werden, so entschuldigt das doch wahrlich nicht diese muthwilligen Feindseligkeiten und Anfälle zwischen Ländern deren jedes für seine Bevölkerung übergroß ist, und die schon ihren republikanischen Principien nach an gar nichts anderes denken sollten, als dieser Bevölkerung Ordnung, Sicherheit und Wohlstand zu gewähren, woran noch der kläglichste Mangel ist.

Durch die Beibehaltung der monarchischen Form hat sich Brasilien vor manchen der Gefahren bewahrt, von denen die übrigen südamerikanischen Colonien heimgesucht sind; doch fehlt es auch dort nicht an politischen Erschütterungen in dem übergroßen Reiche, und keinen Falls durchdringt das Ganze diejenige Ordnung, aus welcher allein die Blüthe eines Landes sich entwickeln kann. Niemand hat dies trauriger empfunden als die zu wiederholten Malen dorthin verlockten deutschen Einwanderer, deren Schicksal eine ernste Warnung für die

enthält die nicht absichtlich blind und taub sein wollen.

Der Theil Amerika's von welchem ich fast am längsten den Leser unterhalten habe, Westindien, tritt bei der Betrachtung des Ganzen am meisten zurück; seine Nähe von Europa, seine bequeme Theilbarkeit in vieler Herren Besitz und die Bewirthschaftung durch Sklavenhände haben ihm einen Zeitraum hindurch eine hervorstechende Wichtigkeit gegeben, aber gerade hier und hauptsächlich aus der Unnatürlichkeit des Sklavenhandels hat das Colonialsystem am raschesten sein Ende erreicht, und diese vom Continent abgetrennten Inseln, die kleineren besonders, scheinen bestimmt aus der Kulturgeschichte wiederum zu verschwinden, und wieder den Rang einzunehmen der ihnen ihrer Natur nach gebührt.

Ich habe wiederholt, und mit einem dem gleichgültigen Leser vielleicht übertrieben scheinenden Eifer meine Ueberzeugung ausgesprochen, daß der Deutsche und überhaupt der Europäer nicht dazu geschaffen ist die arbeitende Klasse, das eigentliche Volk der tropischen Länder zu bilden, nicht minder habe ich darzuthun gesucht, daß der Europäer in solchen Lebensverhältnissen die ihm Schonung gestatten, dennoch entartet, und daß die für diese reichen Länder geschaffenen Racen weder Trieb noch Fähigkeit besitzen eine höhere Kultur sich anzueignen. Es führt indeß die Betrachtung dieser

Thatſachen, deren Wahrheit kein unbefangener Kenner der Tropenwelt läugnen wird, zu einer ſeltſamen Frage an das Schickſal, ob wirklich dieſe Länder welche das Paradies auf Erden darſtellen, mit der Pracht und dem Reichthum ihrer Vegetation, mit der Gunſt eines ewigen Sommers, nur geſchaffen ſein ſollen um ein Paradies der Faulen zu ſein, um von Affen oder höchſtens von Botokuden genoſſen zu werden? Jahrhunderte und Jahrtauſende mögen hingehen, bevor eine ſo vorwitzige Frage praktiſch wird; lösbar aber wird ſie nur durch eine weſentliche Veränderung in der phyſiſchen Beſchaffenheit unſerer jetzigen Racen werden, insbeſondere der unſrigen, welche doch am Ende Hinreichendes in der Welt geleiſtet hat, um auf die Theilnahme an dieſem Eldorado der Zukunft Anſpruch machen zu dürfen.

Ein Volk beginnt jetzt am Horizonte Amerika's aufzutauchen, das zahlreich und begabt genug iſt um einen wichtigen Faktor in deſſen Kulturgeſchichte abzugeben — die Chineſen. Die Bahn des Verkehrs und insbeſondere auch der Auswanderung iſt gebrochen, und wird in einem ſo ſtark übervölkerten Lande lebhaft betreten werden; der Chineſe, obgleich dermalen durch den widrigen Beamtendeſpotismus durch und durch erniedrigt und verderbt, beſitzt geiſtige Fähigkeiten und Betriebſamkeit in einem Maaße, deſſen ſelbſt der Europäer ſich nicht zu ſchämen braucht, und es werden vielleicht nicht

viele Jahre vergehen, bis die Westküste Amerika's von chinesischen Einwanderern eben so überschwemmt sein wird, als die Ostküste von Europäern. Dabei hat das südliche China ein Klima, welches seinen Bewohner zum Anbau von Landstrichen geeignet macht von denen der Europäer ausgeschlossen ist.

Schließlich noch einige Worte über England, dessen „Polypenarme" auch in Amerika oft fühlbar werden, wenngleich es in unverkennbarer Weise sich von dort zurückzieht, und die Colonien welche so lange seinem Interesse dienstbar gewesen, ihrem guten oder üblen Schicksal überläßt. Von der Abneigung nicht zu reden welche in Nordamerika die Rivalität nährt, so ist England auch im ganzen übrigen Amerika von Herzen gehaßt. Wenngleich die Losreißung der spanischen Colonien sich aller Sympathie der Engländer erfreute, welche dabei einen Markt zu gewinnen hoffen durften, so ist doch gerade von diesen neu entstandenen Staaten keiner, der nicht über Anfechtungen englischen gewaltthätigen Uebermuthes leidenschaftliche Klage zu führen wüßte. Uns kann dies nicht Wunder nehmen, die wir noch neuerdings die empörende Mißhandlung des armen schwachen Griechenlands mit angesehen haben, und eben jetzt die Früchte verruchter Verschwörungen genießen, welche wider alle Sitte und Pflicht civilisirter Völker unter dem Schutze Englands ausgeheckt werden. Und dennoch möchten wir

gerade jetzt, wo der gerechte Unwille leicht zu einem einseitigen Urtheil verleiten könnte, England in Schutz nehmen, sei es auch nur mit der Behauptung daß seine Fehler eben so großartig sind wie seine Tugenden. Jene Fehler, und besonders jener Uebermuth, der nach Art der alten Römer und — modernen Chinesen in allen fremden Nationen nur Barbaren erkennt, verdunkeln manche Lichtseite; daß ich für die letzteren nicht blind bin, gedenke ich bei der Beschreibung meiner Reise durch Indien darzuthun, wo ich die Engländer nicht nur bewundern gelernt, sondern lieb gewonnen habe, so lieb daß ich ihnen aufrichtig die Erkenntniß eines Irrweges wünsche, der sie selbst unfehlbar ins Unglück führen wird wenn sie auf ihm beharren.

Auf jener Reise war es mir ein sehr behagliches Gefühl zu einem Abschluß mit Amerika, oder wenigstens mit denjenigen amerikanischen Eindrücken die innerhalb meines Horizontes lagen, kommen zu können. Das Reisen durch Landstriche, deren jeder die Aufmerksamkeit des Besuchers vollständig in Anspruch nimmt, um so mehr wenn er keine Hoffnung hat sie ein zweites Mal zu sehen, die Aufgabe auf Alles zu achten und die Augen fortwährend offen zu halten, selbst wenn man sie vor Ermüdung oder vor Widerwillen schließen möchte, und jede Rast von Körper und Geist als einen Raub an dem Zweck der Reise zu betrachten, diese andauernde

Spannung läßt den Zeitpunkt der Ruhe die eine Seereise bringt, stets als eine erwünschte Unterbrechung und Erholung erscheinen. Eine Seefahrt gewöhnlicher Art bringt sehr wenig äußere Anregung, und wenn man gar der einzige Passagier ist, so fehlt es dem der sich nach Ruhe und Stille sehnt, an beidem nicht. Bald war ich dahin gelangt daß ich die Hälfte der langen Reisezeit mit Schlafen zubrachte, den übrigen Theil des Tages an einem erwählten Plätzchen auf Deck solche geistige Nahrung zu mir nahm, wie sie sich in der Schiffsbibliothek oder in den Buchhandlungen Lima's hatte auftreiben lassen. Bald war ich in Victor Hugo vertieft, dessen haut goût für den abgestumpften Gaumen eines Seereisenden gerade paßt, bald wusch ich in den sanften Fluthen Friederike-Bremer'scher Gefühle die Eindrücke jener Schauderscenen wieder ab, von denen man obendrein in der Nacht schwere Träume bekam. Doch ich will hier keine Literaturgeschichte schreiben, und führe diese Extreme nur als ein Beispiel der regellosen Leserei an, auf welche der Reisende zur See manchmal geräth; zu ernster Beschäftigung bringt man es leider ohnehin nicht.

Die Lark von New-Bedford war ein amerikanischer Dreimaster, von der Gattung welche Barke genannt wird, und sich durch unvollkommene Ausrüstung des Hintermastes charakterisirt; sie hatte 286 Tonnen

und 100 Fuß Länge, und war ſonach eher klein als groß. Urſprünglich für den Kaffeehandel mit Rio beſtimmt, hatte ſie nur den kleinſten Raum für Paſſagiere, und wiewohl mehrere Kojen vorhanden waren, war doch der Platz für den Capitain und mich gerade hinreichend, um ſich auf einer ſo langen Reiſe behaglich auszubreiten. Unſern Tiſch theilte der erſte Steuermann, ein ſtiller und artiger Menſch von untergeordneter Bildung, unterdeß hatte der zweite Steuermann Wache auf Deck und konnte erſt ſpäter zu ſeiner Mahlzeit gelangen; ſo oft ich den wackern Mann in die Kajüte herunter ſteigen und die Ueberreſte unſeres Mahls kläglich von den Schüſſeln zuſammenſcharren ſah, fühlte ich mich von ſocialiſtiſchen Gedanken ſtark angefochten, mußte mir indeß geſtehen daß das Vorkommen ſolcher Rangunterſchiede ſelbſt auf einem Schiff der amerikaniſchen Republikaner ein nicht eben ſchwaches Argument für ihre Nothwendigkeit war. Unſere Koſt war vortrefflich, da wir an friſchem Fleiſch auf der ganzen Reiſe keinen Mangel litten, und nur Einmal in der Woche aus Vorſorge Salzfleiſch aßen. Ueberdies hatte ich in Lima Sorge getragen von den bekannten hermetiſch verwahrten franzöſiſchen Leckereien die man ſelbſt am Ende der Welt vorfindet, Einiges anzuſchaffen, eingedenk der Erfahrung daß der Seereiſende für wenig Höheres empfänglich bleibt als für Tafelfreuden: durch ein komiſches

Mißverſtändniß erwies ſich aber mein ganzer Vorrath aus eingemachten Trüffeln beſtehend, und ich habe mir die edlen Pilze während jener Reiſe auf viele Jahre zum Ueberdruß gegeſſen. Für Wein hatte ich zu ſorgen; jeden Sonntag, bei allen Geburtstagen und ſonſtigen ſchicklichen Gelegenheiten und Vorwänden* wurde eine Flaſche beſſerer Wein geleert, dann ein Zettel mit allem erdenklichen Unſinn hineingepfropft und den Wellen übergeben; mancher ehrliche Mann hat ſich vielleicht noch den Kopf daran zerbrochen.

Mein guter Capitain Tibbits, ein Amerikaner, war ein jovialer und angenehmer Geſellſchafter, der zugleich durch ſeine belehrenden Erzählungen manche Stunde zu verkürzen wußte. In ſeinem Fach war er völlig zu Haus und lag den Pflichten für ſein Schiff mit großer Gewiſſenhaftigkeit ob: zu Matroſen hatte er ſich Malayen von den Philippinen erkoren, eine arbeitſame ſehr ruhige und willige Mannſchaft, welche er den weißen Matroſen welche man in den ſüdamerikaniſchen Häfen dingen kann, meiſt entlaufenes oder weggejagtes Geſindel, weit vorzog. Dieſe Malayen ſind friedlich, phlegmatiſch, und beiläufig geſagt gute Katholiken; ihre Statur iſt

* Si bene rem memini sunt causae quinque bibendi:
Hospitis adventus, praesens sitis atque futura,
Vinum et honesta dies et quaelibet altera causa.
Vor Gäſten waren wir ziemlich ſicher.

klein, ſchwerer Kopf auf einem wenig robuſten Körper, lange ſchwarze ſchlichte Haare, wenig Bart. Stirn mittel, hervorſtehend; unter der Stirn der übrige Theil des Geſichts, namentlich die kleine flache Naſe ſo verſteckt, daß eine Verlängerung der Stirnfläche weit über die Naſenſpitze hinweggehen würde. Farbe olivenbraun; Augen dunkel und ſchön, ohne gerade intelligent zu ſein; ſie geben den übrigens ſehr häßlichen Zügen einen nicht unangenehmen Ausdruck. Kinnladenbau ziemlich niedriger Ordnung, an den der Neger grenzend.

Eine weit größere Curioſität für mich waren aber die zwei Chineſen an Bord, Awaw der Steward, und Aiyung der Koch. Es war keine üble Einleitung für die Reiſe nach China, daß ich an dieſen zwei Schiffsgenoſſen, den erſten Chineſen die ich je geſehen ſofort einen nationellen Anblick und zugleich die Ueberzeugung gewann, daß die wunderlichen Abbildungen die zu uns nach Europa gelangen nicht übertrieben ſind; ich brauchte über eine Woche, ehe ich ſie ohne Lachen anſehen konnte, und in Callao durften die Aermſten kaum ans Land, weil ihr Erſcheinen jedesmal Aufläufe verurſachte. Awaw war in ſeiner Art ein ſchöner junger Mann, ſeine kleinen Aeugelchen waren kaum ſichtbar und ruhten auf wahren Fettpolſtern, ſo daß es ausſah als hätte er von einer Prügelei verſchwollene Augen; ſein Kopf war ſauber raſirt bis auf den Scheitel, den Zopf hatte er aber

bescheidener Weise um seinen Kopf gebunden, wie es die arbeitenden Klassen seines Landes thun. Seine Kleidung bestand aus sehr weiten baumwollenen Bleinkleidern und einem darüber angezogenen kurzen Hemde, und war bald schwarz, bald weiß oder gelb. Aiyung war älter und ernster, und sah stattlich aus. Jeden Sonntag konnte man die zwei auf Deck sitzen und sich gegenseitig den Kopf rasiren sehen; an diesem Tage versagte sich auch Awaw die Befriedigung seiner Eitelkeit nicht, seinen schönen schwarzen Zopf vor unsern Augen zu entfalten; wenn er seiner Zierde sich bewußt und halb verschämt so in die Kajüte trat, glich er in doppelter Hinsicht einer Ratte, die schüchtern aus ihrem Versteck hervorhüpft.

Zur Betrachtung der Thierwelt an Bord lädt die verhältnißmäßig einsame Existenz ein, und ich beginne mit unserer Schiffskatze; nicht die cat of nine tails, sondern without any tail, denn diese Zierde auf die Katzen und Chinesen so stolz sind, hatte sie eingebüßt; das Thier war sehr scheu und existirte nominell von den Ratten und Mäusen die sich im Schiffsraum aufhalten sollten, die aber auf der Lark die nur einige Geldfracht führte, wohl selbst kaum zu leben hatten; so pflegte auch die Katze jeden Abend an die Thür der Vorrathskammer zu kommen und sich mit abscheulichem Gequeil über den Verfall der hohen und niedern Jagd zu

beklagen. Von der Schiffsgesellschaft die unter Aiyung's Messer zu fallen bestimmt war, sind 20 chilenische Gänse zu erwähnen, die gelegentlich auf Deck freigelassen mit ihren Latschfüßen sehr lächerliche Bewegungen machten; zwei unselige Truthähne konnten sich mit ihren langen Beinen gar nicht aufrecht erhalten, und wurden aus Mitleid bald geschlachtet und verzehrt; desto behaglicher fühlten sich aber unsere 50—60 Hühner, welche den ganzen Tag auf Deck herumspazierten und durch diese Freiheit nicht nur schön fett wurden, sondern selbst, ein seltener Fall zur See, Eier legten; als man gar im Laufe der Reise in der Kajüte des Steuermanns ein verborgenes Nest voll Eier entdeckte, wurden wir ganz übermüthig und schwelgerisch und sannen uns eine Speise aus, die durch großen und an Bord ungewohnten Aufwand an Eiern unsern Reichthum glänzend darstellen sollte. Drollig ist die Gier der Hühner nach Fleisch, besonders nach Hühnerfleisch, und über den Cannibalismus der darin liegt mußten wir hier in der Südsee wohl ein Auge zudrücken; war ein Huhn so glücklich gewesen ein Stückchen zu erhaschen, so ererbt es damit alle Sorgen des Reichthums und Geizes; eine Schaar von Neidern ist sofort auf den Beinen ihm den Leckerbissen abzujagen, umsonst sind Wendungen und Kniffe, denn aus jeder Ecke kommt ein gieriger Feind hervor, und wenn auch die Hetze selbst gewöhnlich ohne

Verluſte abläuft, ſo bleibt doch dem unglücklichen Beſitzer keine Zeit ſein Gut in Ruhe zu verzehren. So geht die Jagd um ein einziges Stückchen Fleiſch oft eine halbe Stunde lang, und der gelangweilte Reiſende ſteht dabei und ſinnt ſich eine Parabel über die Gefahren des Beſitzes aus. Beklagenswerth waren die Zwiſtigkeiten zwiſchen unſern Hähnen, darunter namentlich ein ſtolzer Bantamhahn alle Schattenſeiten des rachſüchtigen malayiſchen Charakters enthüllte: als er ſich einmal ſo weit vergaß nicht nur einen nebenbuhleriſchen Hahn ſondern ſogar deſſen Geliebte zu mißhandeln, warf ihm der entrüſtete Capitain ein Stück Holz an den Kopf und befahl ihn auf 24 Stunden einzuſperren, ja es war die Rede davon ihm den Hals abzuſchneiden, ihm ſelbſt zu wohlverdienter Straff und Andern zum abſcheulichen Exempel, uns aber zur Hühnerſuppe, in der der alte Böſewicht doch noch mürbe geworden wäre; eine mildere Entſchließung gewann indeß die Oberhand, und man begnügte ſich das grauſame Unthier jeden Abend durch den Schiffszimmermann in eine Küſte einnageln zu laſſen! Einige Zeit nachher verwettete der Capitain dieſen Hahn an mich und ich ſchenkte ihn dem Koch Aiyung, der ihn alsbald mit zwei Ferkeln zuſammen ſperrte und zu mäſten vermeinte. Auf alle dieſe Kindereien achtet man aus Langeweile auf einer ſolchen Reiſe. Jene Ferkel, die während unſerer Reiſe gewiß um das Doppelte gewachſen

waren, überlebten dieſelbe nicht, und auch den Schafpferch mit 8 Stück aßen wir völlig leer; es waren darunter zwei chileniſche Schafe mit langen Haaren wie Hunde, die auch öfters vier Hörner wie die isländiſchen haben; nach ſüdamerikaniſcher Sitte hatte man einem dieſer unglücklichen Geſchöpfe Naſe und Ohren abgeſchnitten, um — es zu zeichnen; das arme Thier ſah ſchauderhaft aus.

Die Fahrt über den ſtillen Ocean von Oſten nach Weſten iſt wegen der günſtigen Paſſatwinde eine der angenehmſten und ſicherſten, und die ungeheure Entfernung wird raſch zurückgelegt. Unſere Reiſe von 71 Tagen konnte für eine mittelgute gelten, die Lark hatte aber einmal nur 56½ gebraucht, und die kürzeſte Fahrt die mir bekannt geworden dauerte gar nur 50 Tage. Dagegen war die Dauer der früheren Reiſen ſpaniſcher Schiffe von Callao oder Mazatlan nach Manila 6 Monate, weil dieſe nach alter Art jede Nacht förmlich beilegten, d. h. durch Stellung der Segel der verſchiedenen Maſten in einem Winkel zu einander den fördernden Einfluß des Windes hemmten. Selbſt die engliſchen Oſtindienfahrer hatten noch in den zwanziger Jahren die Inſtruction, jede Nacht unter »double reefed topsails« zu fahren, eine Segelſtellung die ſonſt nur bei heftigem Wind angewendet wird. Auch in Bezug auf die Stärke der Bemannung iſt man heutzutage weit

weniger ängstlich, indem man auf je 100 Tonnen Größe nur 4 Matrosen rechnet. Die Reise von Westen nach Osten, welche nicht wie die Hinreise in gerader Richtung sondern mit sehr starken Ausweichungen nach Norden und Süden gemacht wird, um dem hier schädlichen Einfluß der Passate zu entgehen, pflegt 120—140 Tage zu kosten. Der Südostpassat auf der südlichen, und der Nordostpassat auf der nördlichen Halbkugel wehen bis zu einer Entfernung von etwa 3° vom Aequator, und nur innerhalb dieses Gürtels vermißt der Seefahrer die sonst stetige Hülfe dieser Winde; im Monat August pflegen die südlichen Winde sich weiter nördlich zu erstrecken und den Nordostpassat zurück zu drängen. Analog ist es im atlantischen Ocean, während das indische Meer mit seinen halbjährlich wechselnden Monsoon-Winden wieder ganz eigenthümliche Verhältnisse hat.

Anfang Februar näherten wir uns jenem Gürtel der unsichern Winde, und wurden erwarteter Maaßen mehrere Tage hindurch von Windstillen, Windstößen und Regengüssen heimgesucht; am 6. passirten wir die Linie unter 120° W. L., und das Gefühl wieder auf der nördlichen Halbkugel zu sein, war mir ein sehr wohlthuendes, heimathliches, wie ich denn auch in den nächsten Tagen den über dem Horizont wieder auftauchenden Nordpolarstern mit großer Freude begrüßte. Am 15. feierte ich meinen Geburtstag an Bord, den ich im

vergangenen Jahr in Angerona erlebt hatte, und nächstes Jahr auf der Tigerjagd am Fuß der Himalayah's durch einen überglücklichen Schuß feiern sollte. Der 18. brachte uns widrigen Wind, der den Capitain als etwas völlig Unerwartetes sehr ungeduldig machte; wir trieben uns eine ganze Woche südlich der Sandwich-Inseln fast auf einer Stelle herum, ehe der Bann der uns befallen zu haben schien gelöst war. Am 6. März passirten wir den Meridian der Antipoden (nach der Länge von Greenwich nach der zur See Alles rechnet). Es ist allbekannt daß wie man nach Westen reist, die Sonne stets später aufzugehen scheint, so daß man, da diese Verspätung sich beim ganzen Erdumfang auf 24 Stunden summirt, nach Zurücklegung einer Reise um die Welt um einen Tag gegen die Zeitrechnung des Ausgangspunktes zurück sein würde. Deßhalb ist eine schickliche Auskunft in der Annahme getroffen, daß die Orte östlich von den Antipoden ihren Sonnenaufgang nach Greenwich, die westlich ihn vor Greenwich haben,* und in unserem Falle nahmen wir nach Ueberschreitung des 180. Grades an, statt 12 Stunden am 6. März zu spät, 12 Stunden am 7. zu früh gegen Greenwich zu sein, strichen also den 6. März aus unserem

* Anomalien bestehen noch in einzelnen Colonien der Südsee, früher auch in Manila, das wegen des Verkehrs mit Neuspanien seine Lage westlich von dort rechnete.

Kalender aus, und schrieben nach dem 5. gleich den 7. März. So kann man in Folge unmäßiger Reiselust um einen Tag seines Lebens betrogen werden, desto angenehmer ist aber das Gefühl daß man nun unfehlbar auf der Heimkehr begriffen ist.

Nun war unsere Reise bei andauerndem günstigem Winde ein wahres Vergnügen, denn nichts erhält den auf See ohnehin zur Schlaffheit geneigten Geist so in Spannung als das Gefühl rasch vorwärts zu kommen. Dabei war der Anblick des Schiffs, wie sein Kiel brausend die Wellen durchschnitt ein sehr malerischer, mir ganz neuer, da ich bis dahin nur Dampfschiffe und die traurige Fahrt des Mazeppa gegen die Strömung an der Westküste Südamerika's kannte. Wir waren mit Segeln überladen, namentlich hatten wir an allen Raen noch Leesegel angesetzt, durch die das Schiff die Gestalt eines ungeheuren Vogels gewann, dessen Schwingen oft links und rechts in die Wellen tauchten, wie wenn eine Schwalbe nach ihrer Art über ein Gewässer hin streicht. Ich pflegte nun auch an den Messungen der Sonnenhöhe mit dem Sextanten regelmäßig Theil zu nehmen, ein Geschäft dem sich der Neuling gern mit großer Würde und Wichtigkeit unterzieht, und die Bestimmung der zurückgelegten Strecke war in jenen Tagen, wo so stattliche Resultate herausgerechnet werden konnten, immer eine wahre Freude. Wir fanden dabei daß die Messungen

Lande zu wird das Wasser wie überall heller und heller grün. Die Tageswärme war während der ganzen Fahrt zwischen 20 und 24° R., und nur dann schwül wenn wir Windstille hatten. Ich habe endlich noch des Anblicks der Magellan'schen Wolken im tiefen Süden des gestirnten Himmels zu erwähnen, sie erscheinen als große Nebelflecken, wie ein Stück Milchstraße. Die Gegend des Südpols bietet keine bemerkenswerthen Sterne. Prachtvolle Helle des gestirnten Himmels und des Mondscheins begleitete mich auch auf dieser Fahrt.

Die Erzählungen und Angaben erfahrener Capitains sind immer der Aufzeichnung werth, und so habe ich auch von dieser Reise einige bewahrt. Capitain Tibbits schreibt dem Mond zur See großen Einfluß auf die Witterung zu, besonders dem Eintreten des Neumonds. Fast alle Wechsel des Wetters erfolgen in den Stunden zwischen 12 und 1 Uhr, und drei Viertel von allen in der gedachten Stunde des Nachts. Gewitter auf hoher See sind selten, dagegen Nebel sehr häufig. Ueber die Beschränkung des Horizontes auf hoher See hörte ich daß Schiffe bei vollkommen ruhiger See bis auf 15 Seemeilen sichtbar sind, das ganze Schiff bis nahe an den Wasserspiegel aber nur auf 2—3 Seemeilen.

Am 12. März entdeckten wir eine Insel unter 14° 20′ N. B. und 162° 36′ O. L. Greenw., ein hohes steiles Land mit weißlichen Felsen, 30 Seemeilen nördlich

von unſerem Curs. Dieſe Inſel lag S. W. bei W. von San Bartolomeo, und vorausgeſetzt daß es nicht dieſe Inſel war, welche auf vielen Karten als unbeſtimmt in ihrer Lage angegeben iſt, ſo konnten wir uns die Entdeckung wohl zuſchreiben. Schon bei der Abreiſe von Lima hatte ich meinem vortrefflichen Gaſtfreund, Herrn Rodewald die erſte Inſel die wir entdecken würden aus Dankbarkeit verſprochen, und nun war ich glücklich aus Scherz Ernſt machen zu können und wir tauften ſofort dieſes neu entdeckte Land Rodewald Island. Der Capitain hatte bereits ſein Tibbits Island von einer früheren Fahrt her, und ſolche Entdeckungen können für einer Seefahrer der den großen Ocean ſo oft wie er durchkreuzt hat, keine Seltenheit ſein; die Menge von Riffen und Inſeln, die auf den Karten nicht, oder nicht beſtimmt angegeben ſind, macht ſogar die Fahrt einigermaaßen unſicher, und koſtete den eifrigen und gewiſſenhaften Capitain manche ſchlafloſe Nacht. Der Paſſagier, der zur Vermeidung ſolcher Gefahren herzlich wenig thun kann, läßt ſich dieſelben wenig anfechten, wiewohl der Gedanke an einen plötzlichen Schiffbruch gewiß ſein ſehr Unheimliches hat. Rodewald Island war das erſte Land das wir erblickten, aber nach wenigen Tagen, am 17. erreichten wir die Gruppe der Marianen oder Ladronen, und ſegelten zwiſchen den Inſeln Saypan und Tinian hindurch. Wenn man die ungeheure

des Log oft bis 20 Seemeilen des Tags hinter dem richtigen Maaß zurückblieben, und der Capitain erläuterte daß dies bei starkem günstigem Wind stets der Fall sei; ein Beitrag zu dem anerkannten Ruf der Unsicherheit dieses Instruments. Wir legten öfters an 10 Knoten, d. i. Seemeilen oder 2½ geographische Meilen in der Stunde zurück, und diese Schnelle welche bei einiger Dauer herrlich fördert, war zugleich das Maximum der Lark, wie der Capitain mit dem Zusatze bemerkte, daß jedes Schiff sein sehr bestimmtes Maximum der Geschwindigkeit habe. Da eine Fregatte bis 13 Knoten macht, so kann ein Schiff mit 9½—10 Knoten nicht schnell genannt werden; eine Zwillingsschwester der Lark, genau wie sie gebaut, war ein vorzüglicher Schnellsegler, und dies ist ein Beweis daß in der Schiffbaukunst die absoluten Regeln nicht gefunden sind, aus denen die höchste Schnelligkeit erzielt werden kann.

Die Lark hatte indeß noch einen andern unangenehmen Fehler, den des Rollens von einer Seite zur andern; da sie überdies gar nicht beladen war so empfanden wir das Uebel in einem solchen Maaße, daß z. B. von Spazierengehen auf Deck wochenlang nicht die Rede war; beim Essen saßen wir wie Papageien angeklammert, in der Hand den Suppenteller der die seltsamsten Winkel mit dem Niveau der Kajüte machen mußte, um nicht seinen Inhalt dem Nachbar in's

Geſicht zu ergießen; des Nachts keilte man ſich, mit der Enge eines Schiffbettes nicht zufrieden, zwiſchen zwei Kiſſen ein, und wurde doch oft durch Rippenſtöße unterbrochen, die ſich mit den Träumen des Opfers mehr bizarr als anmuthig aſſociiren.

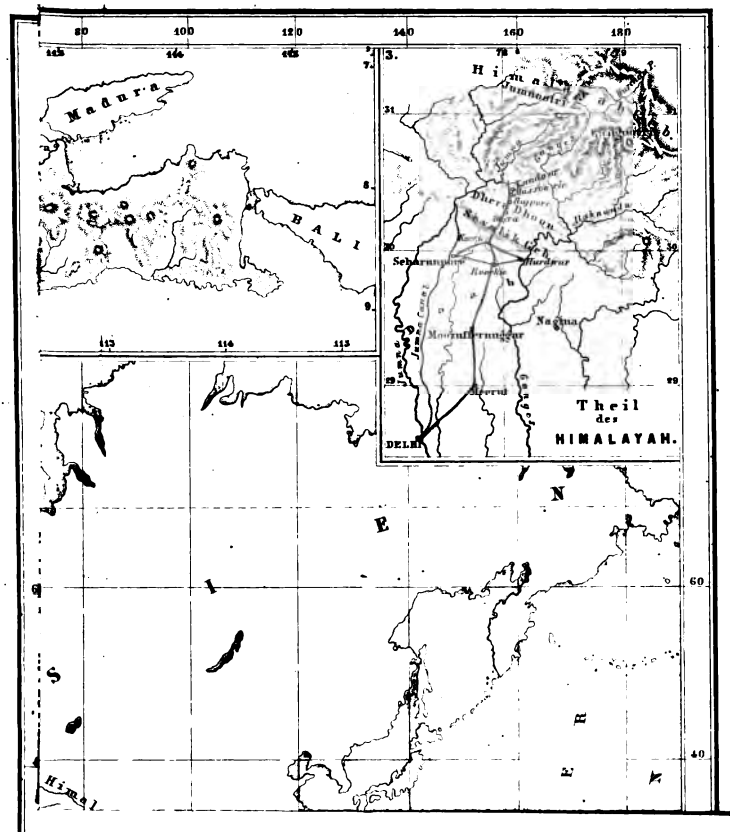
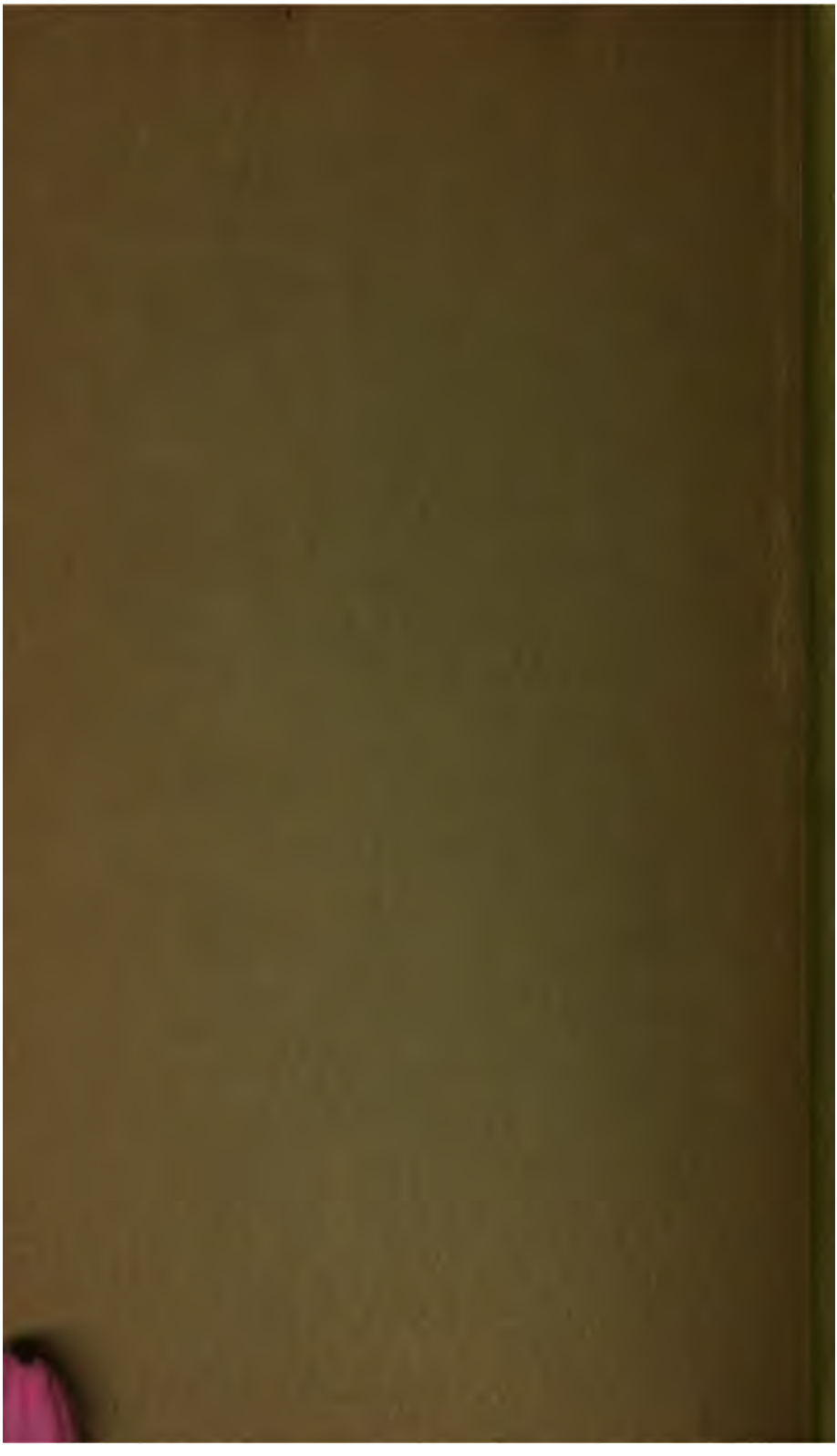
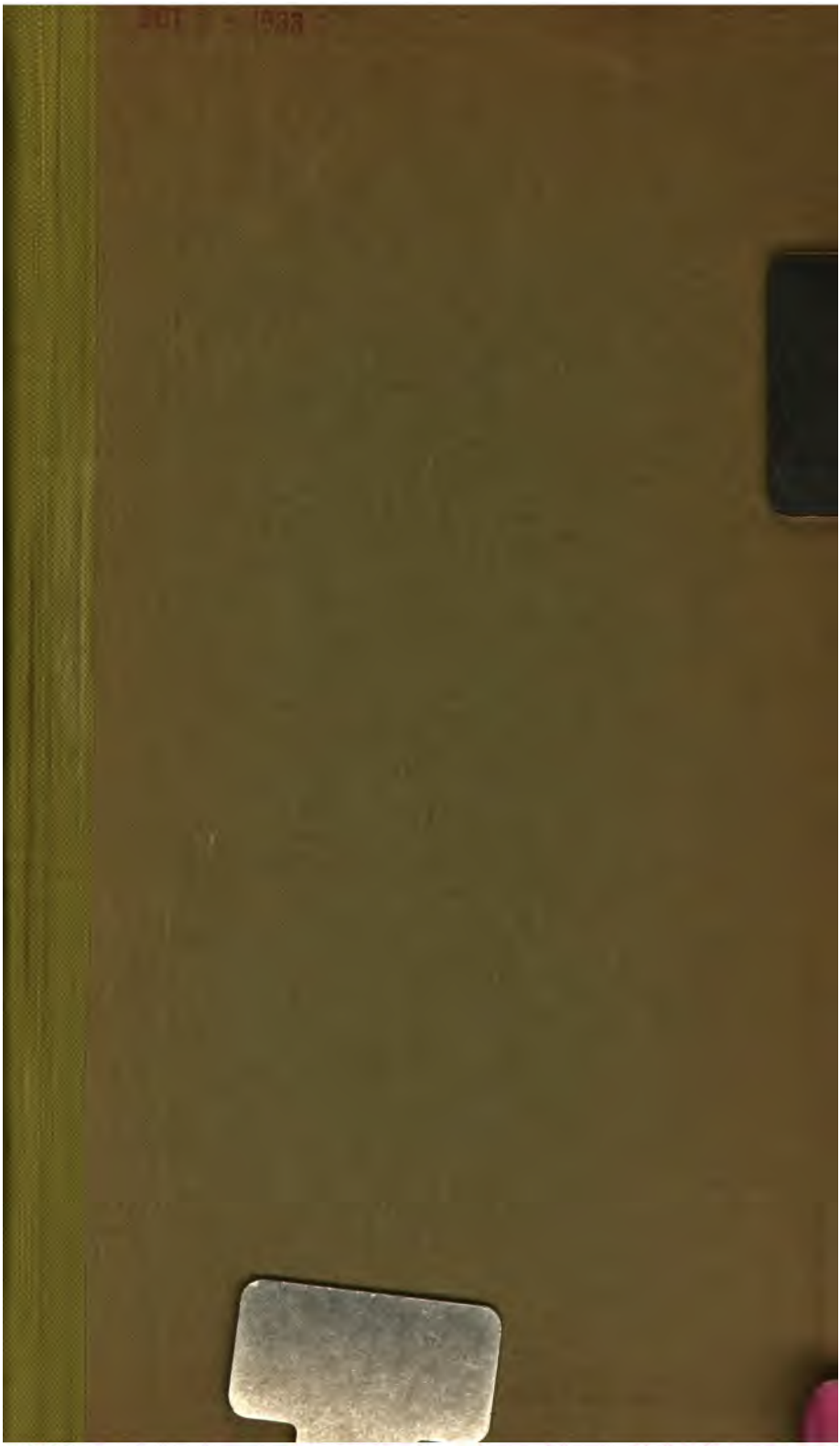
An den gewöhnlichen Begleitern der Segelſchiffe, Delphinen, Wallfiſchen, fliegenden Fiſchen, Seevögeln aller Art fehlte es nicht, und wir erwarteten täglich einem Wallfiſchfänger zu begegnen, auf deren Jagdrevier wir uns befanden; ich beklage nie den rieſenhaften Albatros geſehen zu haben, da aber dieſer Vogel erſt in der ſüdlichen gemäßigten Zone heimiſch iſt, hatte ich keine Ausſicht dazu. Dafür ſah ich auf dieſer Reiſe Sturmvögel, die indeß keinen Sturm prophezeiten und auch auf die Schiffsgeſellſchaft keinen Eindruck machten, ſo verhängnißvoll auch der Anblick dieſer Geiſter ertrunkener Seeleute dem allgemeinen Glauben nach iſt; die malayiſchen Matroſen waren dem ohnehin fremd, und die Amerikaner ſind für Geſpenſter und Aberglauben wenig zugänglich. Das einzige Mal daß ich in Nordamerika von Geſpenſtern hörte, war in Erie, wo meiſt Deutſche anſäßig ſind.

Das Seeleuchten hatten wir auf dieſer Reiſe jede Nacht, ſtets in dem durch das Schiff aufgeregten Waſſer, wo es mit Luftblaſen gefüllt iſt. Am Tag fand ich bei Sonnenſchein den ſtillen Ocean hellblau, während mir der atlantiſche dunkelblau erſchienen war; nach dem

Entfernung dieſer Inſeln von der Weſtküſte Südamerika's betrachtet, trotz welcher wir nur durch aſtronomiſche Berechnung und die Sicherheit der Chronometer unſerer anfänglichen Abſicht gemäß gerade auf dieſe Meerenge ſtießen, ſo liegt darin nicht nur ein ſehr ſchmeichelhaftes Zeugniß für die Geſchicklichkeit des Capitains, ſondern auch zugleich ein Triumph für das erfindungsreiche Menſchengeſchlecht, welches das Weltmeer ſo ſicher befährt wie eine alltägliche Landſtraße. Beide Inſeln waren in Sicht, an Saypan fuhren wir in einer Entfernung von nur 8 Seemeilen vorüber, es iſt eine anſehnliche bergige Inſel mit zwei Gipfeln, deren einer ein vulkaniſcher Krater zu ſein ſchien; durch Fernröhre erkannten wir ſteile Klippen, aber auch Palmen und friſches Grün; um menſchliche Wohnungen zu entdecken reichte die Stärke der Gläſer nicht aus.

Die Merkmale des Endes der Reiſe mehrten ſich nun; der Capitain ließ den Anſtrich des Schiffs erneuern und zum Schutz gegen chineſiſche Piraten die paar Kanonen die wir führten, in Stand ſetzen. Am 21. März wurde eine Landſchwalbe gefangen; am 26. Abends kamen die Baſhee-Inſeln, zwiſchen Formoſa und Luzon gelegen, in Sicht, und wir gelangten nun in das chineſiſche Meer. Hier empfing uns heftiger Sturm und haushohe Wellen, an zwei Tagen konnten wir keine Obſervationen der Sonne vornehmen, ein Fall der auf

der ganzen bisherigen Reise nur Einmal sich ereignet hatte, und wir waren in ernstlicher Besorgniß, in diesem eingeschlossenen Meer das an bösen Klippen und Sandbänken reich ist, noch den Gefahren zu erliegen, welche auf hoher See dem Reisenden fern sind und ihn gerade in der Nähe des sichern Hafens am verderblichsten bedrohen. Am 30. März endlich erblickten wir die Insel Grand Lema, an der Küste von China unweit Hongkong gelegen, und gegen Mittag näherte sich uns eine chinesische Junke in aller ihrer Abenteuerlichkeit, welche sich sofort als ein Lootsenboot auswies. Sowie denn nach seemännischen Begriffen die Reise mit der Ankunft des Lootsen an Bord beendigt ist, so schließe auch ich hier, um mit dem Beginn des nächsten Bandes den Leser in den Hafen von Hongkong zu geleiten.



Madura
BALI
Himalaya
Jumnoutri
Dhera Dhoon
Seharunpur
Hurdwar
Nagina
Moozufferunggur
Meerut
DELHI
Theil des HIMALAYAH.
S I E N
E R
Himal